This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

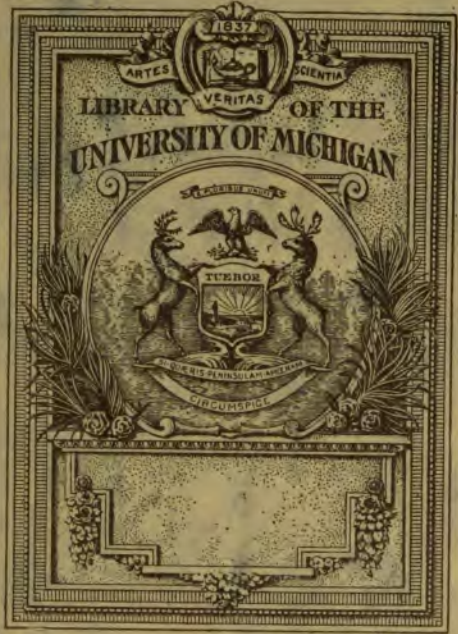
Über Google Buchsuche

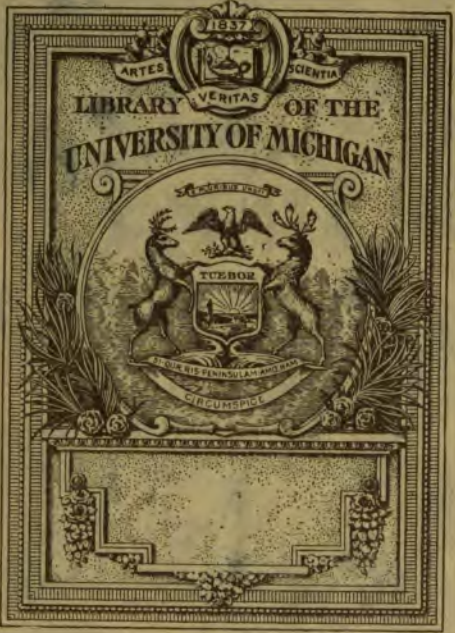
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,016,959

Anton Bettelheim

Marie von Ebner-Eschenbach


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

83 %
E 170
B 56

Anton Bettelheim

Marie von Ebner-Eschenbach

*

Die Dichterin im 70. Lebensjahr

Anton Bettelheim 1851-

Marie von Ebner-Eschenbach's

Wirken und Vermächtnis

Verlag von Quelle & Meyer Leipzig

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Quelle & Meyer, Leipzig 1920
Einbandzeichnung von Paul Hartmann
Druck von Dr. Reinhold & Co., Leipzig

February 12, 1923

MEINER GELIEBTEN SCHWESTER

CAROLINE v. GOMPERZ-
BETTELHEIM

ZUM ERSTEN JUNI 1920

*

385458

Vorwort.

Selten hat Marie von Ebner-Eschenbach Lust und Muße gefunden, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens aufzuzeichnen. Unablässig durch Ausdenken und Ausfeilen neuer Schöpfungen in Anspruch genommen, war die Rastlose stets gewohnt, vorwärts zu schauen, und wenig geneigt, sich mit Rückblicken aufzuhalten. Das erfuhr ich, der sie seit dem Beginn unserer Bekanntschaft, zunächst anfangs der achtziger Jahre als Feuilleton-Redakteur der „Presse", dann bei der Begründung meiner „Biographischen Blätter" bat, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, nicht nur dazumal. In ihrem siebzigsten Lebensjahr, 1900, überraschte mich der Verlag ihrer gesammelten Schriften mit der Aufforderung, ihr Leben zu beschreiben; ich lehnte die lockende Aufgabe zuerst mit der Begründung ab, daß einzig und allein die Dichterin selbst zur Erfüllung dieses Wunsches berufen sei: Zeuge dessen ihre gelegentlichen, unübertrefflichen selbstbiographischen Mitteilungen: ihr Beitrag für den Sammelband die Geschichte des Erstlingswerkes; die Nachrufe für ihre Lebensfreundinnen Louise von François und Betty Paoli; die Plauderei über ihre Uhrensammlung; die tiefgreifende Skizze „Bei meinen Landsleuten"; die wundervollen Bildnisse nach der Natur: „Mein Neffe" und „Armer Junge" „aus einem Zyklus Familienporträts". Allein allen Zuredens ungeachtet ließ sich die Meisterin nicht bestimmen, diese — erstaunlicherweise bis zur Stunde nicht in Buchform vereinigten — biographischen Einzelheiten zu ergänzen und zu dem von ihr erbetenen und erwarteten Gegenstück zu Grillparzers leider nur fragmentarischer Selbst-

biographie abzurunden. Desto freundlicher stellte sie mir — nicht erst für meine 1900 erschienenen „Biographischen Blätter: Marie von Ebner-Eschenbach“ — auf meine Bitte Familien-Papiere, literarische Briefwechsel mit Eduard Devrient, Laube, Halm, verschollene Erstlingsdrucke, Handschriften etc. zu Gebote. Gemehrt durch gütig und reichlich gewährte Antworten auf mündlich und schriftlich gestellte Fragen und manche Mitteilungen aus dem Freundeskreis der Dichterin, fand meine anspruchslose Gelegenheitsschrift, Dank diesen zum erstenmal fließenden Quellen, freundlichen Willkomm, auch bei Fachkennern wie Minor und Erich Schmidt.

Seither sind zwei Jahrzehnte verflossen, die der Ebner-Gemeinde zwei autobiographische Meisterproben der Dichterin schenkten: die 1905 veröffentlichten Skizzen „Meine Kinderjahre“ und die kurz vor ihrem Tode abgeschlossenen, 1916 erschienenen „Erinnerungen an Grillparzer“, Gaben, die das Verlangen nach weiteren vollständigeren Aufschlüssen über Lebensgang und Lebenswerk der außerordentlichen Frau nur zu steigern vermochten. Und so große Scheu sie nach wie vor trug, die Öffentlichkeit mit ihren persönlichen Schicksalen zu befassen, am Ende ihrer Tage, auf der Höhe ihres Ansehens als Matriarchin der deutschen Dichterinnen versagte sie sich nicht mehr völlig der Berechtigung des Drängens ihrer Anhänger und Freunde.

Als Siebzigerin begann sie Auszüge aus ihren fast sechs Jahrzehnte umspannenden Tagebüchern anzufertigen und die Ordnung ihrer Briefwechsel, Manuskripte, Drucke für das Zdislawitzer Familien-Archiv zu veranlassen. Noch bei Lebzeiten stiftete sie mir die Tagebuch-Auszüge aus den Jahren 1867—1904, und dem Entgegenkommen der Ihrigen, insbesondere ihrer Nichte Frau Gräfin Marie Kinsky-Dubsky und ihres Neffen

Graf Victor Dubsky, hatte ich nicht bloß den Abschluß dieser Tagebuch-Auszüge für die Zeit von 1904—1916, sondern überdies vollen Einblick in die Schatzkammer des Zdislawitzer Ebner-Archives zu danken, deren Kostbarkeiten mir auch in Wien zugänglich gemacht wurden.

Stofflich dürfte dieses Ebner-Buch deshalb Neues bieten, das die alte, der Künstlerin und Persönlichkeit längst und in allen Lagern gezollte Verehrung immer tiefere Wurzeln wird schlagen lassen. Hat doch unter den Dichterinnen Österreichs nur noch die Schöpferin der Suleika-Lieder, die Linzerin Marianne Willemer-Jung in ganz Deutschland gleiche Liebe gefunden, wie Marie Ebner, die unter den großen Erzählerinnen der Welt-Literatur des XIX. Jahrhunderts — der Staël, George Sand, George Eliot, — als Ebenbürtige fortleben wird.

Und mehr noch als in der Vergangenheit, wird Marie Ebner in Gegenwart und Zukunft als Denkerin, Warnerin, Sorgenbrecherin und Trösterin der Nachwelt immer werter und vertrauter werden. So viel sie den Mitlebenden auch war und gab, den Überlebenden wird sie noch mehr sein und geben. Einer der größten Moralisten Frankreichs, der Freund Mirabeaus, einer der Stimmführer und Blutzeugen der französischen Revolution Chamfort hat das trostlose Wort gesagt: „Wer mit 40 Jahren kein Misanthrop ist, war niemals ein Menschenfreund.“ Marie Ebner ist 86 Jahre alt geworden und ist eine Menschenfreundin geblieben, obwohl sie tiefer als Millionen Anderer in die kranke Welt unserer Zeit geschaut, schmerzlicher als ungezählte andere stumpfere Geister und Gemüter unter dem Weltkrieg und seinen furchtbaren Folgen für ihr engeres Vaterland und die irregewordene Menschheit gelitten hat. Allem Elend, Jammer und Greuel zum Trotz hat sie

sich von Verzweiflung nicht überwältigen lassen. Bis zum letzten Atemzuge ist sie ihrer Heilslehre, dem „Menschenglauben", treu geblieben. Und als die Wegweiserin und Werkmeisterin einer menschenwürdigeren Weltordnung wird auch sie durch ihr fortwirkendes Beispiel die Wahrheit bekräftigen: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit."

Habrowan, Ende Oktober 1920.

Anton Bettelheim.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort VII

Einleitung 1

I. Zdislawitz 17

II. Im Ebner-Archiv / Richelieus Ende / Erste und letzte Aphorismen 27

III. Kinderjahre 39

IV. Bis zum Jahre 1848 / Brautstand und Ehe 76

V. Leidensjahre 108

VI. Plutarch der Unberühmten / In der Deutschen Rundschau / Aphorismen 150

VII. Neue Freundschaften: Louise von François / Paul Heyse / Vom 50. bis 70. Jahre 205

VIII. In Rom 229

IX. 80. Geburtstag / Ausgang 247

Quellen und Anmerkungen 308

* * *

Einleitung.

Kurz vor Kriegsausbruch, im Hochsommer 1914, wurde Marie Ebner um einen Beitrag für ein Gedenkbuch zum fünfundzwanzigsten Jahrestag von Anzengrubers Tod angegangen. In ihrer rührenden Schüchternheit zauderte sie eine Weile, bevor sie dem Wunsch willfahrte, mit einem Blatt, das in den Stürmen dieser Tage nicht verweht werden soll: „Kann man etwas zu seinem Lobe schreiben oder sprechen, das nicht schon geschrieben oder gesprochen wurde? Ein Biograph hat uns ein lebenatmendes Bild von ihm geschenkt, eine große Anzahl hochstehender Literarhistoriker hat ihm reiche Würdigung zuteil werden lassen. Es ist des Guten über ihn schon so viel gesagt, daß Besseres nicht mehr gesagt werden kann, aber viel bleibt noch für ihn zu t u n. Wir sollen den Reichtum, den er uns hinterlassen hat, genießen und seinen Geist in uns lebendig erhalten, es ist ein Geist der Reinheit und der Kraft. Mit scheinbar kunstlosen Mitteln hat er höchste Aufgaben der Kunst erfüllt. Lesen, lesen wir die Bücher des großen Erzählers, bewahren wir uns einen offenen Sinn und ein warmes Herz für den großen Dramatiker. Er hat als ein ganzer Mensch und ganzer Dichter viel geliebt, viel gehaßt und viel gekämpft, er hat immer das Rechte gewollt und es wie oft erreicht. Halten wir fest an ihm und wenn auch seine heute noch weit verbreitete Gemeinde in nicht gar ferner Zukunft zu einem Häuflein Getreuer zusammenschmelzen sollte, vielleicht — oft schon ist das Unwahrscheinliche zum einzig Wahren geworden — vielleicht kommt noch die Zeit, in der das Wort gelten wird: Zurück zu Anzengruber heißt: Vorwärts!"

Absichtslos hat Marie Ebner in diesem Anzengruber-Text die Losung ausgegeben für die wirksamste Pflege ihres eigenen Andenkens. Taten scheinen ihr notwendiger und heilsamer als Worte. Dabei dachte die Ebner nicht an Huldigungen, nach denen die Bescheidene nie gestrebt hat. Wohl werden und sollen die Frauen Wiens es sich nicht nehmen lassen, der ersten und einzigen Ehrendoktorin unserer Universität eine Büste in den Hallen unserer Hochschule zu widmen. Und in kommenden Friedenszeiten mögen kommende Geschlechter im Volksgarten als Gegenstück zum Grillparzer-Monument Sorge tragen für eine Bildsäule Marie Ebners, umgeben von den Hauptgestalten ihrer Werke, tragischen und humoristischen, deutschen und slawischen, Menschenkindern und Tieren — denn der Hund Krambambuli, eines der beseeltesten Geschöpfe unserer Dichtung, darf in Marie Ebners Gefolge so wenig fehlen wie die Freiherren v. Gemperlein, Lotti die Uhrmacherin, die Sportskomteß Muschi und Pawel, das Gemeindekind. Nur darf niemand wähnen, mit diesen und anderen noch so wohlverdienten Ebner-Monumenten, Ebner-Preisen und Ebner-Stiftungen ihrem Gedächtnis genug zu tun.

Marie Ebner hat nicht ihres persönlichen Ehrgeizes wegen gelebt und gestrebt. Kränze haben sie wenig bekümmert, der Mammon hat sie nie gelockt. In einem tief ernsten, poetischen Selbstbekenntnis redet sie nur scherzhaft von ihrem „armen Rühmchen“ und einem Vertrauensmann erklärte sie geradezu: der Ruhm ist nichts, Schaffen ist alles. Dieser Drang, um nicht zu sagen dieser Zwang, zu schaffen, beherrschte nach ihrem eigenen Ausspruch dämonisch ihr Dasein fast von seinen Anfängen bis in das höchste Greisenalter. Sie hat mit sieben Jahren begonnen und mit fünfundachtzig Jahren nicht aufgehört, zu dichten. Sie fand in ihrem Kindergebetbuch geistliche

Trostgedanken von Pierre Corneille und sie versuchte sich, zum Entsetzen ihrer guten Großmutter, auf der Stelle gleichfalls mit französischen Versen. Und sie hielt als Achtzigerin ihre rastlose Lebensarbeit noch nicht für abgeschlossen mit ihren wundervoll reichen Grillparzer-Erinnerungen und den Geist und Herz stärkenden Blättern aus dem von ihr sogenannten „Zeitlosen Tagebuch". Neunzig Jahre wollte sie gern werden, nicht aus Lebenslust, nur um in unverminderter Schöpferseligkeit ein paar Pläne auszuführen, die hell vor ihren Augen standen.

Ebenso früh wie ihr Dichterberuf regte sich ihr Samariterberuf, dem sie ebenso treulich bis zum letzten Atemzug anhing. Sie wollte als kleines Mädchen auf dem väterlichen Stammgut einem rohen Verwalter, dem Burggrafen, der einen alten Teichgräber mit dem Stocke mißhandelte, mit ihren schwachen Kinderhändchen wehren. Und sie empfing einen noch stärkeren Eindruck im Konzert einer verwitweten Klavierlehrerin und ihres todkranken unmündigen Sohnes. An jenem Abend erfuhr sie, daß eine Armut neben uns hergeht, die zu stolz ist, um zu sagen: Gib und hilf! Seit jener Stunde hat Marie Ebner mit vollen Händen gegeben, nicht nur, wenn Würdige oder weniger Würdige sich um Beistand an sie wandten. Sie gab wenn möglich noch williger und freudiger, wenn sie verschwiegenen Kummer ahnte und aufspürte. Die Gunst des Geschickes vergönnte ihr überdies, nicht nur den von gemeiner Not Verfolgten wohlzutun. Sie vermochte auch den mit Glücksgütern Gesegneten und den Reichen im Geiste zu helfen mit den Liebesgaben ihrer Einbildungskraft und Laune. So hat sie uns alle beschenkt als Trösterin und Sorgenbrecherin, und so wird sie noch unsere Enkel und Urenkel beschenken, stärken, beglücken in Kunst und Leben durch ihr Vermächtnis, durch ihr Beispiel.

durchgemacht. Sie sprach Französisch fließender als Böhmisch, und Böhmisch mit den Dienst- und Landleuten des Stammgutes Zdislawitz eifriger als Deutsch, so daß sie, als sie durch Anastasius Grüns „Letzten Ritter“ und eine ihr zum Geburtstag geschenkte einbändige Schiller-Ausgabe zur Nacheiferung geweckt wurde, nach ihrem eigenen Bekenntnis erst lernen mußte, deutsch zu denken. Desto feuriger und rascher holte sie das Versäumte nach. Marie Ebner, die, unbeschadet ihrer dichterischen Anflüge in ihrer Mädchenzeit, so verwegen ritt und so trefflicher schoß wie nur irgendeine Sportkomteß Muschi, wurde gleich im ersten Jahrzehnt ihrer Ehe eine so kenntnisreiche Frau, daß es ihr, wenn Damen schon dazumal Universitäten hätten beziehen dürfen, ein leichtes gewesen wäre, die Doktorprüfung aus Geschichte und Literaturgeschichte zu bestehen. Akademische Grade lagen aber der Ebner jener Zeit nicht im Sinne. Sie wollte die Bühne erobern, vor allem das schwärmerisch geliebte, alte Burgtheater, in dem ihr Vater, wie sich das für einen altösterreichischen Kavalier gehörte, seine Stammloge hatte.

Zunächst beschäftigten sie große historische Tragödien. Sie begann einen „Cinq Mars“, dessen Hauptgestalt Richelieu wurde. Sie vollendete eine „Maria Stuart in Schottland“, die zur dauernden Ehre Eduard Devrients dieser Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, dazumal Intendant in Karlsruhe, sofort in ihrem Wert erkannte, annahm und aufführte. Sie wählte Marie Roland zur Heldin eines Dramas, dem Halm seinen Anteil nicht versagte, dem aber der revolutionäre Vorwurf alle Hofbühnen versperrte. Daneben und danach entstanden kleinere und größere moderne Schauspiele, „Die Veilchen“, „Die Schauspielerin“, „Das Geständnis“ und eine von Laube 1873 in seinem neube-

gründeten Wiener Stadttheater gebrachte Gesellschaftskomödie „Das Waldfräulein“. Zwei Welten stellte die Zweiundvierzigjährige einander gegenüber; im Zerrspiegel den Hochadel, wie er nicht sein soll; im Zauberspiegel den Hochadel, wie er sein soll. Dort Sportsnarren und Putznärrinnen, Schuldenmacher und Mütter auf der Hetzjagd nach Schwiegersöhnen. Hier reine, Hohes erstrebende Reformer, liebliche, weltfremde Naturkinder eines kerngesunden Landadels. Die Theatergänger ließen das „Waldfräulein“ nicht im Stich; es konnte sich ein dutzendmal sehen lassen. Die Tageskritik faßte dagegen das Stück so rauh an, daß Marie Ebner mit ihren Angehörigen beschloß, den Theaterbetrieb fortan zu meiden. Sie hat diesen Verzicht schwer verwunden. Noch schwerer traf der Verlust ihrer aufstrebenden Kraft unsere Bühnen, die niemals reich waren an Wiener Lustspielen höheren Stils. Unfertiges und Unzulängliches aus jener Frühzeit der Ebner soll weder verschwiegen noch beschönigt werden. Daß sie trotzdem das Zeug in sich hatte, Sitten und Unsitten der heimischen Aristokratie lebenstreu auf der Bühne zu zeigen, sagten nicht nur die Sachkundigsten, Halm und Laube. Das bezeugen unwiderleglich viele folgende Leistungen der Novellistin. Ich halte zum Beispiel „Die Freiherren von Gemperlein“, die zuerst mit dem Untertitel „Porträt-Studie“ veröffentlicht wurden, unbekümmert um die epische Einkleidung, für ein vollendetes Lustspiel, das ein weiser Dramaturg mit zart nachhelfender Hand, etwa mit Baumeister und Gabillon, ohne weiteres aus dem Buch auf die Bühne hätte holen können. Und ich glaube, daß auch „Das Gemeindekind“ nur des berufenen Beschwörers harrt, um als echtes rundes Volksstück die Massen und Kenner gleicherweise zu bezwingen.

In den siebziger Jahren wagte sich die so grausam aus ihrer theatralischen Sendung gerissene Dichterin nur mehr als Erzählerin, und auch da zögernd und zaghaft genug, hervor. Wer heute den Brief liest, in dem Marie Ebner im März 1875 ihren früheren dramaturgischen Beschützer Eduard Devrient bittet, ihm einen, den ersten Band ihrer Geschichten widmen zu dürfen, muß lächeln, wenn er an die Stelle kommt: „Es ist eine schmale Ernte, die ich jetzt — so ziemlich am Ende meiner Laufbahn angelangt — einheimse.“ Die Fünfundvierzigjährige ahnte nicht, daß sie nun erst am Anfang einer langsam und hochaufsteigenden Laufbahn als Erzählerin stand, daß sie erst jetzt sich selbst entdecken und allmählich auch von anderen entdeckt werden sollte, nach dem Urteil der strengen und wahrhaftigen Louise v. François als die „geistvollste und gedankenklarste Frau, die je in Deutschland geschrieben.“

Zunächst, in dem Jahrfünft von 1875 bis 1880, erging es der Erzählerin der „Gemperlein“ und der „Bozena“ noch schlechter als der Bühnendichterin. Ihre Bücher wurden wenig beachtet und so gar nicht gekauft, daß Baron Cotta gelobt haben soll, nie wieder Geschichten von Frauenhand, am allerwenigsten von einer österreichischen Aristokratin, zu verlegen. Und von ihrer folgenden Novelle heißt es in ihrem Tagebuch vom 27. Mai 1878: „Die Gemperlein haben soeben ihren fünften Korb erhalten. Spemanns Zurückweisung war mir unangenehm, die Cottas schmerzte, die Westermanns verdroß mich, die Rodenbergs ließ mich fast gleichgültig, die von den „Fliegenden Blättern“ aus München überraschte mich.“ Ihr nächstes Werk, ein Spruchbüchlein, mit dem nichts weniger als appetitreizenden Titel „Aphorismen“, sollte nicht wieder, wie ein lästiges Bettelkind abgewiesen, von einem Weltverlag zum an-

deren wandern; deshalb ließ sie es vorlieb nehmen unter dem Notdach eines Berliner Buchhändlers, der allerhand auf die Schönheitspflege der eleganten Damenwelt berechnete Schriften feilhielt und das Bändchen auf das niedlichste, allerdings auch so preiswert ausstattete, daß Marie Ebner in ihrem Tagebuch besorgt fragte: „Dreihundert Aphorismen um drei Gulden. Wer wird das kaufen? Kommt das Stück auf einen Kreuzer.“ Fanny Lewald nahm die Antwort — in einem Brief von Rodenberg — vorweg; sie stellte die just erschienenen Aphorismen über die Maximen von Larochefoucauld. Und sicherlich sind die Aphorismen nicht nur im Lebenswerk der Ebner eine Leistung ohnegleichen. Wo und wie waren ihr diese zwischen Tiefsinn und Frohsinn schwebenden, aus Witz und Weisheit wundersam gemischten, Weltlauf und Schicksal frei und kühn, neu und selbständig erfassenden Schlagsätze aufgegangen? Wann war sie auf die deckende höchst persönliche Form dieser Betrachtungen gekommen? Sie verliert darüber im Briefwechsel kaum ein Wort. Den Reichtum dieser Gabe auszuschöpfen wird niemandem leicht fallen. Den Reichtum dieser Gabe hat nicht einmal Marie Ebner selbst ausgeschöpft, denn ihre Aphorismen sind der Inbegriff ihrer Ethik und Aesthetik, auf die sie die Probe in ihren Erzählungen machte. Eine ältere Generation hätte die Prophetin dieser Weisheit vielleicht als Minerva Moraviae gepriesen. Louise v. François nannte sie gut deutsch in einem vertraulichen Brief an Erich Schmidt schlichter und besser ein Kinderherz unter einem Mannesschädel. Sie kennt die meisten Männlein und Weiblein, die sie malt, bis in ihre verborgensten Herzfalten; sie durchschaut ihre Gebrechen und Eitelkeiten mit dem Auge der Denkerin: vor Gehässigkeit oder gar vor Menschenverachtung behütet sie das Mitleid, die Nach-

sicht, die Duldsamkeit eines Mutterherzens, das selbst die mißratensten Kinder nicht völlig preisgeben kann.

An dieser seltenen, eigenartigen Vereinigung von außerordentlicher Geistesschärfe und grenzenloser Seelengüte labten sich die besten Leser ihrer Bücher. Und im persönlichen Verkehre wurde jedem, der in ihre Nähe kam, wohl zumute durch die gleiche, Zutrauen weckende Art einer milden, weitschauenden Mutternatur. Sie verstand und vertrug sich mit den mährischen Bauern von Zdislawitz so leicht, wie mit den Älplern ihrer Sommerfrischen in der Schweiz und im Salzkammergut. Und ebenso vortrefflich verstand sie sich mit den Wiener Uhrmachern, deren Handwerk sie sich aus Liebhaberei zueigen machte und die so stolz auf ihre Meisterschülerin wurden, daß ihre Gilde sie zum Ehrenmitglied erwählte und ihrem Leichenzug mit ihrem Banner das Geleite gab bis in die Stephanskirche. Wenn man über ihre Schwelle trat, dann geschah alles, was in ihrer Macht stand, um vergessen zu machen, daß man bei der ersten deutschen Dichterin war. Ueberbescheiden, sprach sie nie von sich, nur von den Angelegenheiten ihrer Besucher. War das Gespräch aber im Gang, dann merkte der Kühle wie der Schwärmerische, daß solcher Feinheit und Freiheit des Geistes, solcher Sanftmut bei so untrüglicher Lebenserfahrung, so sicherer Würde bei so grundehrlicher Anspruchslosigkeit doch nur Eine in der Urbedeutung des Wortes Einzige fähig war: Marie v. Ebner-Eschenbach. Wer immer versucht hat oder versucht, dies Wunderwesen zu schildern, wie es wirklich gewesen ist, ihr Gatte, ihre Verwandtschaft, ihr Bekanntenkreis, schlägt Töne an, die überschwänglich klingen und doch nicht entfernt der Wahrheit gleichkommen. Rufen wir deshalb die zuverlässigste Zeugin auf. Glaubhafter und sachkundiger, als ein anderer das vermöchte, hat

Marie Ebner sich selbst porträtiert in allen Stufenjahren ihrer Entwicklung. Als siebenjähriges Kind in der „Ersten Beichte". Als zweiundfünfzigjährige Generalin im „Muff". Als Schloß- und Exzellenzfrau von einigen achtzig Jahren in der „Sünderin".

Eine Meisterin des Vortrags, der ganz besondere Liebling der Ebner, Auguste Wilbrandt-Baudius, erweist sich als Vorleserin des „Muff" und der „Sünderin" bis in die Eigenheiten des Tonfalls der Dichterin als ihre Doppelgängerin. Ich bescheide mich über diese Selbstporträts deshalb einstweilen kurz mit dem schlichten Wort: von ihren Kindertagen bis an ihr Lebensende ist Marie Ebner sich gleich geblieben im Wahrheitsmut der Siebenjährigen, die lieber dem Gelübde gemäß freiwillig den Tod suchte, als nach der Beichte nochmals zu sündigen; im Samariterſinn der Fünfzigerin, die selbst angesichts übereilter Wohltat niemals den heiligen Martin zum Muster nahm, der den Armen nur den halben, nicht gleich der Ebner den ganzen Mantel schenkte. Und in der alles verzeihenden Großmut der Achtzigerin, der ihr Lebensspruch nicht bloßer Lippendienst war:

„Verständnis für jedwedes Leid,
Erbarmen, mild mit jedem Fehle,
Daran in dieser Zeitlichkeit
Erkennst du die erwählte Seele."

In solcher Gesinnung ist Marie Ebner eine Erzieherin, eine Seelsorgerin für uns alle, obenan für sich selbst geworden. In solcher Gesinnung hat sie rastlos an sich gearbeitet und schonungslos gegen die eigene Person in ihrer Lebensführung und in ihrer Kunstübung jederzeit ihr Gebot sich vor Augen gehalten: „Der von einem ausgezeichneten Lehrer nicht alles verträgt, Härte, Hohn, Prügel, ist kein lernbegieriger Schüler."

Eine lernbegierigere Schülerin als Marie Ebner hat es aber nie und nirgends gegeben. Sie sah niemals ihre künstlerische Erziehung als abgeschlossen an. In jungen und alten Tagen ging sie mit gleicher Unverdrossenheit in die strengste Schule, beugte sie sich mit gleicher Demut den rechten Meistern. Zu Beginn ihrer Erzählerlaufbahn wurde ihr Turgenjew eine Offenbarung. „Ich lerne Gottfried Keller kennen", schreibt sie im Januar 1875 in ihr Tagebuch. „Welch' ein Meister! Marie Ebner, lerne, lerne, lerne!" Ein Vierteljahr später liest sie, hingerissen, „Die letzte Reckenburgerin" von Louise v. François, und Marie Ebner, sonst überängstlich und scheu, ruht nicht, bis sie mit der Schöpferin dieses Wunderwerkes in einen menschlich und künstlerisch gleich ergiebigen Verkehr kommt, in dem sie dankbar, ohne die geringste Wehleidigkeit, auf jeden Einspruch achtet, jeden Tadel beherzigt. Am meisten aber lernt sie vom Meister aller Meister, vom leibhaftigen Leben. „Was will ich mit dieser Arbeit?" heißt es in ihrem Tagebuch über ihre Geschichte „Glaubenslos". „Was ich mit jeder meiner Arbeiten will, möglichst einfach die Lebensgeschichte oder ein Stück Lebensgeschichte eines Menschen erzählen, dessen Geschicke mir besonderes Interesse eingeflößt haben. Ich habe die Anregung, ein Buch zu schreiben, nie durch ein Buch, sondern immer nur durch einen Menschen empfangen."

An solchen Anregungen hat es im Leben einer Fünfundachtzigjährigen nicht fehlen können: das Meistergeheimnis der Ebner war nur die Art, die Auswahl, die Ausführung ihrer Studien nach der Natur. Ihre eigenen Schicksale haben ihr unzählige fremde Schicksale vor Augen geführt. In Zdislawitz, wo sie geboren, getraut und begraben wurde, hat sie vier, fünf Generationen im Stammschloß und in allen ihr wohlbekannten reichen

und armen Dorfwohnungen kommen und scheiden sehen. In Wien hat sie durch ihre vornehme Abkunft la cour et la ville, das Kavaliersleben vom Vormärz bis in die jüngste Zeit, aus nächster Nähe kennen gelernt. In den Garnisonen ihres Gatten ist das Soldatenleben aller Abstufungen an ihr vorbeigezogen; die Schüler des Trefflichen, darunter mancher Erzherzog, und seine Freunde, zumal Tegetthoff, haben in ihrem Hause verkehrt. Durch ihre künstlerischen Bestrebungen wurde sie mit Grillparzer und den Schwestern Fröhlich, Laube und seiner Frau, Halm und der Familie von Julie Rettich, in dem Kreise von Frau v. Littrow und Ida Fleischl mit den Größen unserer Gelehrtenwelt, mit Miklosich, mit Eduard Sueß, vertraut. Ungesucht speicherte sich durch all diese Begebenheiten und Begegnungen von Kind auf in ihrem treuen Gedächtnis ein Schatz von Eindrücken auf, die selbst ihr Künstlerfleiß in 85 Jahren nicht völlig bewältigen konnte. Immerhin bleibt das, was sie der Mit- und Nachwelt davon aufbehalten hat, ein Atlas von unersetzlichen Lebensurkunden aus der Geschichte Oesterreichs und der Gesellschaft aller Stände.

Wohl durfte die Heimat der Meisterin für solche Fülle der Gaben Siegesfeste bereiten zum 70. Geburtstage. Sie nahm, in die Schloßeinsamkeit von Zdislawitz geflüchtet, alle Huldigungen mit altgewohnter Herzenshöflichkeit hin und dankte mit Siegesfesten ihrer Art und Kunst: mit neuen Dichtungen. Ihre Arbeitsamkeit und, wunderbar genug, ihre Kraft kannte keinen Stillstand. Die Hauptwerke, die sie bis zum Jahre 1900 vollendete, sind nicht bedeutender, reifer, frischer als die Treffer, mit denen Marie Ebner von ihrem 70. bis zum 85. Jahre die deutsche Dichtung gemehrt hat durch eine neue, reiche Folge von Werken, insbesondere die biographischen Skizzen „Meine Kinderjahre“ und zwei

die Mutterliebe als „unbesiegbare Macht“ verherrlichende Meisterstücke „Der Erstgeborne“ und „Ihr Beruf“, zwei Geschichten, die schon durch die kühne Stoffwahl jedes fühlende Herz bewegen. „Der Erstgeborne“ ist der uneheliche, nachträglich legitimierte Sohn einer unschuldigen Landmagd, die wehrlos einem tyrannischen ungarischen Magnaten zu Willen sein mußte. „Ihr Beruf“ leuchtet tief in die Seele einer von Frömmigkeit durchglühten Jungfrau, die Nonne werden will aus freiem, unbeirrbarem Entschluß, von dem sie nur das Vermächtnis eines in der Fremde gestorbenen Freidenkers abbringt, die Liebespflicht, Mutterstelle zu vertreten an seinem schutzlosen Kind.

Unerschrocken wie die Fünfzigerin und Sechzigerin hat die Siebzigerin und Achtzigerin in ihrer Klause an die heikelsten Dinge gerührt, Zeit- und Volkskrankheiten zur Sprache und, wie zuvor im „Verbot“ und der „Totenwacht“, tiefste Verderbnis ganz und gar nicht verschleiert zur Anschauung gebracht. Allerdings niemals im Sinne der von Goethe verspotteten „Lazarettpoesie“, vielmehr als Bekennerin und Meisterin der von Goethe willkommen geheißenen, echt tyrtäischen Poesie: so nannte er eine Dichtkunst, die nicht bloß Schlachtenlieder singt, sondern den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen. Marie Ebner durfte solchen Mut predigen, weil sie solchen Mut in hohem Maße besaß und bewies. Sie hat sich dabei nie gescheut, in Wespennester zu greifen und wie früher gegen die Verwahrlosung des Hochadels und die Gefährdung der Bauernschaft Partei zu nehmen in den Kunstwirren der Gegenwart mit einer Kampfesfreudigkeit, die sie trieb, Streitschriften, Ausfälle in gebundener und ungebundener Rede, nicht wie Grillparzer das getan, im Pult zu verschließen, sondern streitbar und wehrhaft vor aller

Welt zu vertreten. „Ich bin im Leben wohl auch manchem gemeinen Menschen begegnet", heißt es in ihrer allerletzten Veröffentlichung, im zweiten Teil ihres zeitlosen Tagebuches, „aber spazieren sind wir nicht miteinander gegangen." So friedfertig sie war — Marie Ebner ist nicht müde geworden, ihrer Entrüstung, ja ihrer Empörung über die Verwilderung mancher Leser und Schreiber Ausdruck zu geben. Aus ihren flammenden Worten sprach nur die Sorge vor Entweihung der Kunst, vor Entartung der Massen. Neid hat diese hohe Seele, die Grillparzer, Betty Paoli, Louise v. François in unauslöschlicher Dankbarkeit dauerhafte Denkmale deutscher Prosa stiftete, nie gekannt und dem Nachwuchse verdiente Erfolge niemals mißgönnt. Sie hat für Isolde Kurz und Enrica Handel-Mazzetti mit heller Bewunderung öffentlich Zeugnis abgelegt und sie hat, als sie den ersten Akt von Schönherrs „Glaube und Heimat" in einer Osternummer der „Neuen Freien Presse" las, die Dichtung warm zustimmend begrüßt. Jugendfrischer, begeisterungs- und urteilsfähiger als viele der Allerjüngsten, ist sie bis in ihre letzten Wochen so arbeitsfroh, bei aller äußerlichen Zurückhaltung so schlagfertig geblieben, daß sie trotz ihres Patriarchenalters Nahe- und Fernstehenden unerwartet, viel zu früh für sich und uns, gestorben ist. Im ersten Augenblick erfüllte uns ihr Scheiden mit dem Bangen, das durch die Welt geht, wenn vermeintlich unversiegliche, aus der Muttererde hervorsprudelnde Heilquellen jählings ausbleiben. Allmählich regte sich dann der Wunsch und die Hoffnung, daß der eine Weile aussetzende Born nicht für immer geschwunden ist — und mehr als einmal brechen die schmerzlich vermißten Thermen mit erhöhter Gewalt und verstärkter Heilkraft hervor. Es wird uns in Zukunft mit Marie Ebner ähnlich ergehen.

Als ihr Laube während der Vorbereitungen zum „Waldfräulein“ den Tod Grillparzers meldete, schloß er mit dem Satz: Les têtes s'en vont. Unsere führenden Geister verlassen uns. Mit gleichem Recht und Unrecht hätte er beifügen können: Les coeurs s'en vont. Unsere Herzblätter sind dahin. In Wahrheit scheiden Köpfe und Herzen wie die eines Grillparzer, einer Marie Ebner nicht dauernd von den Nachlebenden. Ihre Geister und Gemüter stammen aus einem Reich, in dem in Wirklichkeit die Sonne nicht untergeht. In dieser Zuversicht möchten wir die von Marie Ebner 1914 zu Ehren Anzengrubers geschriebenen, eingangs wiederholten Worte auf sie selbst anwenden: Wir sollen den Reichtum, den sie uns hinterlassen, genießen, ihren Geist lebendig in uns erhalten. Es ist ein Geist der Reinheit und der Kraft. Lesen, lesen wir die Bücher der großen Erzählerin, aber lesen wir sie nicht bloß in dem schmalen Heft von fünf Geschichten, die die Bescheidene, Allzubescheidene betitelt hat: Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. Lesen wir alle Bücher der Ebner, denn alle sind wert, Volksbücher zu werden. Und wenn, wie sie das Anzengruber prophezeit hat, auch ihre heute noch Zehntausende zählende Gemeinde in ferner Zukunft auf ein kleineres Fähnlein von Getreuen zusammenschmelzen sollte, sicher wird immer wieder — so hoffen wir zum Heil von Kunst und Welt — die Zeit kommen, in der das Wort gelten wird: Zurück zum „Menschenglauben“, zur Meisterdichtung Marie Ebners heißt Vorwärts!

In solcher Gesinnung wollen wir uns ihr Wirken vor Augen führen und den köstlichen Besitz, den sie der Welt bei Lebzeiten schenkte, mehren durch das Vermächtnis ihres im Ebner-Archiv ruhenden Nachlasses.

Schloß Zdislawitz

Marie v. Ebner-Eschenbach 1849

Zdislawitz.

Im Sommer 1829 kehrte der Großvater der Ebner, der aus Sachsen stammende Baron Dockel, von einer Badereise, auf der er umsonst Heilung seines Brustleidens gesucht hatte, nach seiner mährischen Herrschaft Zdislawitz zurück. Auf einem Kegel des Marsgebirges ließ der 57jährige schwerkranke Mann den Reisewagen halten, stieg aus und überschaute zum letztenmal das ihm zur Seelenheimat gewordene Land: die Fruchtkammer der Hanna; die Sommerresidenz der Olmützer Kirchenfürsten, das „hannakische Jerusalem" Kremsier; den Hostein mit seiner Wallfahrtskirche; die landtäflichen Güter seiner Schwäger, Freunde, Nachbarn, Schlösser und Dörfer, Fluren und Bergzüge. Nirgends haftete sein Blick länger als auf der Schöpfung seines Fleißes, seiner Tatkraft, seines Wagemutes: Zdislawitz. Unverzagt hatte er während der napoleonischen Kriegsstürme 1800 das verwahrloste Besitztum von seinem Schwiegervater, dem Liebling und Schützling Kaiser Josefs, Baron Kaschnitz, für 125 000 Gulden rheinisch gekauft und in einem Menschenalter war Zdislawitz unter seinem neuen Herrn eine Musterwirtschaft, Dockel einer der tüchtigsten unter den nicht bloß in Mähren vorbildlichen Landwirten des Hradischer Kreises geworden. An jener Gebirgskette, an und auf welcher die Besitzungen von Littenschitz, Hoschtitz, Zdislawitz, Zborowitz, Zdounek, Weschek, Kwassitz, Napagedl, Mallenowitz, Zlin usw. liegen, bestand (nach dem Zeugnis des Olmützer Professors Nestler, der Dockel in den „Mitteilungen der mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft" 1838 einen Nachruf gewidmet hat) um die Jahrhundertwende noch nicht als geschlossener Verein,

doch tatsächlich ein zwangloser Bund zur Beförderung der Feld- und Forstkulturen, der Vieh-, insbesondere der Schafzucht, dessengleichen dazumal keine zweite Gegend Deutschlands aufweisen konnte.

Die Schwiegersöhne fanden in Baron Kaschnitz, dem früheren Vertrauensmann Kaiser Josefs bei Ablösung der Fronden und Einrichtung der Grundsteuer in Mähren und Schlesien, und ihrem Hoschtitzer Nachbarn, dem Hofkanzler Exzellenz Baron Geißlern, die sachkundigsten Berater. In jener „Periode der dämmernden wissenschaftlichen Schafzucht" wetteiferten die Neulinge mit den Patriarchen in der Vermehrung und Veredlung ihrer Herden, in der Erforschung mannigfaltiger Methoden und Erprobung der verschiedensten Versuche. Nicht einmal im Spiel wurde dieser großen Aufgaben vergessen. Am Kartentisch, in heiterer Geselligkeit gewann Vockel seinem Schwiegervater manchen Widder, manches Mutterschaf ab, die sonst in keiner Weise, um keine Geldsumme aus dem Zdouneker Stall gebracht worden waren. Dank dieser Beharrlichkeit steigerte Vockel 350 übernommene auf 1000 Stück der edelsten Sorten, die ebenso eifrig als in Oesterreich in Preußen, Sachsen, Mecklenburg gesucht wurden. Kein Aufwand war Vockel zu hoch. Einem Besucher, der sich über die kostspielige Anlage seines Schafstalles wunderte und berechnete, daß auf jedes Stück sieben Gulden W. W. Stallzins entfielen, erwiderte der Baron: „Mit diesem Stall spreche ich meine Dankbarkeit für die Tiere aus; ich gebe ihnen damit einen Teil dessen zurück, was sie mir verdient haben. Mein Leibeserbe wird den schönen Stall lieber übernehmen als einen schlechten." Den Aufschwung, den die Zdislawitzer Schafzucht unter Vockel nahm, bezeichnet das Angebot von 100 000 Gulden, das ihm vergeblich für seine Herde gemacht wurde — die-

selben Bestände, die ein paar Jahrzehnte später, im Zeitalter der überseeischen Wollen, zur 4500 Gulden losgeschlagen wurden. Über der Schafzucht wurde die Verbesserung des Bodens, die Entwässerung sumpfiger Flächen, Feld- und Obst-, Nutz- und Neubau so wenig vernachlässigt, wie die Verschönerung des Schlosses und die Pflege der Parkanlagen. Als würdiger Erbam des Josefiners Kaschnitz, bei dem nach einer Familienüberlieferung der geliebte Kaiser einmal als Graf Falkenstein eingesprochen und übernachtet haben soll, war Dockel dem Landvolk wohlgesinnt: sein Wohnort war nach einem Wort der Ebner für die Hütten in seiner Nähe Schutz und Schirm gewesen.

Landwirte solchen Schlages bewähren sich, selbst wenn sie nicht Cavour und Bismarck heißen, gern und gut auch außerhalb ihres engsten Wirkungskreises als Staats- und Reichswirte. So betätigte sich Baron Dockel, der ein halbes Jahrhundert später gewiß als Abgeordneter, wenn nicht als Minister seinen Mann gestellt hätte, mit der Feder als theoretisch und praktisch gleich bewanderter Fachmann: freigebig bot er mit dem Grafen Serenyi, Baron Grimm und Ritter v. Herring die Mittel zur Errichtung des Brünner Landesmuseums, dem er überdies die aus seinem mütterlichen Familienbesitze stammende reichhaltige, wertvolle Baron Mollsche Kartensammlung (13 000 Blätter, Grundrisse, Ansichten) widmete. Was Baron Dockel als Hausvater war, hat seine Enkelin Marie Ebner in fünf inhaltschweren, für ihren Biographen bestimmten Worten gesagt: ein Mann und Lehrer ohnegleichen. Seiner einzigen Tochter, der Gemahlin des später in den Grafenstand erhobenen Baron Dubsky, hat der am 13. August 1829 vorzeitig Verstorbene mit seinen besten Geistes- und Gemütseigenschaften das von ihm umgeschaffene Zdislawitz hinterlassen. Sie

durfte sich dieses Besitzes nicht lange freuen; schon im folgenden Jahre, 1830, starb sie im Wochenbett, kaum einen Monat, nachdem sie unserer Dichterin am 13. September das Leben geschenkt hatte; von ihrem Gatten so heiß geliebt, daß der Verzweifelte von dem Entschluß, sich zu erschießen, nur durch die zufällige Dazwischenkunft eines Verwandten abgebracht wurde, der ihm die schon geladene Pistole entwand; von den Ihrigen, Beamten, Bauersleuten, Gartenarbeitern grenzenlos verehrt. „Blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbnis," sagte ein Gehilfe der kleinen Marie, die Jahre und Jahre hernach beständig nach ihrer Mutter fragte. „Geschlagen haben sie sich um die Ehre, ihren Sarg zu tragen. Das war eine Frau."

„Ich glaube," so bekennt die Ebner in der ‚Geschichte des Erstlingswerkes', „daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten. Auch hatte ich ein Gefühl der Verwandtschaft mit ihnen, da ich ja in Zdislawitz geboren war." Und nicht bloß geboren wurde unsere Dichterin in Zdislawitz. 1848 stand Komtesse Dubsky mit ihrem Vetter Moritz Freiherrn von Ebner-Eschenbach in Zdislawitz vor dem Traualtar. In Zdislawitz verlebte sie, die jeder öffentlichen Kundgebung auswich, den 60., 70. und 80. Geburtstag, und in Zdislawitz wollte sie, gleich ihren Vorfahren, ihrem Gatten und ihren Brüdern, auch die letzte Ruhestätte finden in der Dubskyschen Familiengruft, auf mährischer Erde, mit der ihr Leben und Schaffen so dauernd verbunden bleibt wie die Geschichte ihres Geschlechtes. Nirgends hat sie von Kind auf inbrünstiger gebetet als in der Kapelle, in der zuerst ihre Mutter und Großvater Dockel, die sie nie gekannt, beigesetzt worden waren.

Durch die Fahrstraße vom Schloß geschieden, erhebt sich inmitten des Gruftgartens das von einer Kuppel überwölbte Mausoleum, das ihr in den „Freiherren von Gemperlein“ vor Augen stand und das die Inschrift trägt:

Das arme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Erst hier — wenn es nicht mehr schlägt.

Unser erster Gang in die Gruftkapelle zu der stets frisch umkränzten Grabnische der Dichterin gilt keiner Geschiedenen: bei jedem folgenden Schritt in die leibhaftige Gegenwart von Schloß, Park, Dorf, Feld, Wald und Hügelland des Zdislawitzer Bezirkes wissen ihre Getreuen keine bessere Wegweiserin als Marie Ebner, die noch als Achtzigerin diesen Segen der Heimat in ihrer letzten Gabe — dem „Zeitlosen Tagebuch“ — verklärt hat: „Ich gehe langsam in den Laubgängen und zwischen den Wiesen hin und kann den Fuß auf keine Stelle setzen, die nicht vor langer, langer Zeit oder vor einer noch nicht fernen ein mir teurer Mensch betreten hat. Sie alle haben den dankbaren fruchtbaren Boden unserer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinschreite, umgeben sie mich, die Erben dieser Liebe, sie mir ins Dasein, ich ihnen in den Tod getreu. Die Erinnerung knüpft ihre feinen starken Fäden, trägt mir liebe Bilder, liebe Worte zu. Auch manches begrabene Leid regt sich, ein Widerstreit erwacht. Aber nur der Schatten seiner selbst, ohne Härte und Herbigkeit.“ „Wie die Linden duften! Süß und schwer, beinahe betäubend. Die alten Bäume sind mit einem dichten Regen junger Blüten ganz überschüttet. Schlußakkord vom Farbenjubel des Frühlings. Was jetzt anklingt in unhörbaren Tönen, aus dem tiefen Dunkel der Blutbuchen bis herauf zum

wasserhellen Ton des weißen Ahorns, ist eine sanfte Symphonie in Grün."

Sie kennt buchstäblich jedes einzelne Beet, jeden einzelnen Baum, fühlt ihr Geschick mit mehr als einem seit frühester Jugend verwachsen: „Da stehen wir, die alten Linden und ich. Sie in vier langen Reihen auf dem breiten Wege, ich auf der Rampe, die neben ihnen herläuft. Da stehen wir und sehen einander an. Was ist aus uns geworden? Was aus mir, die so müd' an euch vorüberschleicht, und was aus euch? Wißt ihr noch, Linden, daß ihr einst üppige grüne Gewänder trugt, die samtweich und seidig schimmernd an euch niederwallten und sich auf dem Rasen ausbreiteten in Schleppen von Königsmänteln? Wenn der Wind euer Laub durchrauschte, gab es ein Brausen wie von Orgelklängen und ihr zücktet und wiegtet euch voll Majestät in der gewaltigen Melodie. Und wenn leise Lüfte in eurer Blätterunendlichkeit spielten, da war's ein Traum von lieblichen Liedern, ein geheimnisvoll wortloser Gesang, der mein Kinderherz mit einer unaussprechlich großen Seligkeit erfüllte, von der heute noch, wenn ich seiner gedenke, ein Reflex in mir erwachen kann. Nun braust und orgelt und singt ihr nicht mehr. Mein grüner Dom, unter dessen lebendiger Kuppel ich gewandert bin in wonnigen Andachtsschauern, wo ich gejubelt, gebetet, angebetet habe, was ist aus dir geworden?"

Nicht alle Linden haben die Probe so standhaft bestanden wie jene Fichte, die Marie Ebner — halb unbewußt als Doppelgängerin eigenen, standhaft bestandenen Duldens — besingt: vor Jahren hat der Sturm sie niedergebrochen, ihr stolzes Haupt lag auf dem Boden und eklendes Gewürm kroch herum und ergriff Besitz von der Todgeweihten. Aber die Äste reckten und streckten sich, selbst die auf dem Wiesengrund ruhenden bogen ihre

Spitzen zur Höhe empor, wie durchzittert von Sehnsucht und Ehrgeiz, selbst Wipfel zu werden. Und der zerspellte Baum wuchs und wuchs in verjüngter Kraft, rüstiger, gedrungener, dem Kampfe besser gewachsen, trieb Zweige voll Mark und Saft, mit Nadeln schimmernd wie Seide, zäh und biegsam wie feinster Stahl und bekrönte sich mit einem pfeilgeraden majestätischen Wipfel.

Solche Selbsthilfe war der großen amerikanischen Flügelnuß gerade vor dem Arbeitszimmer der Dichterin nicht beschieden, deren Retterin Marie Ebner wurde. Der Schloßherr wollte den Baum schlagen lassen, da er die Aussicht immer mehr störte. Der Hausfohn sah, daß dieser Befehl Tante Marie Kummer bereite, sagte es dem Vater, und das Todesurteil wurde sofort zurückgenommen. Am 80. Geburtstag der Ebner war die Flügelnuß von oben bis unten mit Lampions behängt und an seinem Stamm leuchtete ein Transparent: „Der dankbare Baum", den Marie Ebner fortan wennmöglich noch zärtlicher im Auge behielt. „Wie liebe ich die Aussicht vor meinem Fenster," heißt es drei Jahre hernach in einem ungedruckten Tagebucheintrag. „Der dankbare Baum wiegt eine Welt von Blättern und hebt eine grandiose Spitze fast über die höchsten Spitzen der Fichten" — eines kleinen Haines, von dem Marie Ebner in den wenigen und doch so vielsagenden, für Paul Heyses Novellenschatz bestimmten Zeilen erzählte: „Wir — Geschwister — bildeten ein Fähnlein von sieben Aufrechten, die fest zusammenhielten, und unter denen es drei Ehrgeizige gab — zwei meiner Brüder und ich. Sie gedachten die Welt, ich gedachte das deutsche Theater zu reformieren. Der Weihestunde, in welcher dieserEntschluß mir ganz klar wurde, weiß ich mich auch heute noch zu erinnern. Der Schauplatz derselben war der Fichtenhain, der in „Lotti, die Uhrmacherin" geschildert ist, mein Alter 13 Jahre."

Wir schlendern weiter. Vorüber an der „Wiege" der Gemperlein, dem „Pappendeckel" getauften Lusthaus, in dem die Meisterhumoreske geschrieben wurde, kommen wir zum Teich: ein schöner, schlanker Obelisk mit dem von Jauner modellierten Medaillon des Feldmarschalleutnants Freiherrn von Ebner-Eschenbach verkündet in der Votivtafel: „Onkel Moritz sei gepriesen, der dem Quell den Weg gewiesen." Der gelehrte Ingenieur hat die Wasserleitung geschaffen, die Teich und Bad speist. Ein anmutiger Waldweg führt zum Quellsprung dieser Leitung, die mit einer Büste der Dichterin vom Schöpfer des Beethoven-Monuments im Heiligenstädter Kuglerpark, Weigl, geschmückt ist — absichtslos oder bewußt ein Sinnbild für unendlich viel Gutes und Heilsames, das Zdislawitz seinem berühmtesten Kind dankt. Sie hat mit ihrem Bruder, dem Grafen Adolf Dubsky, das Zdislawitzer Armenhaus erbaut, und nachdem sie bei Lebzeiten wohl den größten Teil ihrer Schriftstellerhonorare, wenn nicht weit mehr, wohltätigen Zwecken gewidmet hat, letztwillig Zdislawitz mit ausgiebigen Vermächtnissen, unter anderen mit dem halben Erlös aus dem Verkauf ihrer Uhrensammlung bedacht.

Die Büste im Wald ist nicht das einzige Denkmal, das Marie Ebner in ihrem Stammsitz gestiftet wurde. Im Park sieht man ihre Büste von Zaccagnini mit dem Relief des Gemeindekinderpaares, im Schloß eine Reihe von Bildnissen, die Marie Dubsky-Ebner in allen Stufenjahren von der ersten Kindheit bis zu dem Prachtporträt zeigen, das Marie Müller nach dem siebzigsten Geburtstag und der Verleihung des Ehrendoktorats der Wiener philosophischen Fakultät an die Dichterin vollendete. Eindringlich erinnern sie an die Schicksale, die das Urbild in diesen Räumen erlebte, von der denkwürdigen, ergreifend berichteten „Ersten Beichte" der Siebenjähri-

gen, nach der die Märtyrerin der Wahrheit sich aus dem Fenster stürzen wollte, bis zu den späten Triumphen, die nach jahrzehntelanger, kränkender, schweigend und schmerzlich getragener Verkennung der Siebzigerin und Achtzigerin als der bescheidensten und unbestrittensten aller Siegerinnen zufielen.

Wie eine Vorahnung solcher Wirkung in die Ferne gemutet ein Kinderspiel der kleinen Marie Dubsky. Sie träumte von einem Phantasieland, von dem sie niemandem erzählte und mit dessen Bewohnern sie allen geheim gehaltenen Gedankenaustausch suchte. Sie schrieb offene Briefe auf das feinste Papier, dessen sie habhaft werden konnte, und ließ diese mit großer Kinderschrift bedeckten Papierstreifen in die Lüfte flattern aus einem Rundbau mit rotem Kuppeldach, der sich noch heute auf einem Erdhügel an einer Gartenecke erhebt, gerade gegenüber dem Kegel des Marsgebirges, von dem aus ihr Großvater sich 1829 gefragt hatte, was er aus Zdislawitz, was Zdislawitz aus ihm gemacht hatte? Ähnliche Gedanken sind seiner Enkelin am Ende ihrer Tage sicherlich aufgestiegen: die Antwort auf alle Zweifel und Zukunftssorgen gab beide Male, bei Großvater Dockel wie bei Marie Ebner, der unwiderlegliche Augenschein. Was das kleine Mädchen geträumt hatte, war über alle Erwartung Wirklichkeit geworden: ihre Papierstreifen, offene Briefe an nahe und ferne Mit- und Nachwelt, waren über den Umkreis ihres Geburtsortes, über die Grenzen von Oesterreich und Deutschland zu ungezählten Unbekannten hinausgeflattert, und wenn die junge Marie Dubsky sich vergebens gefragt hatte, wer wird meine papiernen Brieftauben finden, ein Mann, eine Frau, ein Kind? wer wird sich wundern? wer schickt mir diesen Gruß? wer schreibt so liebe Sachen? so waren nun der Gegengrüße bisweilen fast zu viel geworden.

Eine Fülle der Ehren ergoß sich über sie wie über keine zweite Dichterin. Sie war die erste Frau, die das Ehrendoktorat, das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, die Ehrenmitgliedschaft der Goethe-Gesellschaft, der Schiller-Stiftung und die von ihr besonders hochgehaltene Berufung in die Wiener Uhrmachergenossenschaft erhielt und nicht an Eduard Sueß und Minor, nur am Wortlaut der Satzungen lag es, daß sie 1910 nicht, wie vordem Grillparzer und Halm, Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. So sehr sie diese Auszeichnungen um ihretwillen und der Frauenwelt wegen freuten, ihr innerstes Wesen, ihre Empfänglichkeit für gerechte tadelnde Einsprüche, wie sie ehedem ihre Lebensfreundinnen Louise von François und Ida Fleischl geübt hatten, ihre wachsame Selbstkritik änderten sich darum nicht im geringsten. Der Ruhm ist nichts, Schaffen ist alles, lautete nach wie vor ihre Lebensregel. Das wußten die Ebner-Kenner und -Freunde längst aus ihren Reden und Schriften; das offenbart sich wenn möglich noch sinnfälliger in ihren von 1867 bis 1916 reichenden Tagebuchauszügen und im Zdislawitzer Ebner-Archiv, das sie noch bei Lebzeiten anlegen und im dortigen Amtshause aufbewahren ließ; ein letztes Wahrzeichen ihrer Liebe für ihren Geburtsort.

„Die Dilla," so heißt es in „Lotti, die Uhrmacherin", „lag in dem grünen Wiesenland weithin sichtbar, wie eine Perle im offenen Schrein": die Dichterin hat bei diesem Vergleich an ihr Heimatschloß gedacht. Die Gemeinde der Ebner denkt bei dem Namen Zdislawitz an eine andere, die größte, weithin sichtbare Kostbarkeit dieses grünen Wiesenlandes: an die grundgütige Frau, die bedeutende, weise Künstlerin, die große Humanistin und Humoristin Oesterreichs, die das Gedächtnis dieses Erdenflecks in der Geschichte der deutschen Dichtung und, was mehr ist, in den Herzen des deutschen Volkes dauernd fortleben läßt.

Im Ebner-Archiv. „Richelieus Ende." Erste und letzte Aphorismen.

Wohlgewählt sind die Räume für das Ebner-Archiv: die altväterisch niedrigen, gemütlichen Stuben im ersten Stock des Amtshauses, die FML. Baron Ebner-Eschenbach im Ruhestand während seines Zdislawitzer Aufenthaltes bewohnte. Schon die schlichte gediegene Einrichtung erzählt stummberedt ein Stück Familien-, Lebens-, Ehegeschichte. Im Vorzimmer die zumal an geschichtlichen und naturgeschichtlichen Werken reiche Bibliothek des gelehrten Offiziers, der nach seiner Ernennung zum Professor der Physik und Chemie an der Wiener Ingenieurakademie als reifer Mann Schüler von Ettingshausen und Schrötter, später Mitglied des Geniekomitees, Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde: Erlebnisse, die Moritz Freiherr v. Ebner in vier handschriftlichen, im Zdislawitzer Archiv aufbewahrten Foliobänden „Denkwürdigkeiten eines Veteranen" festgehalten hat. Drei Vierteljahre nach seinem Tode hat Marie Ebner auf meine Bitte die „Münchner Allgemeine Zeitung" mit einem durch drei Oktobernummern 1898 gehenden Auszug aus diesen Erinnerungen beschenkt, der die Veröffentlichung des vollständigen Manuskriptes um so wünschenswerter macht, als dazumal manche Rücksichten auf seither aus dem Leben Geschiedene genommen werden mußten.

Als Lehrer, Forscher und Erfinder hat es Baron Ebner an Ehren und Erfolgen nicht gefehlt; nach dem Zeugnis von Ernst Mach, der ihm einen Nekrolog im Almanach der Akademie widmete, gelang es Ebner, „in ausgezeich-

neter Weise 1. die veraltete Minenzündung durch die elektrische zu ersetzen, 2. die elektrische Telegraphie für den Felddienst verwendbar zu machen, 3. einen Scheinwerfer zu konstruieren, der dem Feind den Vorteil der ungestörten Nachtarbeit entziehen sollte". Bei der Wiener Stadterweiterung brachten Ebners Zünder 1858 die Bastei zu Fall. 1859 erhielt und befolgte Ebner den Befehl, den Eingang zum Hafen von Venedig mittels elektrischer Seeminen zu sperren. 1866 bezeichnete Tegetthoff bei dem bevorstehenden Angriff zu Wasser Ebners ihm bekannte Seeminen als kräftiges Verteidigungsmittel für unsere bedrohten Seeplätze. Mittlerweile hatte Ebner die Grundsätze eines neuen Systems von Minen festgestellt, und diese elektrische Torpedos genannt. Zu Gebote stand Ebner alles, was er an Hilfskräften und Geld wünschen konnte; nur an einem litt er Mangel — Zeit.

Die Kriegsgefahr rückte immer näher und Ebner machte die Erfahrung, daß Essen und Trinken nicht zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gehören. Am 18. Juli hörte er, daß die italienische Flotte Lissa angegriffen habe; sofort begab sich Ebner nach Fasana, um von Tegetthoff Näheres zu erfahren. Er fand ihn in seiner Kajüte auf einem Schaukelstuhl sich wiegend, Zigaretten rauchend, Tee trinkend; der Boden war mit Telegrammen bedeckt, doch keines brachte noch Gewißheit, ob die ganze italienische Flotte vor Lissa liege, insbesondere ob sie auch das mächtige Rammschiff „Affondatore" an sich gezogen habe. Somit besorgte Tegetthoff, daß, wenn er sich nach Lissa locken ließe und dort unterläge, ein Handstreich von Ancona auf Pola unternommen werden könnte. Bis spät in der Nacht blieb Ebner bei ihm. „Ist auch der „Affondatore" unten, so greife ich an. Vogue la galère!" sagte er, als er Ebner zum Abschied die Hand schüttelte. Früh am nächsten Morgen kündeten bei Fa-

sana aufsteigende Rauchwolken, daß unsere Flotte auslaufen werde. Mittags dampfte sie an den Brionischen Inseln vorüber: 7 Panzer im ersten, die Holzfregatten und Korvetten im zweiten Treffen, die Kanonenboote als Nachhut; nicht das kleinste Fahrzeug hatte der Admiral zurückgelassen. „Ich sendete der Flotte einen letzten Gruß zu mit der bangen Befürchtung, daß ich nur ihre Trümmer wiedersehen werde. Am 20. erhielten wir von Lesina aus telegraphisch die Nachricht vom Sieg bei Lissa. 77 ungenügend armierte Panzer- und Holzschiffe hatten über 13 mit der schwersten Artillerie bewaffnete Panzer den Sieg errungen." „Tags darauf fuhren wir auf der „Lucia" mit dem Hafenadmiral und vielen Seeoffizieren nach Fasana zur Begrüßung der Sieger. Mein Wiedersehen mit Tegetthoff war einer der Augenblicke, die ich nie vergessen werde." Auch Tegetthoff hat sich der Begegnung gern erinnert, und die Tagebücher der Ebner berichten von manchem Besuch des Helden in ihrem Wiener Rabenhaus.

1867 erhielt Ebner die Ernennung zum Präses der österreichischen militärischen Weltausstellungs-Kommission in Paris, wohin seine Gemahlin ihn begleitete. 1870 hielt er einen prophetischen Vortrag über die Zukunft des Luftschiffes im Kriege. Rangerhöhungen, Vertrauensbeweise, die Berufung in die internationale Jury der Wiener Weltausstellung folgte, bis in demselben Jahre, 1873, dem Wirken des soldatisch freimütigen Mannes vorzeitig durch Versetzung in den Ruhestand ein Ende bereitet wurde. Das unverdiente Schicksal hat Ebner nicht verbittert. Die ersten Jahre nach seiner Pensionierung verbrachte der Feldmarschallleutnant auf weiten Reisen, die nach Schweden, Norwegen, Island, Rußland, Griechenland, Persien und der Türkei führten. Seine theoreti-

schen Studien und praktischen Versuche setzte er fast bis an sein Lebensende fort; Zeuge dessen ein (im Zdislawitzer Archiv in einem Kabinett) unverändert erhaltenes Laboratorium. Ein echter Abkömmling des alten Nürnberger Patriziergeschlechtes der Ebner-Eschenbach, dessen Ahnenbilder, die protestantische wie die katholische Linie, von unserem Feldmarschalleutnant eifrig gesucht und emsig gesammelt, in Holzschnitten, Silhouetten und Oelgemälden von den Wänden der Zdislawitzer Archivzimmer neben den Bildern unserer großen Heerführer Laudon und Radetzky (den Ebner noch persönlich kennen lernte) grüßen: Charakterköpfe, die nicht minder anziehende Gegenstücke in den Familienbildern der Kaschnitz, Dockel, Dubsky in den Prunksälen von Schloß Zdislawitz finden.

In den Schränken und Schreibtischen, in Legekasten und Sekretären des Archivs, unter denen ich mehr als eine frühere Bekanntschaft aus der Wiener Rabenhaus-Wohnung wieder zu erkennen glaubte, sind handschriftliche Entwürfe, Manuskripte, Jugend- und Alterswerke, Gedrucktes und Ungedrucktes, Briefe und Photographien, Huldigungs- und Trauerkundgebungen, Ansichtskarten und Familienandenken, Anthologien und Uebersetzungen, Längstvertrautes und freudig überraschende Neuigkeiten zum Teil noch von Marie Ebner selbst, im Bunde mit ihren nächsten Blutsverwandten und ihrer gewissenhaften Helferin Fräulein Helene Bucher, wohlgeordnet.

Die flüchtigste Prüfung dieser Lebensernte weckt und steigert Achtung und Anteil für die jede Widerwärtigkeit und jeden Widerspruch überwindende Willenskraft dieser durch kein körperliches oder seelisches Leid in ihrer Künstlerschaft irrezumachende Schöpfernatur. Wer auch nur aus den mehr verschweigenden als verratenden Andeutungen der Ebner in ihren biographischen Skizzen

„Meine Kinderjahre“ weiß, wie scheel ihr Schaffen in ihrer Umgebung betrachtet; wer sich vor Augen hält, daß sie bis nach ihrem 50. Jahre vom großen Publikum und einer liebloſen Kritik beſtenfalls als adelige Dilettantin über die Achſel angeſehen wurde, und der Beharrlichkeit gedenkt, mit der ſie aller Hinderniſſe und Hemmungen Herrin ward, kann verſtehen, daß mir im Ebner-Archiv unwillkürlich Immermanns Mahnung im Goethe-Haus durch den Sinn ging: Hieher ſollte man junge Leute führen, damit ſie den Eindruck eines ſoliden, wohl verwendeten Daſeins gewinnen. Hier ſoll man ſie drei Gelübde ablegen laſſen: das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konſequenz.

Als vierzehnjähriges Mädchen hatte Marie Dubsky ihrer Erzieherin Marie Kittl den Vorſatz verkündet, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftſtellerin aller Völker und Zeiten zu werden. In der Ehe mit Moritz Ebner und im Verkehre mit den ihm befreundeten Gelehrten hatte ſie ſelbſt die Überſchwänglichkeit dieſes Vorhabens am gründlichſten verſpotten gelernt. In nimmermüdem Eifer ließ ſie ſich nur ihre Ausbildung angelegen ſein und mit dem Einſatz aller Kräfte rang ſie um den Kranz der dramatiſchen Dichterin. Seit ihrem dreizehnten Jahre beſchäftigte ſie Cinq-Mars, der Träger eines Romans von Alfred de Vigny, als Held einer Hiſtorie. In ihren „Kinderjahren“ hat ſie den unauslöſchlichen Eindruck geſchildert, den ihr bei der Ordnung der Bibliothek ihrer verſtorbenen Großmutter die Memoiren der Madame de Motteville machten. Ein Wort dieſer (auch Sainte-Beuve liebgewordenen) Denkwürdigkeiten über Richelieu ging ihr jahrelang als Leitmotiv nach: „Il se faisait adorer de toute la France et obéir de son roi même,“ ganz Frankreich ſollte gleich dem König Sklave des Kardinals ſein, der dafür aus ſeinem

erlauchten Knecht den größten Monarchen der Welt machen wollte. Zunächst sah sie in Richelieu nur den tückischen Gewaltmenschen, der den Günstling des Königs, weil sich der mit dem Herrscher und dessen Angehörigen zum Sturze des verhaßten Ministers verband und als Verschwörer mit Spanien einließ, auf das Schafott brachte. Später stieg ihr die dämonische Größe des Gewaltigen, dessen Bild und Blick auch den jungen Hebbel in den französischen Galerien beständig bannte, immer mächtiger auf, so daß die geplante Cinq-Mars-Tragödie mehr und mehr ein Schauspiel, „Richelieus Ende", wurde, dessen Aufbau sie in dem meisterhaften Schlußkapitel ihrer „Kinderjahre" so sinnfällig zeigt, daß man Menschen und Vorgänge des Dramas zum Greifen vor sich zu sehen glaubt.

Ebendort bekennt die Dichterin aber: Richelieus Gestalt wuchs und wuchs riesenhaft vor mir, und ich begriff, daß ich aus meiner Blindheit den Mut geschöpft, sie darzustellen. Sie verwarf ihre Arbeit als „Pfuschwerk", schichtete ihre Cinq-Mars- und Richelieu-Manuskripte im Ofen sorgfältig, legte sie zu einem Scheiterhaufen zusammen und zündete ihn an. Die Blätter krümmten sich wie im Schmerz: Fünkchen — Klosterfrauen, die in ihre Zellen eilen, nennen sie die Kinder — huschten über den Zunder. Und auf alle Fragen ihrer Freunde nach Cinq-Mars kam der Bescheid, er sei rettungslos durch Feuertod zugrunde gegangen. Nicht umsonst hat aber schon Turgenjew in „Neuland" gescherzt: „Alle Autoren drohen mit dem Verbrennen ihrer Werke, tun es aber nie." Gleichwohl war es dem Biographen der Ebner ein ungeahnter Fund, als er im Katalog der Dramen im Zdislawitzer Archiw „Richelieus Ende", Trauerspiel in fünf Akten, verzeichnet und unter den Handschriften mehrere Akte, zum Teile in verschiedenen

Fassungen, fand. Die Wahrheit zu sagen, begann ich die Lektüre recht mißtrauisch: ein Jugendwerk, das die Greisin mit solcher Härte verdammte, ließ nichts Rechtes, Rundes gewärtigen. Allein je länger ich las, desto lebhafter fühlte ich mich angeregt. Im Vergleiche mit späteren geschichtlichen, von Eduard Devrient, Laube, Halm, Paul Heyse, Erich Schmidt hochgehaltenen Trauerspielen der Ebner, „Maria Stuart in Schottland" und „Madame Roland", erscheint mir „Cinq-Mars" als ihre bedeutendste Historie. Die reiche stoffliche Überlieferung ist künstlerisch gegliedert und gebändigt, die Charaktere des schwachen, falschen Herrschers, des überlegenen, staatsmännisch übergroßen, in seiner Literateneitelkeit lächerlich kleinen Richelieu scharf geschaut und stark gebaut.

Der erste Aktschluß, in dem der sterbende Kardinal sich selbst halb verloren gibt und durch den jählings erhaltenen Beweis von Cinq-Mars' Pakt mit Spanien sich triumphierend aufrekt: „Noch einmal beraub' ich meine Erben", ist ebenso kräftig wie der dritte, in dem Ludwig XIII. sich weiter unter das Joch des ebenso Gehaßten als Unentbehrlichen beugen muß und Richelieu dem König als Fackelträger mit der Hohnrede voranschreitet: „Wenn ich vorausgeh', Majestät, kann's nur im Amt Deines jüngsten Dieners sein." Das Ganze ist eine Historie, die künstlerisch die gleichzeitigen geschichtlichen Dramen von Laube, Gutzkow, Mosenthal, Weilen überragt und sich mit manchem historischen Schauspiel Halms messen kann. Wer weiß, ob „Richelieus Ende", wenn die Ebner das Werk abgeschlossen auf die Bühne gebracht hätte, mit dem Reiz der Weltnamen seiner Hauptgestalten und dem Glanz der Spielrollen sich nicht durchgesetzt und der Schöpferin den Verzicht auf jedes weitere dramatische Wirken erspart hätte, zu dem sie nach dem halben Fehlschlag des „Waldfräuleins" in Laubes Stadttheater

sich heldenhaft entschloß. Wer jetzt im Zdislawitzer Archiv die lange Reihe ihrer anderen Dramen, eine Tragödie „Jacobäa von Bayern", Gesellschaftsstücke, Lustspiele, viele mit Friedrich Halm durchberatene Pläne mustert, kann ermessen, wie weh ihr der Abschied von ihrem liebsten Jugendtraum getan haben mag.

Der Festigkeit ihres Wesens gemäß war es aber, daß sie von weltgeschichtlichen Vorwürfen sich endgültig abkehrte und bewußt als Erzählerin dem Kleinleben, der Welt der Gegenwart und des Alltags in Dorf und Schloß, in der Großstadt und auf dem Lande sich zuwendete. Wieviele Entdeckungen in diesen scheinbaren Niederungen zu machen waren, hatte ihr Turgenjew im „Tagebuch eines Jägers", in seinen Novellen und den genialen Zeitgemälden „Väter und Söhne", „Rauch" gezeigt. Und viel zu wenig bemerkt wurde bisher, mit welcher Entschiedenheit sie fast epigrammatisch ein Wort aus der „Histoire de ma vie" der George Sand dem „Gemeindekind" als Losung voranschickt: Tout est l'histoire: Alles ist Geschichte, Leben und Liebe der Geringsten, Verachtetsten, der Massenmenschen nicht weniger als das der Könige, Feldherren und Minister. Doch auch auf den neuen Wegen blieb die Gegenwirkung vorerst so völlig aus, daß die Achtundvierzigjährige in ein Notizbuch am 4. April 1878 schrieb: „Nach dem Mißerfolg der „Božena". Es geht mir mit meinen Erzählungen, wie es mir mit meinen Dramen gegangen ist. Die ersten errangen einen ehrenvollen Erfolg, die nachfolgenden bereiteten mir Enttäuschungen auf Enttäuschungen. Ich habe ein Ende gemacht mit dem Schreiben von Theaterstücken, ich werde hoffentlich die Kraft haben, mit der Schriftstellerei überhaupt ein Ende zu machen." Viele Jahre später fügte die Ebner zu diesem Stoßseufzer ihres Merkbuches den Zusatz bei: „Die ersehnte Kraftprobe wurde nicht abge-

legt," wie ja schon Hebbel gesagt hat, die Seidenwürmer hören nicht auf, zu spinnen, weil wollene Zeuge Mode werden.

Aber arge Feuer- und Wasserproben waren ihrer Geduld noch auferlegt, bevor Rodenberg 1880 „Lotti, die Uhrmacherin" in der „Deutschen Rundschau" brachte. Die „Freiherren von Gemperlein" wurden von Rodenberg, Westermann, Spemann und einem Dutzend anderer Redaktionen, die „Aphorismen" gleich von einem Dutzend Verleger abgewiesen, und als diese Lebensweisheit der Ebner endlich nur dank der Gnade eines kosmetische Literatur pflegenden Buchhändlers gedruckt wurde, lautete das erste Urteil, das noch dazu eine 20jährige Hausgenossin abgab: „Ach, Frau Baronin, wenn ich mich hinsetzen wollte, in einer Stunde hätte ich ein solches Buch beisammen." Sie war wirklich überzeugt, daß dazu nichts gehöre als ein bißchen Sitzfleisch. Die groteske Geschichte erinnert an ein ergötzliches Erlebnis, das Auerbach in seinem ersten Tübinger Kolleg hatte: „Die Ratschionalischte sage," so lehrte der orthodoxe Professor Herbst, „König Salomo habe seine Sprüche nicht verfaßt, denn es sei wohl nicht möglich, daß ein einziger Mensch so viele Sprichwörter mache. Wo liegt da die Unmöglichkeit? König Salomo isch alt geworde 63 Jahr. Wenn er von seinem 23. Jahr ab jeden Tag ein halbes Sprichwort gemacht hat, kann's ganz gut sein, daß alles von ihm sein kann."

Wie lang die Ebner an den ersten, 1880 veröffentlichten 300 Aphorismen geformt und gefeilt hat, lehrt kalendermäßig genau ein handschriftlicher Band des Archivs aus dem Jahre 1857: volle 23 Jahre. Die frühesten Proben hat die Ebner weder in der ersten, noch in einer späteren Auflage drucken lassen: Januar 1857: Die Liebe ist die einzige positive Größe, die durch Teilen

verdoppelt. — Es gibt auf Erden nichts Ehrwürdigeres, vielleicht nichts Beneidenswerteres, als die geklärte Ruhe eines viel bewegten Herzens. — Jeder Verliebte und manche Melancholiker sind Kranke, die nicht geheilt werden wollen (25. Januar 1857). — Frieden der Seele ist das wirksamste Medikament der Welt, dessen einziger Fehler darin besteht, daß es nicht aus der Apotheke verschrieben werden kann (10. Juni 1858).

Weitere Einträge bringen späterhin gedruckte, darunter einige der bekanntesten besten Schlagsätze mit ihren Geburtstagen: Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann, so ist es der Glaube an die eigene Kraft (Wien, 27. Januar 1859). — Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit (3. Januar 1862). — Ein Urteil läßt sich widerlegen, aber ein Vorurteil niemals (16. März 1862). — Dann als Wahrwort, das die Denkerin hernach mit Recht an die Spitze der Aphorismen stellte: Sage etwas, das sich von selbst versteht, zum erstenmal und du bist unsterblich (18. März 1862). — Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus (30. Mai 1862).

Wie und wo keimen und wachsen solche Eingebungen, die dem Denkfaulen stets versagt bleiben, nach Anzengrubers Hohnwort: es ist leichter in Gedanken zu sein, als einen Gedanken zu haben? Die Ebner offenbart das Geheimnis in ihrem Motto: Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette. Sie löst damit zugleich das Rätsel der Grundverschiedenheit aller geborenen Aphoristen von Epiktet bis Nietzsche, von Pascal bis Lichtenberg, von Goethes Maximen und Schillers Votivtafeln bis auf Schopenhauer und Grillparzer, von Sophokles bis Shakespeare und Molière (die zu den echten Aphoristen gehören, ob ihre Spruchweisheit auch nicht in besonderen Bändchen, nur in ihren Stücken zu

finden ist), von Cervantes bis Balzac (von denen das gleiche gilt, wenn schon ihre Aphorismen nur in ihren Romanen stehen): Jeder dieser Köpfe hat sein eigenes, keinem anderen vergleichbares Gedankenleben. Reiz und Wert jedes großen Aphoristen wurzelt in seinem Hirn und Herzen (bisweilen in seiner Herzlosigkeit).

So wurzelt auch Reiz und Wert der Gedankenarbeit der Ebner in ihrem Geistes- und Gemütswesen. Sie hat in dem seit der Niederschrift der ersten 300 Aphorismen verflossenen halben Jahrhundert ihre Zahl verdoppelt und den allerletzten im zeitlosen Tagebuch Worte vorangehen lassen, die auf all ihre Aphorismen zutreffen: „Tagebuch. Buch der Tage, der dunklen, der hellen, der nur zu kurzen, der endlosen, der unvergeßlichen, im besten wie im schlimmsten Sinne"; die Aphorismen der Ebner sind das Tagebuch ihrer Seele: das kommt herzbewegend zum Ausdruck auf dem letzten Blatte der letzten Aphorismen: „Gedanken. Einst kamt ihr im Sturm, ihr kamt wie die brausende Flut, wie Blitze aus dunklem Gewölk, wie Morgenlicht, wie dräuender Zorn, ihr kamt wie funkelnder Haß, wie allbezwingende Liebe, in jagender Flucht, in lastender Schwere, ihr kamt quälend, friedensmordend, zu rütteln an den ehernen Pforten des Glaubens, wie scharfes Gift zu nagen an jeder Wurzel schöner Pietät und innigen Vertrauens. Ihr kamt wie Engelsscharen auf regenbogenfarbigen Flügeln und verklärtet mir die Welt, ihr brachtet Wärme, Kampf, Stärke, Begeisterung, ihr brachtet Leben, verlangtet Leben und Gestalt und bekamt Leben und Gestalt."

Kein Zweiter vermöchte dem Gedankenleben der Ebner feuriger gerecht zu werden, als dieses Selbstbekenntnis der Achtzigerin: nur der Abgesang dieses Gedichtes in Prosa schließt wehmütig, wie Prosperos Abschied, da er seinen Zauberstab zerbricht, sein Zauberbuch in den

Meeresgrund versenkt: „Und jetzt — was seid ihr jetzt? Bleiche Schatten, die ziellos gleiten, hin und her und auf und ab, formlos ineinander, auseinander schweben, nicht zu fassen, nicht zu ballen, arme, wallende Nebel, graue Träume, die entgleiten, zerfließen, bevor sie noch ausgeträumt sind."

Der traurige Ausklang betrübt uns nicht nach dem sieghaften Aufschwung der Eingangsmelodie der „Gedanken". Der Abglanz des Ewig-Weiblichen ruht auf den letzten wie auf den ersten Aphorismen und von allem Weltlärm wird der Silberklang ihrer Stimme so wenig übertönt werden wie Pendelschlag, Spielwerk und Ticken der hundert und aber hundert Uhren der Dichterin im Rabenhaus und in der Spiegelgasse von den Fest-, Feuer- und Lärmglocken der Weltstadt.

Kinderjahre.

Als Marie Ebner die gegenwärtig im Zdislawitzer Archiv gesammelten Papiere musterte und sichtete, fühlte sie sich zur Niederschrift von Denkwürdigkeiten angeregt. Am 8. August 1903 schrieb die Dreiundsiebzigjährige an Julius Rodenberg: „Nun bin ich damit beschäftigt, mein literarisches Haus zu bestellen, ordne meine Correspondenzen, weihe viele Manuscripte dem Feuertode, lese alte Tagebücher durch und dabei kommt mir manchmal der Gedanke, ob sich daraus nicht ein Lebensbild zusammensetzen ließe, das nicht gerade langweilig anzumuten brauchte. Haben Sie, lieber, verehrter Freund, nicht einen Schreck vor Lebensbildern? Wenn Sie sagen, nein, mache ich vielleicht einen Versuch in diesem Genre. Doch werden die Vorarbeiten dazu schwerlich vor vier Wochen fertig werden. Keinesfalls werden Sie jetzt lange Ruhe vor mir haben." Mit der nächsten Post erwiderte Rodenberg, daß „sie ihm und ihren zahllosen Verehrern gewiß nichts Lieberes bieten könnte, als ein „Lebensbild": ihr, der Schöpferin, die so tief in die Seelen und Schicksale der anderen geblickt hat, einmal persönlich zu begegnen, welch ein Gedanke!" Sein Entgegenkommen bestärkt sie zunächst in ihrem Vorhaben; freudig und eifrig geht sie an die Schilderung der Kinderjahre, so daß sie hofft, ihm nach seiner Heimkehr vom Urlaub die ersten Kapitel und als „beständig vom Campenfieber geschüttelte Verfasserin die Frage vorlegen zu können: „Ist's so recht?"

Rodenberg ließ es an dringendem Zuspruch nicht fehlen. Allein obwohl die Kindheitsgeschichte im Dezember bis zum 8. Kapitel gediehen war, zweifelte die Dichterin, ob

sich die Sache zur Veröffentlichung eignen werde. Im nächsten Vierteljahr schreitet die Arbeit ohne Unterbrechung langsam vorwärts; einzelne Angaben wollte sie jedoch in den handschriftlichen Denkwürdigkeiten ihres Mannes im Zdislawitzer Archiv nachprüfen; in der tiefen Ruhe der dortigen ländlichen Abgeschiedenheit hoffte sie zudem ungestörter und rascher arbeiten zu können, als das der von allen Seiten in Anspruch Genommenen in der Wiener Unruhe möglich war, von der sie sagte: „Ich bin hier in jeder Hinsicht das Pferd im Blutegel-Teich." Am 26. April 1904 schreibt sie: „Die Geschichte meiner Kinderjahre schreitet langsam vorwärts. Ich möchte sie nicht weiter fortführen, als bis zum Beginn meines 14. Jahres. Die ganze Zukunft, mein ganzes an äußeren Ereignissen armes Leben ist da schon vorgezeichnet gewesen. Es war bei mir ausgemacht, daß ich die Frau meines lieben Vetters und Schriftstellerin werden würde."

Die biographischen Skizzen „Meine Kinderjahre", deren Ausarbeitung sich noch ein volles Jahr hinzog und erst Neujahr 1905 in Rom zum Abschluß kam, umspannen in der Tat nur die Zeit von 1830—1844, kaum ein Sechstel der Lebensdauer, die der in demselben Jahre 1830 mit Franz Joseph geborenen und in dem gleichen Jahr 1916 mit diesem Kaiser gestorbenen Dichterin beschieden war. Allein „der Grundton, auf den das Schicksal des Kleinsten wie des Größten gestimmt ist, kommt immer wieder hervor": in ihrem ersten halben Menschenalter empfing die junge Marie Dubsky nicht nur bestimmende, dauernd fortwirkende Eindrücke der Außenwelt: in der Keimzelle zeigten sich schon die meisten ihrer im Lauf der kommenden Jahre beständig überraschender aufblühenden Naturgaben — Phantasieleben, Wissenstrieb, überschwängliche Schwärmerei gepaart mit grüblerischer Gewissenserforschung, streitbare Hilfsbereitschaft für

schuldlos Bedrängte, liebreiche und dabei launige Beobachtung aller, die in ihren Kreis traten, Begeisterungsfähigkeit für edle, zumal dramatische Dichtung, unbezwinglich hervorbrechender Schöpferdrang, der unbeirrt durch Hemmungen und Anfechtungen den Kampf für hohe Kunst und strenge Kunstübung als Lebensaufgabe betrachtet.

Nicht nur in dieser Frühzeit wenig verstanden in ihrer nächsten Umgebung, hat sie mühsam ihren Weg suchen, sich selbst entdecken, ihren bestgesinnten Schutzgeistern manches Rätsel aufgeben müssen. „Entweder gar nicht vom Flecke gerührt oder übers Ziel hinausgerannt," rief ein mährischer Landgeistlicher, P. Joseph Borek, der kleinen Marie Dubsky, die sein Täufling gewesen, mehr als einmal zu. Trotzdem blieb sie sein Herzblatt, und er ließ sich in dem Glauben nicht erschüttern, all ihre Wunderlichkeiten seien nur ebensoviel in der Ausbildung begriffene Vorzüge." „Eins war gewiß" — so schildert Marie Ebner in der Heldin der einen tragischen Anlauf nehmenden Erzählung „Die erste Beichte" die Doppelgängerin der siebenjährigen Marie Dubsky — „für diese Kleine gab es keine Mittelstraße, immer bewegte sie sich in dem oder jenem Aeußersten. Tolle Lustigkeit oder tiefe Schwermut, stumpfe Gleichgültigkeit oder förmliches Sichauflösen in Liebe, Nichtbegreifen des Einfachsten und überraschendes Verständnis des Schwerfaßlichen, das wechselte ohne sichtbaren Übergang in ununterbrochener Reihenfolge bei ihr ab. Stets konnte man gewiß sein, ihre Aufmerksamkeit da nicht zu finden, wo man sie suchte, dafür stellten sich ihre Gedanken und guten Vorsätze oft dort ein, wohin man meinte, sie erst locken zu müssen."

Vielleicht hätte ein pädagogisches Genie von Anfang gesehen, daß in dieser fügsamsten Tochter und zärtlichsten

Schwester, in diesem grenzenlos gütigen Frauengemüt angeborener dichterischer Beruf sich rege: der kleinen Marie Dubsky fehlte schon der Liebesblick der eigenen Mutter. Krank und schwächlich kam sie zur Welt, so daß P. Borek während der Taufe glaubte, sie verlöschen zu sehen. Aber der matte Lebensfunke glimmte fort, indes derjenige, an dem er sich entzündet hatte, rasch zu Tode flackerte. Wenige Tage, nachdem der Priester das Kind getauft hatte, geleitete er die Mutter zu Grabe. Marie Ebner konnte von früh auf nie genug hören von dieser, ihrem Vater und Erzieher Baron Dockel ebenbürtigen, von Schloß- und Dorfleuten gleicherweise als einzig gepriesenen Frau. Das höchste Kleinod der Siebenjährigen war ein goldenes Kreuzchen, das einst der Mutter gehört: „es war vielfach in feines Papier gewickelt, mit Seide fast kunstvoll verschnürt und auf seiner äußeren Umhüllung stand in unbeholfener Kinderschrift ‚zum Andenken'." Nicht umsonst beginnen die „Kinderjahre" mit der Beschreibung des Bildnisses, in dem Agricola die Züge der niemals gekannten und doch allzeit wohlbekannten Mutter festgehalten; unwillkürlich drängt sich der Greisin der halb unterdrückte Schmerzenslaut auf die Lippen: arme, mutterlose Kindheit.

An Stelle der Mutter waltete zunächst im Hause Dubsky die Stief-Großmutter Dockel, die zweite Gattin des früheren Besitzers von Zdislawitz, eine geborene Gräfin Piatti, eine bedeutende, von Marie Ebner in den „Kinderjahren" und in der „Ersten Beichte" mit Verehrung gewürdigte Persönlichkeit. „Sie gehörte zu den Menschen, die glauben, die meisten Übel würden schlimmer, wenn man sie bespricht. Sie haßte und fürchtete die Klage. Ihre Hilfe blieb nie aus, aber sie kam still und Dank verbietend, mit ebenso großer Scheu vor einer Freude, wie vor einem Schmerzensausbruch. „Nur still! nur gescheit," war das

ganze Arsenal der Trostesworte, über welches sie verfügte. Die Leute nannten sie gleichgültig. Ihre Nächsten allein wußten, was dieses große weiche Herz erduldet und verloren, bis es sich gestählt hatte zu dieser äußeren Gleichgültigkeit." Ihre Ehe mit Vater Dockel war weniger aus Neigung zu ihm, als aus Mitleid für die der Mutter beraubten Tochter geschlossen worden. Den nie verwundenen Schmerz um den Verlust dieser heißgeliebten Stieftochter trug sie äußerlich gelassen, wie manche andere Heimsuchungen, Kränkungen und Enttäuschungen. Im Umgang mit dem nicht immer leicht zu behandelnden Hausvater Dubsky fehlte es ihr nicht an der notwendigen Langmut. „Der heißblütige Mann, der tapfere Offizier, der seine Jugend im Kriegsdienst zugebracht," heißt es in der „Ersten Beichte", die nicht ohne weiteres als biographisches Blatt gelten will, „hatte im bürgerlichen Leben, in das er sich 1815 zurückzog, sein soldatisches, ziemlich gewalttätiges Wesen beibehalten." In den „Kinderjahren" gedenkt Marie Ebner seiner in Pietät und Liebe, die Wahrhaftigkeit nicht ausschließt. Es gäbe kaum etwas, das sich im Lauf ihrer Lebenszeit so verändert hätte, wie die Art des Verkehrs zwischen Eltern und Kindern. Großmutter Dockel sprach von ihrer Mutter nur als von „unserer Allergnädigsten". Die Mutter Ebner sagte Sie zu ihrem Vater Dockel. Unsere kleine Marie stand mit Vater Dubsky auf dem Duzfuß: er war aber ungefähr von der Sorte, auf der sich das russische Bäuerlein mit dem Väterchen in Petersburg befindet, „von der einen Seite unbeschränktes Machtgefühl, von der anderen Unterwürfigkeit." Ihr Vater hatte von Kind auf Subordination geleistet, dafür hatte er sie von seinem Jünglingsalter an pflichtgemäß zu fordern gehabt.

Gehorsam! Wie ferner Donner rollte das r am Schluß der zweiten Silbe, wenn er dieses Wort befehlend aus-

sprach. Doch konnte der „Starke“, als den sie ihn einmal kennzeichnet, zu Zeiten behaglich und gemütlich sein. Ein unerschöpflicher Erzähler, wiederholte er gern und oft lustige Geschichtchen, so die im letzten Buch Marie Ebners aufbehaltene Anekdote: Ein österreichischer Deutscher schickt von einer australischen Reise seinem Wiener Bruder einen ungewöhnlich schönen, gelehrigen Papagei. Heimgekehrt fragte der Spender: Na, wie habt Ihr meinen Papagei gefunden? Nach einer Verlegenheitspause sagte die Hausfrau stockend: „A bissel zach (zäh) war er halt.“ „Zach? Um Gotteswillen, Ihr habt ihn doch nicht gebraten und gegessen? Er hat ja 14 Sprachen gesprochen.“ „Jesses,“ war die Entgegnung, „warum hat er denn nix g'sagt?“ Ein Lieblingssprüchlein Vater Dubskys lautete:

Ich habe gehabt, ist ein armes Wort,
Ich habe gern, ist töricht,
Ich werde haben, ist auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig.
Drum, was du hast, das halt für viel,
Wünschen und hoffen kennt kein Ziel.

Wer sich mit so harmloser Weltweisheit bescheidet, läßt sich die Rätsel der Metaphysik nicht nahegehen, und in Wirklichkeit schätzte Vater Dubsky die „Gelahrten“ nicht sonderlich. Er hatte die Karlsbader Kur einmal zugleich mit Hegel gebraucht und einen so befremdlichen Eindruck von dessen äußerer Erscheinung bekommen, daß er dessen angeblichen Satz: ich habe nur Einen Schüler gehabt, der mich verstanden hat, und auch Der hat mich mißverstanden, mit spöttischer Zustimmung als zutreffende Selbstkritik eines Wirrkopfes zitierte. In gleicher Gesinnung erzählte er, daß während Napoleons ägyptischem Feldzuge vor jedem Treffen das Kommando erscholl: Les ânes et les savants en avant! Anders als über seines Erachtens vielfach unfruchtbare Wissensfächer dachte Vater Dubsky

über leichtere Musik, und besonders ans Herz gewachsen war ihm als echt altösterreichischem Kavalier das Theater; er hatte, was der kleinen Marie früh zugute kam, in der Burg seine festabonnierte Loge und wurde nicht müde, in der Leopoldstadt seine Lieblingsstücke, Raimunds Zaubermärchen, zu besuchen, in deren Lobpreisung er sich nicht genug tun konnte. Am gesprächigsten wurde der alte Major aber, wenn er auf seine Feldzüge und Kriegsabenteuer kam: Da rührte sich das Soldatenblut seines Geschlechts.

Die Dubskys sind böhmischer Uradel. 1608 von Rudolf II. in den Freiherrnstand erhoben, erfuhren sie mannigfache Schicksalswechsel. Nach der Schlacht am Weißen Berge als Rebellen angefeindet, verloren die Dubskys großen Grundbesitz an die Jesuiten. Gleichwohl behaupteten sich einzelne in den Kämpfen gegen Türken und Schweden, stiegen wohl auch zu hohen Würden auf, indessen andere in Armut gerieten. Ein Lehnsgut mußte an einen Grafen Berchtold verkauft werden, die fünf Söhne eines mittellos im Spital verstorbenen Dubsky mußten bei dem Amtsmann ihres früheren Besitzes Biskupitz Dienste nehmen. Dort fiel die vornehme Erscheinung eines der Jünglinge einem zu Besuch kommenden Brünner Pfarrherrn Soukup auf. Er fragte nach ihrer Herkunft und nahm sich ihrer so tatkräftig an, daß in der Zdislawitzer Porträtgalerie Soukups Bild mit Recht einen Ehrenplatz einnimmt. Soukups Bemühungen gelang es, seinen Schützlingen Freiplätze in Nikolsburg und Olmütz zu verschaffen. Der Großonkel unseres Majors Dubsky stieg im Staatsdienst immer höher, wurde Exzellenz, Landrechtspräsident von Mähren und Schlesien, durch seine Gemahlin Besitzer der Herrschaften Lissitz und Dirnowitz und 1810 durch kaiserliche Gnade Graf.

Sein Bruder, der Großvater Marie Ebners (1754 bis

1790), tat sich zuerst im diplomatischen Dienst in der Türkei, dann im Lager Laudons, mit dem Schwert und mit der Feder dermaßen hervor, daß er kaiserlicher Konsul in Konstantinopel werden sollte, als ihn eine tödlich verlaufende Gehirnentzündung jählings dahinraffte. Seine Frau blieb mit vier kleinen Kindern, drei Knaben und einem Töchterchen zurück, die, nur auf die Witwenpension von 300 Gulden und einen Erziehungsbeitrag von 50 Gulden für jedes Kind angewiesen, darben mußte. Die drei Söhne, Joseph, Franz (der Vater unserer Dichterin) und Fritz fanden Aufnahme in der theresianischen Ritterakademie, aus der alle drei so rasch als möglich — Marie Ebners Vater als 16jähriger — in die kaiserliche Armee traten.

Der älteste, Joseph, fiel 1813 bei Dresden, der jüngste, Fritz, 1814 vor Parma. Dieser vorzeitig Geschiedenen dachte Vater Dubsky stets im Innersten bewegt. Marie Ebner vergaß zeitlebens nicht den Ton, in dem er von dem letzten Zusammentreffen mit den Brüdern erzählte: „Der nächste Morgen trennte sie; in wenigen Tagen standen sie alle vor dem Feind. Joseph, schon mehrmals verwundet und notdürftig geheilt, hatte Todesahnungen; Fritz sagte übermütig, „die Kugel, die mich trifft, ist noch nicht gegossen." Marie Ebners Vater verlangte und leistete das Gelübde: „der zuerst fällt, gibt den Überlebenden ein Zeichen. Wenn eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, geschieht's." Aus dem Jenseits grüßt eine Liebe, die stärker ist, als der Tod, fügt Marie Ebner bei, die bis an ihr Lebensende als Denkerin und Dichterin diesen Rätseln nachging und als Anhängerin von Fechners Ideen über das Fortleben nach dem Tode die merkwürdigen Geschichten „Vielleicht", „Der Säger" usw. erzählte, bewußt oder unbewußt im Bann der Regungen ihres Vaters bei jenem Abschiedsschwur der Brüder. Da-

ter Dubsky selbst zweifelte seit dem Scheiden seiner Brüder nicht an der Unmöglichkeit eines Verkehrs mit Verstorbenen. Es führt kein Weg von drüben zu uns, erklärte er jederzeit schroff, sonst hätten meine Brüder ihn gefunden. Entrann Franz Dubsky auch dem Tod auf dem Schlachtfeld, gefährliche Prüfungen hatte er vor der Heimkehr zu bestehen. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig marschierte er nach Frankreich. Dort wurde er bei einer glänzenden Waffentat in der Nähe von Cléry an der Loire schwer verwundet. Marodeure plünderten ihn aus. Der eine war dran, ihn kalt zu machen, indessen er dem andern, der nach seiner Uhr suchte, sagte: „Je n'ai pas de montre." „Laisse-le vivre, il parle français," entschied daraufhin der zweite Dieb.

Kriegsgefangen wurde Dubsky nun mit einem Trupp anderer Blessierter in die Normandie gebracht. Unterwegs machte sein Leiterwagen in Troyes halt. Fieberfröste schüttelten ihn auf seinem Strohlager. Müde sah er über die ihn umdrängende Menge weg und gewahrte in einiger Entfernung am Eingang einer Hausflur einen kleinen alten Herrn, der einen blauen Mantel mit schwarzem, am Hals mit einem Stahlkettchen geschlossenen Kastorkragen trug. Langsam löste er das Kettchen, schritt auf Dubsky zu und gab dem Gefangenen seinen Mantel. Tenez! war das einzige Wort des Samariters, der selbst nicht danach aussah, als hätte er mehr Kleidungsstücke zu verschenken gehabt. „Lieber kleiner alter Herr aus Troyes," rief Marie Ebner 80 Jahre später dem unbekannten Wohltäter segnend zu, „dein Geschenk war königlich, deine ärmliche Spende so reich. Im Lichte bleibt dein Andenken für uns, die wir als Kinder dich verehren lernten." Als der Zug hernach am Hauptquartier Napoleons vorbeikam, sahen die Gefangenen den Kaiser zu Pferde, sehr blaß, pracht-

voll sein Cäsarengesicht, die Gestalt schwer und aufgedunsen. Er sprach mit einigen, unter die er Geld verteilen ließ. Vater Dubsky wurden 300 Franks gereicht, die ihm während seiner Internierung in Caën sehr zugute kamen. Auch dort traf er brave Leute, ein altes Ehepaar, dessen soupe à l'oignon der Schloßherr von Zdislawitz, so oft die Rede auf seine Kriegsabenteuer kam, als Leckerbissen pries. Als der Genesende festere Nahrung vertrug, kaufte er ein Messer, mit dem er Brot in die Suppe schnitt: ein großes Taschenmesser mit grauer Hornschale und mehreren Klingen; es lag immer auf seinem Schreibtisch; man brauchte es nur mit der Fingerspitze zu berühren und zu fragen: Nicht wahr, Papa, das hast du in der Normandie gekauft? so war das Stichwort zu seinen Erzählungen gegeben, die durch die Bilder der Brüder auf dem Schreibtisch und an den Wänden hängende Kupferstiche und Radierungen, Schlachtenbilder, Porträts der Heerführer Napoleons und Erzherzog Karls, Rührstücke vom Invaliden, der ein Grab für seinen Hund schaufeln muß usw., belebt wurden. Niemals kam es bei diesen Geschichten zu Verunglimpfungen der Gegner. Dubsky sprach mit der größten Anerkennung von den Franzosen, gegen die er jahrelang im Felde gestanden: „man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht," schrieb Marie Ebner 1905, prophetisch den Lügenfeldzug des Weltkrieges vorausahnend.

Nach der Besetzung von Paris aus der Gefangenschaft entlassen und zum Major befördert, trat Baron Franz Dubsky, der noch an seiner Blessur litt, in den Ruhestand. Das soldatische Wesen, die stramme Haltung, den militärischen Gang behielt er, der 89 Jahre alt wurde, bis in die letzte Lebenszeit. Züge seiner Unerschrockenheit sah die kleine Marie wiederholt: als Kind war sie Augenzeugin, wie ein Trupp ungarischer Ochsen

im Zdislawitzer Meierhof erwartet wurde. Der „Burggraf“ trat an die von ihren Treibern geleitete Herde und rief seinen Leute Befehle zu. Plötzlich stieß er ein Angstgeschrei aus und lief sturmschritts davon. Die Beamten stoben auseinander. Ein Ochse war wild geworden und stürzte schnaubend auf den Platz beim breiten Hoftor zu, auf dem Baron Dubsky, völlig verlassen von seiner früheren Umgebung, jetzt allein stand. Empört über den Stier, sprang er, unbekümmert um dessen spitze Hörner, dem Tier entgegen, schwang das Spazierstöckchen und rief drohend: „Na — du!“ Der Ochse tat dem Furchtlosen nichts zuleide, der die Größe der Gefahr vielleicht gar nicht ermessen, gewiß nicht bedacht hatte. Der Vater der Droste-Hülshoff hatte gleichfalls Mut für drei: man sah ihn auf einem Spaziergang, wo man auf verbotene Wege geraten war, fast fünf Minuten lang einen Stier mit seinem Bambusrohr parieren, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten.

Nachdem Major Dubsky seinen Abschied genommen, schlug er seinen Wohnsitz in Wien auf. Zunächst bei seiner Schwester Helene, die gleichfalls während des Krieges Heimsuchungen erfahren hatte. Ihr Verlobter, ein Generalstabshauptmann, Nikolaus v. Ebner-Eschenbach, war bei Aspern gefallen. Mehrere Jahre nach dessen Tod wurde sie die Gemahlin seines 65jährigen Vaters, des Ritters des Maria-Theresia-Ordens, Feldmarschalleutnant Ebner-Eschenbach.

Sechs Jahre nach seiner Heimkehr aus dem Felde heiratete Major Dubsky. Seine Gemahlin, Baronesse Konradine Sorgenthal, stammte aus der Familie eines um die österreichische Industrie hochverdienten Erfinders, des Leiters der berühmten Kaiserlichen Porzellanfabrik. Zur Mitgift gehörte das „Rabenhaus“ am Haarmarkt, Ecke der Rothenthurmstraße, das aus dem Leben und Lebens-

werk der Ebner nicht wegzudenken ist. Die Ehe mit dieser ernsten, anmutigen „kleinen Frau“ währte nur kurz; sie starb 1827. Dankbar für die schwärmerische Liebe, die Konradine ihrem Gemahl entgegenbrachte, hat er sie nach ihrem frühen Tod aufrichtig betrauert, volles Glück aber erst in dem zweiten Lebensbund mit Marie Freiin von Dockel, der Mutter unserer Dichterin und deren älterer Schwester Friederike, gefunden: „Die Jahre, die sie an seiner Seite gestanden, bildeten die Krone seines Lebens“; sie verstand es, nach dem Zeugnis der Tochter, die Mängel seines Wesens auszugleichen, seine Rauhigkeiten zu mildern. Durchtränkt von dem Geist ihres protestantischen, bibelfesten Vaters war sie dessen würdige Schülerin. Von ihrer Hand beschriebene Hefte, die sich in der Zdislawitzer Bibliothek erhalten haben, bekundeten den Ernst und die Gründlichkeit der Studien, die Vater Dockel sie treiben ließ, und ihr Wissen mehrte nur Reiz und Wert ihrer Weiblichkeit. „So einhellig wie über sie habe ich nie wieder über irgendwen urteilen gehört.“ Der nachmalige Gatte der Dichterin erinnerte sich ihres durchgeistigten Klavierspiels, ihres reizenden Gesanges, der köstlichen Abende, an denen sie ihm ihre Erzählungen und Märchen vorlas. Ihr Gatte, der ihren Verlust im ersten Schmerz nicht überleben wollte, und, wie zuvor erwähnt, nur durch einen Verwandten abgehalten wurde, sich zu erschießen, schrieb einige Wochen nach ihrem Tod an seine Schwester: „Wo ist wohl mehr Schmerz, Kummer und Leiden zu finden, als in meinem Herzen, welches statt des ihren hätte aufhören sollen zu schlagen, da für meine armen Kinder der Verlust des Vaters gegen jenen einer solchen Mutter, wie meine Marie war, sowohl in der Gegenwart wie in der Zukunft bei weitem weniger empfindlich gewesen wäre.“ Der kleinen Marie Dubsky brachten sicherlich zwei Stief-

mütter und eine Reihe sich ablösender ungleichwertiger Gouvernanten keinen Ersatz für die wahl- und wesensverwandte Mutterseele. Die Schöpferin des Prinzen Hirzepinzchen und des Gemeindekindes, der Komtesse Mluschi und der Gräfin Paula, des Vorzugsschülers und des Auswürflings, der erst durch die Mutterliebe einer Spitzin vermenschlicht wird, eine Kinderkennerin und Kindermalerin, wie wenig andere, hat in der Schilderung der eigenen Kinderjahre nachmals alles Leid und alle Lust aufsteigen lassen, die ihr Los bis zu ihrem 14. Jahr gewesen.

Dieselbe unauslöschliche Dankbarkeit, die sie zeitlebens für den geringsten ihr erwiesenen Liebesdienst empfand, brachte sie schon in der Kinderzeit allen entgegen, die ihr wohlwollten, nicht zum wenigsten der Dienerschaft. Mit der Wahrhaftigkeit, die gleichfalls zeitlebens einen Grundzug ihres Wesens ausmachte, entsinnt sie sich aber auch genau jedes Wehs, das ihr bewußt und unbewußt zugefügt wurde. Es gebräche ihrem Auge auch nicht die Schärfe, ihrer Hand nicht die Festigkeit, wie sie das in ihren Erzählungen rückhaltlos getan hat, zu zeigen, was sie sah. Sie hätte auch über niemanden unter ihren Nächsten so Ungünstiges auszusagen gehabt, wie Tolstoi in seiner von ihr ausdrücklich erwähnten, sorgsam zu Rate gezogenen autobiographischen Novelle „Kindheit“ und die George Sand in der Histoire de ma vie von Einzelnen der Ihrigen. Dennoch schränkte sie von vornherein ihre Skizzen nur auf „einzelne Bilder ein, die deutlich aus dem Dämmer schweben“. „Die Phantasie übt ihr unbezwingliches Herrscherrecht, läßt mich Menschen und Begebenheiten in einem Lichte sehen, das ihnen an sich vielleicht zu große, vielleicht zu geringe Bedeutung verleiht. Ihrem Einfluß auf das Kindergemüt, dessen Entfaltung ich darzustellen versuchte, wird dadurch nichts

genommen. Das Schwergewicht liegt auf dem Eindruck, den sie hinterlassen haben, und ihn bestimmt die Beschaffenheit des Wesens, das ihn empfing. Dieses Wesen ist treu geschildert, buchstäblich und im Geiste." So zutreffend diese Sätze sind, sie bedürfen der Ergänzung. Marie Ebner sagt nicht alles, was sie und sie allein uns hätte sagen können; wir stehen vor augenscheinlichen, gewollten oder unvermeidlichen Lücken; wir wünschten oft mehr zu hören. Mögen aber auch manche Fragen, die andere betreffen, in den „Kinderjahren" unbeantwortet bleiben: die junge Marie Dubsky tritt uns lebenstreu in der ganzen Liebenswürdigkeit, Laune, Lauterkeit, Tiefe, Einzigkeit ihres Naturells entgegen: Allen, die sie auf späteren Altersstufen kennen gelernt und allen Empfänglichen, die sie erst durch die „Kinderjahre" persönlich kennen lernen, eine Lebensbekanntschaft, die man nicht mehr missen möchte.

Wenige Wochen nach ihrer Geburt wurde die kleine Marie nach Wien in das Rabenhaus gebracht, ein massiges, altväterisches, von der Dichterin einem langgeschwänzten Klavier verglichenes Gebäude, das sich am abschüssigen Straßenende, dem Haarmarkt gegenüber, zum Rabenplatz und dem Platzl erstreckte; die vordere Front ging auf die Rothenthurmstraße, die Hinterfront in das schmale, finstere Rothgassel: die Mansardenwohnung mit ihrer Dächeraussicht hat sie späterhin als Quartier von „Lotti, der Uhrmacherin" beschrieben. In den drei Stockwerken dieses Familienhauses wohnte außer dem Eigentümer Franz Dubsky seine Schwester Helene mit ihrem Sohn Baron Ebner-Eschenbach und Großmama Dockel.

Marie Dubsky hatte bis zu ihrer Verheiratung ein Proserpina-Schicksal: im Winter wohnte der Vater, wie das für einen begüterten Edelmann schicklich war, in der Kaiserstadt, der Sommer wurde auf der Herrschaft in der

Markgrafschaft Mähren verbracht. Von Kind auf lernte die Kleine Wien und die Provinz, Bauern und Städter, Deutsche und Slawen, Bürger und Aristokraten aus eigener Anschauung kennen. Die Oberaufsicht führte zunächst Großmama Dockel und Tante Helene Ebner-Eschenbach, die Kinderpflege fiel in den ersten Jahren der empfindsamen Amme Anischka und der herzhaften, wenn's Not tat, auch mit ihrer Strafgewalt herzhaft dreinfahrenden Bauernfrau Pepinka zu. Beiden hat Marie Ebner dankerfüllt nach der Natur gezeichnete, dauerhafte Bildnisse gestiftet. Wie George Sand und die Eliot aus ihrer Kinderstube nicht genug Gespenstergeschichten mitnehmen konnten, bekam auch die kleine Marie Dubsky von ihrer Amme eine reiche Fülle von Sagen und Märchen, wundersame und schreckhafte Geschichten von Elfchen, Wassermännern, Irrwischen und dem herumgeisternden bösartigen „Kopf" (hláva) zu hören, der als Herr König im Kriege voranrollte, Menschen und Tiere in die Füße biß und auch im Frieden Frevel über Frevel an Wehrlosen verübte. Diese phantastische Welt verschleierte der Kleinen die Wirklichkeit nicht. Ohne die menschlichen, allzu menschlichen Ursachen der Tränen ihrer heißgeliebten Amme zu enträtseln, fiel ihr doch auf, wie bewegt Anischka von Zeit zu Zeit die Gastbesuche eines Knäbleins empfing und zuletzt mit rotgeweinten Augen dem Ruf eines derben hannakischen Landsmannes folgte. Sie mußte, als die Tage der den „verdunnerten Kindern" wiederholt als Rachegöttin angedrohten „Gubernanten" kamen, auch die nicht minder schmerzhafte Trennung von der trotz allem Gepolter zärtlichen, kreuzbraven Pepinka über sich ergehen lassen. Und es wandelten sich im Hausregiment noch ganz andere Dinge, als die Hüterinnen der Kinderstube.

Baron Dubsky heiratete, nachdem der grimmige

Schmerz um Marie Dockel etwas gemildert war, ei
Baroneſſe Bartenſtein, die beiden Mädchen eine wol
geſinnte Stiefmutter wurde, und zwei Stiefbrüder 18
Adolf und 1834 Victor ſchenkte, die, je größer ſie wurde
deſto feſter und unzertrennlicher mit ihren Stiefſchweſte
in Luſt und Leid zuſammenhielten. An beiden fehlte
nicht. Die kleine Marie war — tempi passati fiat
wehmütig in der „Geſchichte des Erſtlingswerkes“ hin
— ein ungemein fröhliches, wildes und unbändiges Kin
dem, wie ihrer ſanften, älteren Schweſter Friederike d
früheſte Jugend wiederholt durch unglücklich gewähl
Gouvernanten grauſam verdorben wurde. Eine bil
ſchöne, gutmütige, von der franzöſiſchen Botſchafteri
Gräfin Saint-Aulaire empfohlene Mademoiſelle Hélèn
Hallé, die nach allzu kurzem Verweilen in ihre Heim
zurück mußte, löſten zwei andere Franzöſinnen ab, vo
denen die eine ein Ausbund von Gefallſucht und Boshei
die Autrichiens als autres chiens vor den Kindern b
ſchimpfte, auch die Mädchen auf jede Art ärgerte un
mit Strafaufgaben quälte, indeſſen die andere durch un
gemeſſene Unwiſſenheit verblüffte. Marie Ebners Por
träts ihrer vormärzlichen franzöſiſchen Gouvernante
haben außer dem künſtleriſchen zeitgeſchichtlichen Wer
Sie zeigen, welchen Händen dazumal vielfach durch de
Zwang der Mode in Adelskreiſen des Kaiſerſtaates di
geiſtige Führung der jungen Damen überlaſſen blieb
Tüchtige und tapfere Naturen, wie die Töchter Dubsky
bildeten ſich ſelbſt trotz aller Mißgriffe vermeintlicher Er
zieherinnen. Oberflächlicheren, ſonſt wohlgeratenen Stan
desgenoſſinnen, die franzöſiſch Parlieren und Sportallü
ren für der Weisheit letzten Schluß hielten, hat die Meiſte
rin ſpäterhin in „Komteſſe Muſchi“ den Spiegel vorgehal
ten: „Mir wurde übel genommen, daß ich die Muſchi

schrieb." heißt es in ihrem letzten zeitlosen Tagebuch. „Ich tat's den Muschis zu Frommen und ihnen auch zu lieb."

Ebenso fließend, wie französisch, hatte Marie Dubsky daheim im steten Verkehr mit der slawischen Diener- und Bauernschaft böhmisch sprechen gelernt. Lesen, und nun gar methodisch lesen, mochte die Kleine jedoch so wenig wie stricken. Ihr Vater, der sich sonst nach seinem eigenen Wort, wenig um „Details" kümmerte, hörte zufällig davon, daß Marie noch nicht recht lesen könne und befahl daraufhin die Kleine zu sich. Allein zum Pädagogen war der ungestüme Major nicht geschaffen. Nicht geliebt will ich sein, nur gefürchtet, herrschte er die Kinder mehr als einmal an. Diesmal dachte Vater Dubsky mit einem selbsterdachten Buchstabier-Zettelkasten die Kleine gründlicher anzufassen. Marie kam aber schon auf das Äußerste verschüchtert in das Arbeitszimmer des Vaters. Ratlos und geängstigt gewahrte sie ganze Stöße kunstvoll zugeschnittener Kartenblätter, auf denen die Träger des Alphabetes wie schön gemalte Kobolde neben einander aufmarschiert erschienen. Je beharrlicher und geduldiger der Vater eine Weile versuchte, Marie die deckenden Namen der einzelnen Buchstaben abzufragen, desto verwirrter und verkehrter wurden ihre Antworten, bis endlich der Aufbrausende der Fünfjährigen ein „Hinaus!" zudonnerte und sie, die übereilig diesem Kommando folgte, mit dem ganzen aufgefahrenen schweren Geschütz seines Alphabetes beschoß. Marie Ebner beschließt die groteske Kindergeschichte beschwichtigend: „Dieser Buchstaben-Sprühregen, den mein Vater mir damals nachschickte, ist die einzige Gewalttat gewesen, die ich durch ihn erfuhr. Seine Hand hat mich nie unsanft berührt, er hat seine Stimme nie laut gegen mich erhoben, dieser fürchterliche, liebe, gute Papa."

Wie schwer es aber ist, in Kinderseelen zu lesen und

welche Gefahren unzeitiger Übereifer heraufbeschwören kann, erzählt die in den siebziger Jahren geschriebene „Erste Beichte" vollständiger und unumwundener, als das Marie Ebner Jahrzehnte hernach in der abgedämpften Fassung der „Kinderjahre" tat.

Wiederum hatte ein beiläufig hingeworfenes, zufällig erhaschtes Wort, die Kleine habe noch keine rechte Religion, den Unmut des Vaters geweckt, der zur unangenehmen Überraschung der Großmutter Dockel dem betroffenen P. Borek kurz angebunden auftrug, seinen beiden Töchtern binnen 14 Tagen die erste Beichte abzunehmen. Maries ältere Schwester fügte sich willig allen vorgeschriebenen Satzungen. Die dazumal siebenjährige Marie, in der sich vielleicht ein Tropfen Protestantenblut regte, nahm die Gewissenserforschung dagegen mit einem ihrem Kindesalter weit voraneilenden sittlichen Ernst, wie eine, die schwerste Verantwortung auf sie herabrufende Erfüllung eines religiösen Gelübdes. Sie bedrängte ihren geliebten Seelsorger, den arglosen Borek, mit allen einem Kind erdenklichen Fragen und Zweifeln und kam schlechterdings nicht über die wortwörtlich genommene Formel hinweg: ich nehme mir ernstlich vor, lieber zu sterben, als Gott durch eine neue Sünde zu beleidigen. Aller Zuspruch des Priesters zerstreut nicht die Bedenken der Kleinen. Sie durchlebt aufgeregte Stunden religiöser Verzückung und macht, nachdem sie im Beichtstuhl losgesprochen ist, Ernst mit dem, was sie dem Himmel versprochen: sie will lieber sterben, als Gott durch eine Sünde beleidigen. In ihrem frommen Wahn eilt sie nach der kirchlichen Zeremonie in das Turmzimmer des Schlosses, um sich hinabzustürzen; sie nimmt den Anlauf zu kurz und fällt, nachdem sie sich am Fensterkreuz die Stirn blutig geschlagen, in das Gemach zurück, wohin ihr Borek, der sie vergeblich am Familientisch gesucht,

beunruhigt nachgefolgt war. Erschüttert drückte der Priester die Schwurfinger auf die Stirnwunde. „Da hat Ihr Schutzengel „Merk's Tölpel" draufgeschrieben", war sein einziges Mahnwort; Großmutter Dockel, die forschend auf die Schwelle trat, bat er: „Ew. Gnaden wolle geruhen, nicht zu fragen. Was hier vorgegangen, soll ein Geheimnis bleiben zwischen dem Beichtvater und dem Beichtkind."

Ob der gute Pfarrherr, seinen Mut zusammennehmend, dem hochgeborenen Gutsherrn beim nächsten Zusammentreffen die ganze Wahrheit entschleiert und durch die Wucht der Tatsachen so wirksam ins Gewissen geredet hat, wie das im Ausgang der die wahre Begebenheit mit Dichterkraft ausgestaltenden Erzählung „Die erste Beichte" geschieht, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß Marie Ebner mit dieser, einer der ersten Meisterproben ihrer Erzählungskunst, allen Empfänglichen eine für alle Zukunft gültige Weisung gegeben hat, wie gefährlich auch für subtilere Seelenforscher, als Vater Dubsky, Sorglosigkeit in der Behandlung kindlicher Ausnahmenaturen werden kann. Baron Dubsky, der als ehemaliger tüchtiger Offizier seine Töchter und Söhne, auch unsere Dichterin, auf der Reitbahn stramm drillte, hielt offenbar die gleiche Praxis in Glaubensdingen für geboten. „Alles, was dem Herkömmlichen widerstrebte," heißt es in der „Ersten Beichte", war dem strengen Hausvater ein Greuel. Denselben Abscheu hätte es ihm eingeflößt zu hören: Deine Töchter sind Frömmlerinnen. Bei ihm, unter seinem Regiment hieß es, sich in den vorgeschriebenen Grenzen zu halten. Wehe dem, der sie überschritt. Ein Zuviel wäre nicht minder verdammungswürdig gewesen, als ein Zuwenig. In diesem Punkt traf seine militärische Lebensanschauung mit der in Schmerzen errungenen Maxime der Großmutter Dockel

zusammen: „Nur still! nur gescheit!“ Ein Gebot, das diese mütterliche Freundin die ersten dichterischen Anwandlungen der Kleinen wie eine sträfliche Verirrung mit schneidender Unerbittlichkeit zurückweisen ließ.

Selten hat sich dichterische Sendung früher offenbart, selten unüberwindlicher, allen Widerständen der Nächsten und Fernsten gegenüber durchgesetzt, als bei Marie Ebner. Ihr Schöpfertrieb war geschäftig, noch ehe sie lesen konnte. Was eigene Eingebung und die von der Amme nimmersatt verlangten Sagen und Märchen zuerst in ihr angeregt, gedieh immer üppiger, als die Kleine, sie wußte selbst nicht wie, unversehens aller Geheimnisse der Druckschrift innegeworden. Die geringe Meinung, die Vater Dubsky von entlegener Gelehrsamkeit hatte, focht die Enkelin des Baron Dockel nicht an. Sie las, las, las — alle Bücher, deren sie habhaft wurde, ja den Grund zu der ausgebreiteten Kenntnis der Geschichte, die sie späterhin in so vielen Schauspielen und Erzählungen, oft zum Erstaunen der Fachleute, bewährte, hat sie schon in der Kinderzeit gelegt.

„Zum sprudelnden Quell des Glückes wurde mir die Histoire universelle von Louis Richard, dit Bressel. Es gibt nicht viele Menschen, deren Umgang mich erfreut und bereichert hat, wie der Umgang mit diesem Buche. Dickleibig, Großoktav, eng gedruckt auf dünnem Papier, in blau und grün marmoriertem Pappendeckel — so präsentierte es sich. Aber welchen Schatz barg das Innere dieser schlichten Erscheinung: eine Wünschelrute, die mich auf einen Wink in dunkle, in sonnenhelle Zeiten versetzte. Es gab eine Zeit, da konnte man das Werk meines Historikers wo immer aufschlagen, mir einen Satz vorlesen und mich auffordern, fortzufahren, ich versagte nicht. Und . . . bis heute ist so manche Stelle dieses lieben Buches meinem Gedächtnis ein-

geprägt geblieben." Begierig erweiterte sie diese historischen Kenntnisse durch das ihr von Vetter Ebner-Eschenbach geliehene Werk Millots, und noch in einem aus späten Zeiten stammenden Nachlaßblättchen preist sie den Vorteil, den volle Vertrautheit mit überlieferter Geschichte dem Erzähler selbst für nicht aus der Historie geholte Geschichten bringt.

Felsenfest stand die Freundschaft der Kleinen mit dem biederen Bressel, als ein Wundermann diesem Bund sich anschloß. Perraults Märchen, denen Marie Ebner auch in der Geschichte „Die arme Kleine" ein begeistertes Loblied singt. Es verschlug diesem Prachtbuch nichts, daß es ebenso unscheinbar gewandet war, wie Bressels Weltgeschichte. Was der von Madame Foa für Kinder gewählte Text, was armseliger Druck und erbärmliche, spärliche Bilder schuldig blieben, ersetzte die Kleine durch kühne, freie Nachdichtungen. Wenn Großmutter Dockel Sonntags aus der Kirche heimkam, durfte Marie zu der alten Dame. Und während die fromme Frau sich in Zschokkes Stunden der Andacht versenkte, stellte die Enkelin vor den Fauteuil in der Fensternische zwei fausthohe Pferdchen aus Pappe, türmte alle Polster des Divans auf den Stuhl, erkletterte den hohen Sitz und kutschierte nun, schneller als eine Schwalbe, über Berg und Meer ins Feenland, wo sie Abenteuer über Abenteuer erlebte. Fragte die Großmutter dann und wann das mäuschenstille Kind: „Bist du noch da? Was tust du?", dann meldete sich Marie, nur behielt sie es für sich, daß sie just einen Drachen getötet oder die greuliche Stiefmutter Grognon in ein Faß voll giftiger Schlangen geschleudert hatte. Wie sie vom Hochflug in ihr Traum- und Phantasieland in den Schloßpark zurückgelangt, poetische Briefchen aus dem

Lufthaus in unbekannte Fernen flattern ließ, hat das einleitende Kapitel „Zdislawitz“ erzählt.

Allgemach genügte ihr die Wirkung auf unbekannte Welten nicht. Sie führte selbstverfertigte Hefte mit sich, in die sie ihre Strophen schrieb. Hielt sie einmal einen Hymnus auf Gott, die Jungfrau Marie oder eine Ode für besonders gelungen, dann deklamierte und sang sie ihre französischen Poesien, in denen die Reimpaare voile-étoile, gloire-espoir nicht gespart waren. Fragte Schwester Friederike, wo hast du das gelesen; das ist schön, und lautete die Antwort: „das hab' ich selbst gemacht“, dann bat die Schwester: „Ach, mach' doch keine Gedichte.“ Diese schmerzlich empfundene, erste Ablehnung ihrer kindlichen Versuche durch die kleine Schwester sollte verschärft wiederkehren im verwerfenden Urteil einer höchsten Respektsperson.

In Wien begleitete sie Großmutter Dockel in die Ruprechtskirche. Nach dem Gottesdienst durfte sie eine Weile bei der Großmutter bleiben. Marie hatte sich in ihrem Büchlein „Nouvelles heures à l'usage des enfants“ wiederum an der dort abgedruckten Méditation sur la mort von Pierre Corneille erbaut. Hingerissen von der geistlichen Dichtung, murmelte sie die Verse zunächst für sich, dann wiederholte sie sie immer lebhafter, bis sie endlich vor Großmama hintrat und das Gedicht laut hersagte. Der Lobspruch der Greisin für ihren Vortrag und das gute Memorieren öffnete ihr die Lippen; nicht auswendig gelernt, unwillkürlich hätten sich ihr die Verse eingeprägt, weil sie selbst Verse machen könne, machen müsse und immer besser machen werde. Ihr Redefluß wurde jählings eingedämmt. Mit einer Härte, die Marie noch nie erfahren hatte und die ihr zeitlebens unerklärlich geblieben ist, wurde die Kleine abgefertigt

und kurzweg aus dem Zimmer gewiesen. Tiefbeschämt wußte das heillos erschrockene Kind, daß Großmutter Dockel niemals auf eine einmal erteilte Rüge zurückkam. Die Sache war mit dem strengen Verbot für immer abgetan. Maries Absicht, eine Dichterin zu werden, blieb in den Augen der Greisin etwas Unrechtes und Sündhaftes. Und die einzige Vertraute, der Marie ihr Herz ausschütten konnte, Schwester Friederike, wußte keinen anderen Rat als „Sprich nicht davon. Vielleicht vergeht's."

So komisch das klingt, die Kleine hat tragisch gelitten unter diesem Zwiespalt unwiderstehlicher Schöpferlust und schnöder, bestenfalls nachsichtiger Abweisung dieses Kunsttriebes, den man niederkämpfen und ausrotten, zum mindesten verbergen müsse, wie einen angeborenen Makel. Sah Großmutter Dockel in der Anwandlung des Kindes krankhafte Überspannung? Widersprach ihrem Wahlspruch „Nur still! Nur gescheit!" jedes Hervortreten in der Öffentlichkeit? Galten dichterische Bestrebungen dazumal in einzelnen österreichischen Adelskreisen als standeswidrig? Wollte die wohlmeinende Frau die Enkelin vom Irrweg des Dilettantismus fernhalten? Jedenfalls war sie nicht die erste und nicht die letzte, die Marie Dubskys und nachmals Marie Ebners nie aus den Augen verlorene höchste Lebensaufgabe als töricht, unnütz und verhängnisvoll ansah.

So schwer aber auch das Kind, wie späterhin lang und allzulang die Frau unter diesem Druck litt, ihr Arbeitsmut, ihre Arbeitskraft ließ sich auf die Dauer nicht beugen. In überscharfer Selbstkritik wollte die Siebzigerin in diesem schweigenden, durch das Bewußtsein erduldeten Unrechts gesteigerten Beharren des Kindes auf dem eigenen Weg und Willen, in ihrer stummen Abwehr unbilliger Mißachtung redlichen Wollens ein gut Stück Hoffart erblicken: eine Empfindung, die Marie

Ebner in den Jahren, in denen ihre Bestrebungen belächelt und befehdet wurden, ebenso fremd blieb, wie in den Zeiten ihres kaum mehr erhofften, allseitig anerkannten Triumphes. Das Kind sah nur in seinem engen Kreis, wie nachher die gereifte, Zeit und Welt in immer weiterem Horizont erfassende Frau die Wirklichkeit, wie sie war, das Unrecht, das an ihr und anderen begangen wurde. Und wie späterhin die Satirikerin und Moralistin keinen Waffengang scheute wider unbillige Ausschließung berufener Frauen von künstlerischen und wissenschaftlichen Aufgaben, sagte sich das Kind im Stillen und nicht immer nur im Stillen, wo vor seinen Augen im großen oder kleinen gesündigt wurde.

Dem rohen „Burggrafen", der einen Fronarbeiter blutig schlug, wollte sie mit ihren zarten Kinderhändchen zuleibe gehen, als Rächerin, unter allgemeinem Gelächter, selbst des Geprügelten. Als Zeugin der Leidensgänge der Zehntpflichtigen fragte sie sich mit tiefem Unbehagen, ob die Ablieferung so sauer erarbeiteter Giebigkeiten berechtigt sei? Vorahnungen der mächtigen, große und kleine Dorf- und Schloßtyrannen, polnische und magyarische Gewaltmenschen zur Rechenschaft ziehenden Zeitbilder „Der Kreisphysikus", „Er laßt die Hand küssen", „Das Gemeindekind", „Der Erstgeborene". Doch so unbarmherzig Marie Ebner Unbilden und Schändlichkeiten des alten und neuen Regimentes vor Augen stellte und wie Turgenjew im Tagebuch eines Jägers in der unverhüllten Absicht zur Sprache brachte, Wandel zu schaffen: niemals redete sie aus einer revolutionären Gesinnung heraus, niemals redete sie sich in eine Rebellenstimmung hinein. Das unterscheidet schon in ihrer Werdezeit unsere Dichterin von der George Sand. Nirgends zeigt sich die Regung, Gewalt gegen Gewalt zu setzen; nirgends verzweifelte Hoffnungslosigkeit,

arger Mißstände Herr zu werden. Auf die kürzeste Formel gebracht, würde ihre Losung lauten: Helfen, nicht hetzen. Diese versöhnliche Grundstimmung bewährt schon die Kleine in unverdienten Bitternissen.

Die Stiefmutter Bartenstein, der sie herzlich zugetan war, siechte nach dem letzten Kindbett dahin; der Arzt gestattete der Leidenden vorzeitig eine Ausfahrt in das Belvedere, auf die die Patientin zur Beseligung Maries die Kleine mitnahm, die sich in kindlichen Liebesbeweisen überbot, um die trotz Sonnenschein Fröstelnde aufzuheitern. Der Rückschlag des unzeitigen Ganges ins Grüne war hoffnungslose Verschlimmerung im Befinden der Kranken, die mit einemmal Marie an ihr Schmerzenslager bescheiden ließ. Überglücklich folgte die Kleine, die zuvor von Tante Helene angewiesen wurde, kein Wort an die Sterbende zu richten, um sie nicht noch mehr aufzuregen. Als das Kind das Krankenzimmer betrat, beschuldigte die offenbar von Wahnvorstellungen Befangene Marie der Lüge: ein Vorwurf, der ihr um so schmerzlicher zu Herzen ging, je weniger sie sich einer Schuld bewußt und einer Verteidigung fähig war.

Die Siebenjährige hat schwer und lange nachher unter der völlig unverdienten Kränkung gelitten, doch keinen Augenblick eine Aufwallung der Heftigkeit, nur grenzenloses Mitleid für die bald darauf geschiedene Dulderin gefühlt.

Nach dem Tode seiner dritten Frau heiratete Baron Dubsky 1841 zum vierten Male. Die stattliche, anfangs der dreißiger Jahre stehende Gräfin Xaverine Kolowrat, mit der Stil und Zuschnitt des ganzen Hauswesens in eine vornehmere Sphäre gehoben wurde. Mit der Erhebung des Freiherrn Franz Dubsky in den Grafenstand, die bald darauf erfolgte, wandelten sich die schlichteren Formen der hergebrachten, einem Landedelmanne ge-

mäßen Wirtschaftsführung. Die Komtessen empfingen bei bewährten, großstädtischen Meistern und Meisterinnen Lektionen in allen Spielarten heimischer und fremdländischer, in Salons zulässiger Tänze; die Anstandslehre mit all ihren Abstufungen in der Kunst, sich in der Gesellschaft und bei Hofe mit gebotener Grazie etikettemäßig zu verbeugen, wurde geziemend gepflegt; das vordem schmale Taschengeld ein wenig erhöht und das anspruchslose Kinderzimmer, in dem die beiden Mädchen bei einer Unschlittkerze lernen mußten, ohne sich von den jüngeren, umhertollenden Brüdern stören zu lassen, gönnte den Komtessen größere Bewegungsfreiheit, seitdem zum aufrichtigen Leidwesen der Schwestern die jungen Grafen Adolf und Viktor in einem Wiener Pensionat untergebracht worden waren, aus dem sie nur Feiertags in das Rabenhaus und während der großen Ferien nach Zdislawitz beurlaubt wurden.

Die Stiefmutter Kolowrat besaß gesellige Talente; sie dilettierte am Klaviere und an der Staffelei. Sie schenkte Marie zu ihrem 11. Geburtstag einen ganzen Schiller, einen Schatz fürs Leben. Ein Ereignis, dessen die Kinderjahre mit so hymnischem Schwung gedenken, daß Rodenberg glücklich war, just diesen Abschnitt im Schillerheft der Deutschen Rundschau von 1905, zum 100. Jahrestag von Schillers Tod, bringen zu dürfen. Was Schiller für Österreich, für die Literatur und den Freiheitsgedanken Österreichs bedeutet und bedeutet hat, ist unermeßlich; was Schiller insbesondere Marie Ebner für ihr ganzes Leben geworden und geblieben, wie bestimmend er auf ihre dramatische Erziehung, die historischen Tragödien gewirkt hat, geht auf jene Kinderzeit zurück. Sie wurde bald ebenso schillerfest, wie sie zuvor in Bressels Weltgeschichte bewandert gewesen; ihrem Gedächtnis

prägte sie jede Zeile seiner Gedichte, jeden Vers seiner Stücke ein. Durch die Stiefmutter Kolowrat, die die Zdislawitzer Abende durch Vorlesungen zu verkürzen liebte, lernte Marie auch neuere Dichtungen, so die poetische Erzählung Anastasius Grüns „Der letzte Ritter“ kennen. Und diese edle Schöpfung ihres Standesgenossen, des Grafen Anton Auersperg, übte außerordentlichen Zauber auf das Kind: „Die Verse drangen mir in die Seele mit klingendem Spiel und tönendem Schritt“; sie reizten die Kleine auch zur Nacheiferung.

Von ihrem 12. Jahre ab durfte Komtesse Marie mehrmals in der Woche das Burgtheater besuchen: ein für ihre ganze Zukunft folgenreiches Ereignis. Im vormärzlichen Wien gab es eine Fülle deutscher, slawischer und magyarischer Adelsfamilien, die dem standesgemäßen Logenabonnement in dieser vielberufenen Kunststätte die einzige literarische Anregung zu danken hatten. Und obwohl die Zensur die Klassiker nur in überängstlichen Zurichtungen und nichts weniger als in all ihren Werken zuließ — Schillers Räuber wurden erst nach dem Jahre 1848 burgfähig —; obwohl Grillparzer in seiner Vaterstadt kaum mehr zu Wort kam; obgleich an Stelle der neuen Dramatiker veraltete hausbackene Komödien bevorzugt wurden, war für alt und jung das Burgtheater eine Schule der Bildung und des Geschmackes ohnegleichen.

Am Ende war das Haus am Michaelerplatze doch die einzige Stelle, von der aus in Österreich durch den Mund Posas Gedankenfreiheit gefordert werden durfte. Zudem waren die Künstler, die Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe zur Geltung zu bringen hatten, Meister allererster Größe, Anschütz, La Roche, Loewe, Fichtner, Julie Rettich. Und außer dem klassischen Stück blühte im Burgtheater das deutsche und romanische Lustspiel in einer Vollkommenheit,

wie sie auf keiner anderen deutschen Bühne gedieh. Ton und Sitte der vornehmen Gesellschaft, Schlichtheit und Natürlichkeit des Bürgerhauses, Wesen und Behaben des Landvolkes waren im Ebenbild der Bühne getroffen, bisweilen übertroffen durch ein Idealbild. Der erste Liebhaber jener Truppe, Korn, war noch in alten Tagen von so unwiderstehlicher Anmut, daß — wie die „Kinderjahre" berichten — eines Abends, nachdem alle anderen sich verlobt haben, seine Schlußfrage als Hauptmann Klinger „Und mich will niemand heiraten?", aus einer Loge von einer jungen Komtesse mit einem unwillkürlich hervorgestoßenen „Ich" beantwortet wurde. Diesen Abenden im Burgtheater verdankte Komtesse Marie die Grundlage zu ihrer ästhetischen Erziehung, die, nach dem Bekenntnis der „Kinderjahre", damals (1842) „begann und heute (1905) noch lange nicht beendet" war.

Unter den Lustspielgrößen gewann die von der ganzen Wiener Gesellschaft vergötterte Tochter der Haizinger, Louise Neumann (nachmals Gräfin Schönfeld), die besondere Liebe der Komtesse Marie. Die kleine Enthusiastin hörte von ihrer Lehrerin des Englischen, daß die große Künstlerin ebenfalls bei ihr Stunde nehme. Daraufhin ließ es sich die Kleine angelegen sein, der Angebeteten durch diese Botin Huldigung auf Huldigung, Brief auf Brief zu senden; eines Tages griff die verschnupfte Engländerin eilig in ihren Arbeitsbeutel nach einem Taschentuch; bei der Überhastung flog ein Wirbel von Papieren heraus: Maries zierliche Blätter, von denen kein einziges an seine Adresse bestellt worden war. Wieder einmal eine Enttäuschung im Leben des Kindes! Nur wenige wurden aber so wohltuend gesühnt, wie diese Vereitelung einer sehnsüchtig erstrebten persönlichen Annäherung. Anfangs der fünfziger Jahre lernte Baronin Ebner Louise Neumann kennen und länger als ein halbes Jahrhundert

dauerte der unzerstörbare Freundschaftsbund der beiden Meisterkünstlerinnen und Musterfrauen. Wie sehr die beiden in Kunst und Leben wahl- und wesensverwandt waren, bekundet absichtslos ein ungedrucktes Blättchen, das ich in einem Arbeitsheft Marie Ebners fand und das als Porträt manche Ähnlichkeiten mit eigenen Zügen der Dichterin aufweist:

„Louise Schönfeld-Neumann hat die Schauspielkunst immer für eine sekundäre Kunst gehalten. Sie hat auch ihr Talent nie überschätzt, seine Grenzen sehr wohl erkannt und nie versucht, sie zu überschreiten. Schwere Seelenkämpfe sind ihr erspart geblieben, mit heißen Leidenschaften hat sie nicht zu ringen gehabt. Ich höre noch das wortlos freundliche Begrüßen, mit dem sie empfangen wurde, wenn sie die Bühne betrat. Ein leises Rauschen des Wohlgefallens wehte durch das ganze Haus, die Gesichter wurden freundlich, alle Augen hell. Sie mußte fühlen, wie sehr es ihr gegeben war, wohlzutun, und so trat eine köstliche Wechselwirkung ein. Und so hat Louise Neumann den Besuchern des Burgtheaters Stunden bereitet, die hell in seinen besten Erinnerungen leben werden. Dieselbe, die sie in der Ausübung ihrer Kunst gewesen ist, war sie im Leben. Beneidenswert, der ihres Umgangs genießen durfte. Glücklich, der ihre Freundschaft errungen hatte." Und zum 80. Geburtstag sandte die Dichterin der greisen Schauspielerin die Verse:

Die Blumen hold, die deine Kunst ausstreute,
Du Vielverehrte! sie verblassen nicht.
Vor unsrem Auge stehen sie noch heute
In Farben licht.

Die Blumen, die so reich in andrer Leben,
Dein edler Geist und deine Liebe flicht,
Auch ihnen wurde Zaubermacht gegeben,
Sie welken nicht.

Wenn Blumen nun bei deinem Fest erscheinen,
In stiller Schönheit prangen sie ja wohl.
Dann sind sie von der Lieblichkeit der Deinen
Nur ein Symbol.

Von dieser in gebundener und ungebundener Rede so warm und wahr geschilderten Schauspielerin hat die Dichterin viel gelernt; in ihren Stücken und Geschichten aus der Wiener adeligen und bürgerlichen Gesellschaft ist sie der „Gebärde der Rede" Louise Neumanns, ihrer unscheinbaren Art, durch Andeutungen, leise Übergänge, gedämpfte Töne zu wirken, eingedenk geblieben und die feine Schalkhaftigkeit, das Maß und die Haltung edler Weiblichkeit in leidenschaftlichen Aufwallungen hat den Hörern Louise Neumanns wie den Lesern Marie Ebners reinere Genüsse geschenkt, als manche, zu robusteren Mitteln greifende Kraftnaturen.

Das Burgtheater sollte der Komtesse nicht den einzigen dramatischen Anschauungsunterricht bieten. Vater Dubsky ließ es sich nicht nehmen, seine Kinder in die Leopoldstadt zur Volkskomödie zu führen und die Possen ergötzten, Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt" begeisterte die Kleinen dermaßen, daß sie mit anderen Aristokratenkindern dann selbstverfaßte Stücke aus dem Stegreif spielten; in einer dieser Aufführungen hatte Marie Dubsky einen graubärtigen Onkel zu geben, eine Rolle, bei deren rührseliger Schlußrede die Zuschauer Tränen lachten, statt Zähren aus Trauer zu vergießen. Ihr schauspielerischer Mißerfolg schreckte Marie nicht auf die Dauer ab, und auch dieser in die Kinderzeit fallende Anfang fand bis in das höchste Alter der Dichterin Nachfolge. Sie war im Zdislawitzer Schloßtheater bei jedem festlichen Anlaß für Neffen und Nichten, Großneffen und Großnichten als Schauspiel-Dichterin, Proben- und Vorstellungs-Leiterin

mit ebenso großem Eifer und Vergnügen tätig, wie George Sand im Marionettentheater ihres Nohant.

So hoch der Komtesse Marie Wien seiner Theaterfreuden willen stand, höher als Zdislawitz stand es ihr nie. Mit ihren Geschwistern erwartete sie voll Ungeduld den Tag der Abfahrt und die Lustbarkeit der Wagenfahrt in vollbepackter Kutsche mit den für munteres Blasen mit Extratrinkgeld bedachten Postillionen, die Ankunft der drei vierspännigen Karossen im Schloßhof, wo Gesinde und Landvolk, Beamtenschaft und Honoratioren die Herrschaft willkommen hießen, waren nur der Auftakt zu reicher Ferienfreude. Siebengescheite haben in Marie Ebners Art und Kunst Naturſinn, Lust und Liebe, landschaftliche Veduten festzuhalten, vermißt; und doch begrüßte schon das Kind jeden Baum, jedes Blumenbeet des Schloßparks, jeden Bergzug des Zdislawitzer Geländes als alten lieben persönlichen Bekannten. Im Dorf, auf den umliegenden Höfen, in den benachbarten Ortschaften kannte das Landkind die meisten Behausungen. Alt und jung, wohlhäbige Hannaken und noch mehr die Armen und Ärmsten waren der Komtesse, wie nachmals der Exellenzfrau so wohlvertraut, daß sie zeitlebens nicht fertig geworden wäre, alle ihr vor Augen und zu Ohren gekommenen Schicksale ihrer engsten Landsmannschaft aufzuzeichnen.

Mit ihren beiden Brüdern fand sich 1839, mehr Spielkamerad als Erzieher, ein fröhlicher, bald wie ein Verwandter gehaltener junger, bildhübscher, 19jähriger Franzose, Just Dufoulon, ein, mit dem Marie, die sich auf ihre Schnellfüßigkeit etwas zugute tat, manchen nicht immer siegreichen Wettlauf unternahm. Der gesellige, der ganzen jungen Kumpanei hochwillkommene Pariser stellte nur einmal nicht seinen Mann, als unversehens ein Geier sich zeigte. Da Eile nottat, wurde ihm eine altväterische, im Dienerzimmer hängende Blunderbüchse gereicht, doch

im entscheidenden Moment ließ Just sich warnen, das Rohr nicht anzulegen, weil das ausgediente Tromblon platzen könnte. So blieb der Schuß verpaßt und als ein atemlos herbeieilender Jäger den Raubvogel herunterholen wollte, war der zum Verdruß der Grafenkinder und aller Schloßleute in unerreichbare Höhen aufgestiegen. Romanhaft geheimnisvoll änderte sich Justs Wesen seit dem Einzug der neuen Schloßherrin Kolowrat-Dubsky. Der ehedem Heitere wurde schwermütig, schweigsam, stürzte sogar einmal ohnmächtig zusammen. Seines Bleibens war nicht in dem Kreise, in dem alle ihm so wohlwollten. Er kehrte nach Frankreich zurück, wo er die einzige Stütze seiner Mutter sein sollte; bald nachher wurden die Zdislawitzer betrübt durch die Nachricht seines vorzeitigen Endes: auf den Wunsch von Schwester Friederike wanderte Marie mit ihr in eine nahe Schlucht, wo ein wundertätiger Quell sprudelte und in eine dicht am Brünnlein stehende Buche Just seinen Namen eingeschnitten hat: die beiden Komtessen gedachten ein Kreuz über den Namen zu setzen; so redlich sie sich aber auch in die Höhe streckten, ihr Wuchs war noch so weit zurück, daß sie sich bescheiden mußten, das Totenkreuz unter den Namen des geschiedenen Freundes zu setzen.

Der Schloßpark selbst wurde der Schauplatz eines anderen denkwürdigen Kindheitserlebnisses. Im Fichtenhain (der nachmals in Lotti, die Uhrmacherin, beschrieben erschien) gelobten sich die Geschwister, dem Vaterland Ehre zu machen. Adolf und Viktor gedachten sich in Heer und Diplomatie hervorzutun, die vierzehnjährige Marie gelobte, die deutsche Bühne zu reformieren. Kindliche Pläne, die nicht durchaus unerfüllt blieben. Graf Adolf Dubsky wurde Reichstagsabgeordneter, Finanzmann, Herrenhausmitglied, Exzellenz — Statthalter von Mähren zu werden, hatte er in den siebziger Jahren ausgeschlagen;

Graf Viktor wurde Botschafter in Teheran, Athen, Konstantinopel, Madrid. Und Marie Ebner sorgte dafür, in der Geschichte der deutschen Dichtung dauernd fortzuwirken.

Dem Priester, der ihre „Erste Beichte" abgenommen, kam die vierzehnjährige Komtesse mit einer kaum weniger ernsten zweiten Gewissensfrage; ein drolliger vielgeschäftiger Wiener Sonntagspädagoge der Komtessenwelt, Fladung, von dem noch die Rede sein wird, hatte Marie zum Abschied sorglos einen Leitfaden der Astronomie mit auf den Weg gegeben. Die Wißbegierige geriet beim Studium dieses Büchleins in so argen Widerspruch mit der biblischen Schöpfungsgeschichte, daß ihr gläubiges Gemüt Rettung aus allen Zweifeln bei P. Borek suchte. Der Landgeistliche, ein Heiliger in seinem Lebenswandel, genoß allgemeine gerechte Verehrung; als die Cholera wütete, wetteiferte er in selbstvergessender Pflichterfüllung mit Dr. Engel so bewunderungswürdig, daß Vater Dubsky dieser Zeiten nie anders, als mit dem Nachwort gedachte: „Ja, der jüdische Arzt und der katholische Geistliche, allen Respekt! Beide waren Helden." Die scharfsichtigen Fragen, die Seelenmartern der irregewordenen tiefreligiösen Komtesse machten P. Borek im ersten Augenblick stutzig. Dann entließ der milde Apostel sein Beichtkind mit dem Wort: „Das Lehrbuch der Astronomie sei nur Menschenwerk, die Bibel göttliche Offenbarung." Diese schlichte Lösung des Gegensatzes zwischen heiliger Schrift und freier Forschung zerstreute die grüblerischen Bedenken der Komtesse nicht auf die Dauer. Und so treulich sie nach wie vor ihrem Beichtiger in allen geistlichen Dingen anhing, in naturwissenschaftlichen Fragen erholte sie sich fortan nicht vergebens Rat bei ihrem fachmännisch berufeneren Vetter Moritz Ebner.

Der Winter 1843 hatte die Familie Dubsky wieder

nach Wien geführt. Zum Geburtstag des Vaters wurden von den Komtessen spanische Nationaltänze eingeübt, die Schwester Friederike mit besonderer Grazie ausführte, indessen Marie mit dieser Aufgabe, Kastagnettengeklapper usw., sich spröder abfand. Zu Pferd und auf dem Schießstand hielt sie sich desto tüchtiger. Ihre gesellschaftlichen Pflichten, ihre künstlerischen Freuden sollten zuerst wiederum von dem ersehnten Aufbruch nach Mähren abgelöst werden, als Großmutter Dockel unmittelbar vor dem zur Abreise bestimmten Tag erkrankte. Der Arzt nahm die Sache zunächst leicht. Allmählig verschlimmerte sich indessen das Befinden der Greisin, und plötzlich wurde Marie, die schwerer Kopfschmerzen halber allein zu Hause geblieben war, von dem alten Diener der Baronin mit einem slawischen Schreckensruf an das Krankenlager von Großmutter Dockel geholt. Die Sterbende fand auch in dieser letzten schweren Stunde für die fassungslose Enkelin den Trostspruch ihrer Lebenslosung: „Nur still, nur gescheit!"

Ein Gebot, dem Marie im ersten heißen Schmerz um diesen mütterlichen Schutzgeist nicht zu folgen vermochte. Im Schlußkapitel der „Kinderjahre" schildert sie, wie sie, nachdem der Sarg aus dem Rabenhaus zur Bestattung in die Zdislawitzer Familiengruft fortgeschafft worden war, sich in das vordem nur selten und scheu betretene Toilettenzimmer der Großmutter wagte und die den Enkelinnen zugefallene Bibliothek katalogisieren wollte. Sie blätterte Band um Band des fünffächrigen Bücherschrankes auf, vermochte aber nicht mit der Aufzeichnung der Titel sich zu bescheiden. Sie begann zu lesen und las sich immer tiefer hinein in diese noch vom Großvater gesammelten Bände. In der Bibel fand sie noch Dockels Lesezeichen. Eines führte zu seinem besonders angestrichenen Satz der Offenbarung

Johannis. Sie las über den vom Großvater herausgehobenen Spruch hinaus und da sie mit den Rätseln der Apokalypse nicht fertig wurde, griff sie nach Thomas a Kempis und Herder. Zufällig kam sie dann auf die Lebensgeschichte Lessings von seinem Bruder; seine Aufschlüsse über die frühe, unermeßliche Belesenheit und den Bildungsgang Gotthold Ephraims ließen sie tiefbeschämt die Enge des eigenen Wissens erkennen. Von ihrer Unzulänglichkeit durchdrungen, beschließt sie, Wandel zu schaffen.

Sie „feiert wahre Leseorgien", verschlingt heißhungrig, wessen sie von Dramen Shakespeares, Corneilles, Racines, Goethes, Kleists usw. in der großväterlichen Bibliothek habhaft werden kann, hadert mit dem Geschick, daß sie nicht ein Knabe, wie Lessing, Griechisch und Latein nicht treiben durfte, macht ihren Empfindungen stürmisch in zahllosen Gedichten Luft, von denen sie leider nur zwei aufbehalten hat:

Was hör' ich in der Dämmerung?
Wie Glöcklein hell es klinget
's ist wohl der Tag, der licht und jung
Ein goldenes Liedchen singet.

Wenn ich als Kind zum Himmel geschaut
Hat droben mein Land geblinkt und geblaut.
Jetzt ist der Himmel geworden so leer,
Ich sehe mein Land, mein liebes nicht mehr.

Der Kleinmut, der sich der Vierzehnjährigen bemächtigt hatte, als sie der Überlegenheit des jungen Lessing in der großmütterlichen Bibliothek innegeworden, wich allmählich, als sie die Denkwürdigkeiten der Madame de Motteville fand und -- wie zuvor im 2. Kapitel: „Im Ebner-Archiv" erzählt wurde -- die Gestalten jenes Memoirenwerkes leibhaftig um sich sah und zu den Trä-

gern eines Richelieu-Dramas bestimmte, das in ihrer Phantasie feste Form gewonnen.

Und erhebender noch streifte sie ein Hauch des Ewigen, als sie unter den Büchern ihrer Vorfahren in Klopstocks Oden auf die schon von Mutter und Großeltern augenscheinlich mit besonderer Vorliebe gelesene „Frühlings-Feier" stieß und daraus die Zuversicht schöpfte, daß im Einzelnen, so nichtig er, ein Erdenstäubchen, ist, die Fähigkeit des Aufschwunges zum Höchsten lebt. Sie fühlte den Atem Gottes um sich wehen, die Unendlichkeit in ihrer scheinbaren Endlichkeit. Ihre Kinderzeit war um, so sagt Marie Ebner im Rückblick auf jene folgenreiche Selbsteinkehr, als sich jene geistige Wandlung in ihr vollzog, als Bibel, Lessing, Welthistorie, Klopstocks grandiose geistliche Dichtung mit bisher ungeahnten Klängen zu ihrem Innersten sprachen. Fern, doch hell sah sie ein selbstgesteckes Ziel vor sich, das zu erreichen sie fest gewillt war, so dunkel ihr auch die Wege blieben, die sie dahin führen sollten. Mit Recht durfte sie deshalb Rodenberg schreiben, daß mit ihrem 14. Jahr ihre ganze Zukunft vorgezeichnet gewesen, daß sie schon dazumal sich vorgesetzt, Schriftstellerin zu werden.

Und auch der zweite Satz, es sei dazumal schon bei ihr ausgemacht gewesen, daß sie die Gattin ihres Vetters Moritz von Ebner-Eschenbach werden würde, hatte seine guten Gründe. Sie schätzte in diesem 15 Jahre älteren Mann den untadeligen Ehrenmann, den Soldaten vom besten Schlag, der, unbeirrbar durch die Neckereien ihres Vaters, als Naturforscher zu den „Gelahrten", Schrötter und Ettingshausen, in die Schule gegangen war. Und Marie selbst hatte in Moritz v. Ebner einen ehrlichen, kundigen Wegweiser für ihre dichterische Laufbahn gefunden. Als er eines Tages unvermutet eine französische

Ode à Napoléon seiner blutjungen Cousine zu Gesicht bekommen, hatte er sie schweigend gelesen und, wie sie meinte, durch sein Verstummen ironisch abgelehnt. Nach einer Weile schickte er ihr aber Zuckerwerk und einen Briefbogen, auf dem er eigenhändig das Loblied auf den Rhein aus Zedlitz' „Waldfräulein" wiederholte und in ein paar selbstgedichteten Versen der Nachschrift an Marie den Weckruf ergehen ließ, als deutsche Jungfrau deutsche Verse zu pflegen, statt wälsche Verse zu stammeln. Der wohlgemeinte Wink wirkte und fruchtete nicht weniger heilsam, als die Schicksalsstunde der Sammlung im Bücherzimmer der Großmutter. Wir hören nicht, ob der Artilleriehauptmann zur Werbung schon entschlossen war, als er seine Cousine mahnte:

O sing auch du, du deutsche Maid
Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid!
Du bist ein Sproß aus gut german'schem Blut,
Was deutsch du denkst — hab' deutsch zu sagen auch den Mut.

Vergessen hat Marie Dubsky die Verse sicher nicht, als ihr Vetter vier Jahre nach seiner dichterischen Improvisation um ihre Hand anhielt.

Bis zum Jahr 1848. Brautstand und Ehe.

Der Kunst hatte sich das halbe Kind mit derselben Entschlossenheit geweiht, mit der andere von frühester Jugend Nonnen werden wollen. Ihrer Sendung erstaunlich gewiß, ahnte und fragte die Vierzehnjährige gar nicht, ob es dazu besonderer Schulung, der Lehrmethode eines Gradus ad Parnassum bedürfe und aus der reichen Erfahrung ihrer eigenen Kunstübung hat Marie Ebner als Siebzigerin diese nachtwandlerische Sicherheit der Anfängerin gutgeheißen. „Das Kind, das Talent zu einer darstellenden Kunst besitzt, schickt man in eine Schule, in der sie gelehrt wird. Für das schriftstellerisch veranlagte Kind gibt es, Gott sei Lob und Dank, noch keine in Mauern eingeschlossene, mit Lehrsälen und Professoren ausgestattete Schule. Nur das Handwerk seiner Kunst könnte ihm beigebracht werden und dieses lernt jeder am besten allein. Bücher, die von Erlernbarem handeln, stehen ihm in Hülle und Fülle zur Verfügung; es mag aus jedem nehmen, was ihm entspricht und was es verwenden kann. Es wird nicht viel sein. Jede Dichterindividualität, wenn sie auch nicht zu den großen gehört, hat von Natur aus ihr eigenes Gepräge und gibt es der Form, in der sie sich, in oft schwerem Ringen, auszugestalten sucht. Der Geist baut sich selbst sein Haus. Was er von fremden Baumeistern lernen kann und soll, ist nur das Alphabet der Kunst."

An Ernst und Emsigkeit, dieses Alphabet der Kunst sich anzueignen, hat es die Novize nicht fehlen lassen und mit untrüglichem Geschmack hat sie in allen Stufenjahren ihres Könnens und Schaffens in der freien Schule großer

Meister sich umgetan, im Vergleich mit gelungenen und mißratenen Schöpfungen Anderer die eigenen Leistungen gemessen. Zeugnis für diese Beharrlichkeit und Zielbewußtheit ihres Strebens geben schon für die Frühzeit die Wenigen, die sich wohlwollend um ihre Entwicklung bekümmerten, allen voran Marie Kittl.

Diese neue Erzieherin war an die Stelle der Gouvernante Henriette getreten, die Gräfin Xaverine, die von dritter Seite gehört, wie arg die tyrannische, leichtsinnige Französin sich an ihren Schülerinnen versündigt, in gerechtem Unwillen entlassen und durch eine tüchtige Deutschböhmin ersetzt hatte. Marie Kittl kam selbst aus einer guten Kinderstube; sie war die Tochter eines Worliker fürstlich Schwarzenbergischen Justizamtmannes, die Schwester des namhaften Komponisten Kittl, der von Richard Wagner das Textbuch der Oper „Die Franzosen vor Nizza" übernahm, Felix Mendelssohn eine Jagdsymphonie widmete und zuletzt als Direktor des Prager Konservatoriums seinen Mann stellte. Kenntnisreich, besaß Marie Kittl ausgesprochene pädagogische Begabung, die sie, nach kaum zweijähriger Wirksamkeit in der Familie Dubsky in das fürstliche Haus Arenberg und von dort als Erzieherin der Prinzessin Charlotte (nachmals Kaiserin von Mexiko) an den Hof König Leopolds von Belgien berufen, mit gleichem Eifer und derselben ehrlich verdienten Anerkennung bewähren sollte. Die Herzen von Friederike und Marie Dubsky gewann Marie Kittl als leibhaftiges Widerspiel einer unerträglichen Vorgängerin durch ihr freundliches Entgegenkommen vom Tag ihres Eintrittes und in der Folge wurde die neue Hausgenossin der Komtesse eine geliebte, mit Du angesprochene Freundin.

Unsere junge Dichterin zumal fand in der selbst von literarischen Anwandlungen heimgesuchten Erzieherin

eine Vertraute, die mit wachsendem Anteil sah, welche Feuergeister im Hirn und Herzen der stürmisch Aufstrebenden umgingen. Bisweilen wurde ihr freilich begreiflicherweise ein bißchen bange, wenn ihre Schutzbefohlene allzu phantastische Zukunftspläne ausheckte oder einmal zu der verwegenen Verkündigung sich verstieg, sie wolle die größte Schriftstellerin aller Zeiten und Völker werden. Wer mit Marie Ebner in den letzten vier, fünf Jahrzehnten ihres Lebens verkehrte und andere, die sie noch länger, seit ihrer Verheiratung kannten, können sich nicht vorstellen, daß die Bescheidene jemals so maßlosen Ehrgeiz geäußert hat: solche Worte wogen nicht schwerer, als der Wunsch eines Kindes, das nach den Sternen am Firmament langt und sie entwaffnen jeden Unbefangenen durch die Arglosigkeit und Anspruchslosigkeit einer jeder Anmaßung unfähigen Natur. Marie Kittl, die nach ihrer Übersiedlung in das Ausland regsten Gedankenaustausch mit ihrem Liebling pflegte, konnte sich nicht sattlesen an den von ihr sogenannten „Mosaikbriefen" der Komtesse Marie, die ihr unablässig Kunde gab von allem, was ihr durch den Sinn zog, von ihrer kaum übersehbaren Lektüre, ihren gesellschaftlichen und künstlerischen Eindrücken, alten und neuen künstlerischen Vorbildern, von ihrer an Vergötterung streifenden Bewunderung der Dichtungen Betty Paolis, die Marie Kittl wohl noch zufällig aus der Zeit kannte, da diese größte Lyrikerin — Grillparzer nannte sie sogar d e n größten Lyriker Österreichs — in Worlik als Vorleserin und Gesellschafterin der Marschallin Schwarzenberg und Freundin des Sohnes dieser bedeutenden Frau, des unter dem Namen des „Landsknechtes" als Schriftsteller tätigen Fritz Schwarzenberg, geweilt hatte. Die „Mosaikbriefe" Marie Dubskys scheinen leider verschollen: nach den im Zdislawitzer Archiv aufbehaltenen Antworten Marie

Kittls müssen sie ein förmliches fortlaufendes Jugendtagebuch gewesen sein, in dem Komtesse Marie den Wechsel ihrer Stimmungen, lustige und traurige Einfälle, festhielt, ihre kecken Reiterstücklein meldet — in Zdislawitz soll sie einmal aus dem Hof in ein Schloßzimmer gesprengt sein, nach dem Muster des Grafen Sandor. Im stillen stolz auf diese und ähnliche Proben ritterlichen Mutes und Übermutes möchte die Wohlgesinnte hier und da einen Dämpfer aufsetzen: ma petite Maritscherl a aussi ses défauts mahnt sie warnend; allerdings folgt gleich der begütigende Zusatz: les défauts de son age. Je vous admire dans vos bravours heißt es dann wiederum mais je suis loin de les approuver; il faut de la prudence dans une femme et de tels exploits ne sont faits que pour les hommes.

Und noch eindringlicher redet sie ihr ins Gewissen, wenn Maritscherl mit dem Schicksal hadert und ihrer Vertrauten klagt, sie kenne den Stahl nicht recht, der ihr Herz verwundet, ihre Seele so ruhelos gemacht. „Du sagst, meine Marie, der Himmel hätte dir vor deiner Geburt schon das Kreuz auf die Stirn gezeichnet. Da du die Seligkeit nicht kennen gelernt hast, von der eigenen Mutter großgezogen zu werden, kannst du keinen Vergleich anstellen.“ Die Ratschläge der Getreuen verfangen bei der Comtesse nicht immer. Besser, als durch die hausbackenen, Ergebung in die Vorsehung predigenden Gesangbuchverse und Exhorten, die Marie Kittl ihrer jungen Freundin auftischt, fühlt sich Marie Dubsky getröstet durch poetisches Schaffen. Die petite styliste, une jeune personne délicieuse, intelligente, als die Fräulein Kittl sie rühmt, dramatisiert Bulwers Eugen Aram, arbeitet an einem Epos aus der römischen Geschichte und baut rüstig an ihrem Cinq-Mars-Richelieu-Drama. Wagt Marie Kittl einmal schüchtern anzu-

deuten, daß Maritscherl ihr Glück doch nicht allein auf ihr künstlerisches Wirken gründen müsse, antwortet sie rundweg: Ich kann das Dichten nicht aufgeben und wenn ich seine Liebe verlöre.

Marie Kittl war augenscheinlich im Geheimnis, daß — wie Baron Ebner in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten sagt — „ein Offizier in mittleren Jahren in seine jugendliche Base etwas verbrannt war", und die brave Erzieherin dachte wohl, daß dem wackern Mann zu rechter Stunde durch Marias Jawort ein Lebenswunsch erfüllt werden könnte. Der gelehrte „Capitän-Leutnant im Ingenieur-Corps" wußte die Gaben des Geistes und Gemütes Maries nach Gebühr zu schätzen und die geborene Menschenkennerin war schon dazumal in der Lage, zu beurteilen, wie gründlich Art und Wesen des bedeutenden Mannes ihn von den Meisten unterschied, mit denen ihre gesellschaftlichen Kreise sie in Beziehung brachten. Zu ihrer besonderen Erheiterung gab es in den aristokratischen Zirkeln als Gegenstück ernster wissenschaftlicher Bestrebungen eine den Humoristen herausfordernde Gestalt, die Gräfin Louise Schönfeld-Neumann[1] in ihren „Erinnerungen" auch in ihrer äußeren Erscheinung so anschaulich und belustigend vor Augen stellt, daß man bedauert, das Urbild nicht leibhaftig auf der Bühne von einem feinen Charakterkomiker dargestellt zu sehen. Im Hauptamt war Josef Fladung[2], dem auch Marie Ebner ein papiernes Denkmälchen gestiftet hat, das in der Reihe ihrer putzigen Originale nicht die letzte Stelle einnimmt, Direktions-Adjunkt bei dem k. k. hofkriegsrätlichen Einreichungsprotokoll zu Wien in Pension. Als er von Stiefmama Kolowrat-Dubsky zunächst in das Rabenhaus berufen wurde, als vielgeschäftiger, in allen Adelssalons seiner oberflächlichen populären Vorträge auf dem Ge-

biet der Altertums- und Naturkunde vielgesuchter, für Hirn und Herz seiner Hörerinnen völlig gefahrloser Lehrer, schien er der 13jährigen Comtesse Marie dem Alter nach ein Methusalem.

Einen Mann für alles nennt den Urgreis, der noch bis in die sechziger Jahre lebte, Louise Neumann. Er ging von dem Grundsatz aus, der Mensch könne alles, was er wolle, aber schlecht. Nach dieser Theorie machte er Skulpturen, Bilder aus Rauch, schrieb eine Ästhetik für junge Damen mit Illustrationen, wobei er die Venus züchtig verhüllte. Er war eine providence für alle Erzieherinnen, hatte Zutritt bei allen Elevinnen, hatte stets allerhand Lehrreiches bei sich. Mit Vorliebe, er war Mineraliensammler, kleine Edelsteine. Eine mutwillige junge Dame, die von Grillparzer in den „Wintergedanken" besungene Auguste v. Schäffer, machte sich den Spaß, einen ihr zur Prüfung vorgewiesenen winzigen Diamantsplitter zu verschlucken.

Ein andermal suchte die Gemahlin des Staatskanzlers Fürstin Melanie Metternich, Fladung in Verlegenheit zu bringen. Sie hatte aus Paris falsche Perlen erhalten und forderte Fladung auf, unter drei ihm vorgelegten Stücken die eine echte herauszufinden. Gelänge ihm das, dann solle sie sein werden. Fladung wurde nachdenklich, wie Saladin bei Nathans Ringgeschichte. Er wußte, was auf dem Spiel stand: sein Ruf als Edelsteinkenner. Er besann sich lange und wagte zuletzt auf äußere Anzeichen seine Wahl, die zu seinem Triumph ausschlug. Er hatte aber auch eine Nase, wie nur ein Zweiter in Wien, der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall. Eine Ähnlichkeit, auf die Fladung sich so viel zugute tat, daß er selbst gern erzählte: „Wir befanden uns in der Blumenausstellung, Baron Hammer und ich. Wir schwelgen in dem Duft und achten nicht darauf, daß

wir einigen Anstoß erregen, bis der Aufseher kommt und bittet: Entschuldigen, meine Herrschaften, aber hab'n 'S' die Gnad' und geh'n S' weg. Die Leut beklagen sich, daß ihnen die Herrschaften alles wegriechen mit ihren großen Nasen."

Sonst bot Fladungs Kopf noch andere Merkwürdigkeiten: edelgewölbt mit hoher, völlig faltenloser Stirn und immer rosig angehauchten Wangen; deshalb und weil sein kahler Scheitel halbrundförmig von einem Kreise schimmernd weißer Haare umgeben war, nannte ihn Marie Dubsky den beschneiten Rosenhügel. Louise Schönfeld ergänzte dieses Konterfei durch andere die Kunst jedes Figurinenmalers beschämende Züge: „Die Augenbrauen bezeichnete je ein abstehendes Haar. Dabei schob er die Hornbrille weit hinauf, so daß sie von der Stirn grell abstach. Er sprach weich und süß. Er trug einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, weiße Halsbinde, weißes Gilet, das unter der zugeknöpften Taille seines Frackes lang herunter hing und Sommer wie Winter Gummischuhe, so daß man ihn nie eintreten hörte." Dank diesen Eigenschaften war Fladung eine solche Respektsperson für Aristokratinnen aller Semester, daß er ästhetische Soiréen geben durfte, bei denen er stets etwas Besonderes zu bieten bemüht war: noch in den fünfziger Jahren traf Louise Schönfeld bei einem derartigen Kränzchen, an dem Oscar v. Redwitz seine „Amaranth" vortrug, inmitten der ausnahmslos von der auferbaulichen Dichtung entzückten frommen Damen die kaum merklich lächelnde Marie Ebner. Das war ein wenig undankbar gegen ihren Gastgeber, der früh schon auch von ihr hohe Meinung gehegt und sich als ihr Fürsprecher betätigt hatte.

Ein Jahrzehnt zuvor hatte Fladung, der stets auf der Talenten-Jagd war, in Comtesse Marie Dubsky, nachdem

sie ihm verschämt ein paar poetische Erstlinge gezeigt hatte, diese Proben nicht nur vorbehaltlos gepriesen. Aus eigenem Antrieb, ohne Vorwissen der Comtesse, hatte er Vater Dubsky und Mama Kolowrat anvertraut, daß er in Comtesse Marie eine poetische Begabung entdeckt habe, die er der Ausbildung für würdig halte. Gräfin Dubsky-Kolowrat ließ es bei diesem Gewährsmann nicht bewenden. Sie sandte 1847 Grillparzer eine Auswahl der Versuche Marie Dubskys, und der Dichter antwortete:

„Gnädige Gräfin! Ich wollte, früher durch eigne Unpäßlichkeit verhindert, mir gestern die Ehre geben, Ihnen meine persönliche Aufwartung zu machen, fand Sie aber nicht zu Hause" — und denken Sie, sagte mir Marie Ebner 60 Jahre später noch tiefbetrübt über das Versäumnis: und niemand der Meinigen hat den Besuch erwidert. „Da ich nun für die nächsten Tage über meine Zeit nicht disponieren kann, will ich nicht säumen, schon jetzt wenigstens schriftlich meine Meinung über die Gedichte Ihrer verehrten Tochter zu geben." Für die Comtesse, wie für die Nachwelt traf es sich günstig, daß Grillparzer ihre Eltern bei seinem Besuch verfehlte: sein Urteil wäre sonst schwerlich in seinen eigenen unanfechtbaren Worten erhalten geblieben:

Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine vielleicht nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satirischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse erweckt, und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte.

Was noch fehlt, ist jene Reife, die den Dichter erst zum Künstler macht, jene durchgehende Verständlichkeit, die den Gedanken ungehindert auf den Zuhörer (oder wohl gar Leser?) überträgt. Junge Frauenzimmer sind jungen Männern von gleichem Alter an Verstand und Einsicht gewöhnlich um mehrere Jahre voraus;

aber eines fehlt ihnen, was unsere mitunter abgeschmackten methodischen Studien geben: Ordnung in den Gedanken. Daran fehlt es zum Teil in diesen Gedichten, namentlich, wo sie zu schildern suchen und die Empfindung der Begebenheit störend in den Weg tritt.

So viel im allgemeinen und in Eile. Vielleicht ist es mir gegönnt, einzelnes und näheres mündlich nachzutragen.

Hochachtungsvoll ergebenster
Grillparzer.

Ob es dazu gekommen, ob Grillparzer nochmals persönlich im Hause Dubsky erschienen ist, wissen wir nicht. Seinen Brief hat die Dichterin, ein Psalmistenalter lang, von 1847 bis an ihr Lebensende nie vergessen; er hat sie zu Zeiten der Verkennung aufgerichtet, in Tagen ihrer größten Erfolge als späte Rechtfertigung von Grillparzers Kenner-Urteil erquickt; er hat in der Folge aber auch eine persönliche Beziehung zu dem mit den zunehmenden Jahren immer verstimmter sich abschließenden Sonderling anknüpfen lassen, die Marie Ebner in dem letzten, von ihr veröffentlichten Buch „Meine Erinnerungen an Grillparzer" vergegenwärtigt hat. Sie lassen seine Güte, seinen Witz, den Wechsel seiner Stimmungen, das Farbenspiel seiner Wunderlichkeiten mit ebenso viel Pietät und Humor als Wahrhaftigkeit aufleuchten. So tief Marie Ebner sich ihm aber auch persönlich durch seine ihre Anfänge, wie ihre späteren unsicher tastenden Versuche aufmunternde Haltung verbunden fühlte, ihre grenzenlose Hingebung für sein Lebenswerk wurzelte noch tiefer: in demselben Mutterboden ihrer eigenen Lebensarbeit, in den Überlieferungen des theresianisch-josephinischen Altösterreich, in dem gleichen treuen Einstehen für die Einheit des Reiches, für die Größe der Armee, und in der Überzeugung, daß nicht Wien und Berlin, sondern Weimar die geistige Hauptstadt des Weltreiches deutscher Dichtung bleibt. Beide waren

eins in dem Wirken für die Ideen des Zeitalters der Humanität, beide bis zur Einseitigkeit zur Abwehr klassikerfeindlicher Schwarmgeister bereit, beide bei voller Empfänglichkeit für Neues, Gesundes, Lebensfähiges in der Kunst, schlagfertige, mit siegreichem Spott gegen Modenarrheiten und dreiste Verächter großer Vorgänger zu Felde ziehende Widersacher. An Fülle des Wissens, als Politiker, als philosophischer Denker, Literaturkenner und Kunstrichter war Grillparzer der Ebner vielfach überlegen: in der Reinheit der Absichten stand sie ihm gleich und an Mut, die Losung des Augenblicks mit erbarmungslosem Hohn abzuweisen, in die Kämpfe der Gegenwart tapfer einzugreifen, steht Grillparzer, der seine sicher treffendsten Pfeile in sein Pult, wenn nicht gradezu in seinen Papierkorb wandern ließ, hinter ihr zurück. Aus ihrem reinen Willen, das Rechte zu fördern, erwuchs ihr streitbarer Wille, das Unrechte niederzuringen.

Deshalb kehrte sie sich schon frühzeitig gegen die Mißachtung, die unsere heimische Dichtung durch die maßgebende deutsche Literaturkritik Deutschlands aus Hoffahrt, Lässigkeit, hier und da auch durch politische und religiöse Gegensätze bis in die siebziger und achtziger Jahre erfuhr, mit dem Zorn gekränkter Liebe, vor allem Sühne für die Grillparzer angetane Unbill heischend. Gewiß nicht die Einzige, doch sicherlich eine der bedeutendsten der Frauen-Gemeinde, die mit dem vielfach so schnöde als Schicksalsdichter abgefertigten Dichter der „Ahnfrau“ Kultus trieben. Ihre berufenste Sprecherin war Betty Paoli, die als dichterisches Vollblut von Grillparzer, Lenau und allen Stimmfähigen willkommen geheißen, wie zuvor mit ihren lyrischen Gaben nun mit ihren kritischen Urteilen wachsendes Ansehen gewann.

War Grillparzers Gutachten über die Talentproben Marie Dubskys von ihrer Stiefmutter eingeholt worden, so wagte sich die junge Dichterin selbst an Betty Paoli, der sie vielleicht durch Marie Kittls Vermittlung, einmal persönlich begegnet war, die sie bei diesem Anlaß angeschwärmt und durch ihre jugendlich überschwänglichen Begeisterungsausbrüche in Verwunderung gesetzt hatte. Betty Paolis Antwort war in verbindlicher Form wesentlich kühler, zurückhaltender, als Grillparzers Votum. Daß Comtesse Marie eine poetische Natur, stehe außer Zweifel, ihre Gedichte und jede Zeile ihres Briefes bürgten dafür. Ob sie aber das Vermögen besäße, alles, was in ihrem Innern vorgehe, künstlerisch zu gestalten, ließe sich nur durch fortgesetzte Versuche erweisen. Erstlingsarbeiten ließen darüber kein Urteil zu. Deshalb gab Betty Paoli den Rat, die Comtesse möge sich weder sagen, ich will dichten, noch ich will mich der Poesie entschlagen. Sie möge dem Gebot der Stunde gehorchen und keine Gelegenheit versäumen, ihren geistigen Horizont zu erweitern und zu bereichern. Endlich möge sie die Form, die sie bis jetzt noch zu verschmähen scheine, streng beachten und außer den großen alten von neueren Dichtern namentlich Platen studieren. Ihr Ohr müsse erst recht gebildet werden. Auch diese Kenner-Worte nahm Comtesse Dubsky dankbar und gelehrig auf.

Und nicht minder fruchtbar wurden die Winke von „Onkel" Moritz, der sich ein paar Menschenalter hernach in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen Vorwürfe machte, daß er allzu lehrhaft, pedantisch seine Kusine auf das Sprunghafte ihrer Gedankengänge, auf die Lücken ihres Wissens hingewiesen habe. Marie Ebner läßt diese Selbst-Anklage ihres Gatten in ihren biographischen Skizzen nicht gelten. Und daß die 18jäh-

rige Comteſſe dem auf geiſtige Diſziplin dringenden Hauptmann und Verfaſſer keinen ſeiner wohlgemeinten Ratſchläge verdachte, beweiſt, daß der Vorſatz der 14jährigen verwirklicht, daß Comteſſe Marie Dubsky am 1. Juli 1848 mit ihrem Vetter Moritz Freiherrn von Ebner-Eſchenbach in der Zdislawitzer Schloßkapelle getraut wurde.

Faſt ein halbes Jahrhundert hat dieſe Ehe gedauert; nur wenige Monate vor dem Tag, an dem das Ehepaar ſeine goldene Hochzeit hätte feiern können, iſt der Feldmarſchalleutnant im Januar 1898 geſtorben. In dieſer ungewöhnlich langen Zeit haben die beiden als treue Lebenskameraden miteinander viel Heimſuchungen, Trübſal, unverdiente Kränkungen getragen. Doch in dieſen fünfzig Jahren haben ſie zuſammen noch mehr frohe ſtolze Stunden, zumal durch das Bewußtſein ſteter, geſegneter Arbeit, raſtloſer Pflichterfüllung und wohlverdienter Verehrung im Familien- und Freundeskreis genoſſen. Ehekriſen, Stürme, Kämpfe maßloſer Leidenſchaft, wie ſie das Leben der Staël, der George Sand, der Eliot aufwühlten und „Delphine“, „Corinne“, „Indiana“, „Elle et lui“ und viele andere ihrer Schöpfungen durchbrauſen, gab es nicht in dem dauerhaften Bunde dieſer zwei rechtſchaffenen Naturen. Kinderſegen blieb ihnen verſagt. Schwere Pflichten wurden ihnen aufgelegt durch die jahrelange Gemütskrankheit von Mutter Ebner-Eſchenbach. Dem in immer höhere Stellungen berufenen, als Erfinder und Berater auf dem Gebiete der Waffentechnik übermäßig in Anſpruch genommenen Offizier blieb nicht viel, gleichwohl jederzeit voll ausgenutzte Muße zur Fortſetzung ſeiner gelehrten Forſchungen. Die Aufgaben eines muſterhaft geführten Haushaltes, zunehmende ſchmerzenreiche Krankheiten, unausgeſetzte Fürſorge für die zahlreichen Mitglieder

ihrer weitverzweigten Familie, gesellige und Repräsentations-Pflichten lassen es als Rätsel erscheinen, daß und wie Marie Ebner unverrückt still und stetig ihren Dichterberuf als Hauptaufgabe ihres Lebens betrachten und behandeln konnte.

Sie hat mitunter selbst bedauert, daß sie jahrzehntelang nur in abgekargten Stunden halbverstohlen ihrer Kunst sich widmen durfte. In Wirklichkeit schlug es ihrem Schaffen zum Heil aus, daß sie sich niemals pflicht- oder gar gewerbsmäßig an den Schreibtisch setzte. „O ja", heißt es in ihrem zeitlosen Tagebuch, „es gibt ein Mittel, die Ehen und die Literatur zu verbessern. Abschaffung der bräutlichen Mitgift, Abschaffung der Schriftstellerhonorare." Das heitere Paradoxon gilt sicherlich nicht durchweg. Schon im 18. Jahrhundert war der deutsche Frauenroman vielfach eine notwendige, wenn auch nicht immer besonders nahrhafte Industrie zur Erhaltung des Gleichgewichtes in deutschen Hauswirtschaften. Im 19. Jahrhundert griff George Sand nur zur Feder, um nach der Scheidung von einem unmöglichen Gatten für den eigenen und den Unterhalt ihres Kindes zu sorgen. Und George Eliot lehnte gelegentlich die Aufforderung Paul Heyses, an einer Landpartie teilzunehmen, mit der triftigen, nüchternen Entschuldigung ab: I must make money. Louise v. François hat sich als Erzählerin einzig und allein deshalb versucht, weil sie die bedrängte Lage ihrer Nächsten anders nicht zu erleichtern wußte. Sinnlos wäre es, überflüssige Dilettanten-Leistungen müßiger Reicher höher zu stellen, als redlich gearbeitete Meisterschöpfungen, die ihren Urhebern Brot und Unabhängigkeit sichern. Und nicht deshalb, weil Marie Ebner niemals Geldgewinnes halber schrieb oder schreiben mußte, vielmehr ihre Honorare humanitären Zwecken zufließen ließ, ist ihr Wirken ein

Beispiel. Ihr ist es vielmehr gerade durch ihre vom Schicksal äußerlich scheinbar so begünstigte Stellung schwerer, als vielen berufsmäßigen Schriftstellerinnen geworden, unbeirrt durch Standesvorurteile, nicht zu beugen durch halbe und ganze Fehlschläge, den Glauben an sich selbst nicht zu verlieren, allen wohlmeinenden Einsprüchen und gehässigen Anfechtungen die eigene Willenskraft entgegenzusetzen und dem Gebot ihres unstillbaren Schöpferdranges zu vertrauen.

Im Juli 1848 hatte die „lebhafte, kühne" Marie Dubsky den „gelassenen Studiosus" Hauptmann Moritz Ebner geheiratet, im September fand die Trauung ihrer Schwester, der „lieben zaghaften" Friederike Dubsky mit dem „unternehmenden Husarenoffizier" Graf August Kinsky statt. Zu der Vermählung kam Marie mit ihrem Gatten aus ihrem Wiener Heim, wieder nach Zdislawitz. Weiter als in die Kaiserstadt war sie nach ihrer Verheiratung nicht ausgeflogen. Hochzeitsreisen waren dazumal, nach Baron Ebners Zeugnis, nicht bräuchlich; im tollen Jahr wäre zudem schwerlich ein friedlicherer Aufenthalt erreichbar gewesen, als die behagliche Wohnung, die Hauptmann Ebner im Sternhof auf dem Jordanplatz, dicht neben dem Ministerium des Innern und dem alten Wiener Rathaus gemietet und zum Empfang der jungen Frau und seiner Mutter vorsorglich bereit gehalten hatte. Die Zdislawitzer Ehen schlossen, sofern das möglich war, die beiden von Kind auf einander zärtlich zugetanen Schwestern noch inniger zusammen. Ein Kinderbild zeigt die beiden auf demselben Blatt und wenn Marie mit Recht die ältere Schwester Friederike als besondere Schönheit preist, zugleich aber ihre eigene Erscheinung herabsetzt, so widerlegt der Augenschein, ihr eigenes Porträt aus dem Jahre 1849 von Blaas ihre überbescheidene

überstrenge Selbstkritik. Es ist nicht nur der Jugendreiz der lieblichen edlen Züge, nicht allein die schlichte Anmut einer anspruchslos und doch mit unverkennbar vornehmem Geschmack just dieser Gestalt angepaßten Gewandung und Haartracht, die dem Blick des Beschauers wohltut: von dieser mächtigen, hoch ansteigenden Stirn leuchtet ein überlegener Geist, aus diesem frischen Augenpaar spricht reinste Güte und in den Grübchen der Wangen entdeckte Louise Neumann gleich dazumal den unwillkürlich aufzuckenden Humor der in größerer Gesellschaft meist schweigsam zuhörenden, still beobachtenden jungen Frau. So zeigte Marie Ebner im Leben, wie nachher in der Kunst, eine ureigene, keiner zweiten gleichende Physiognomie.

Den wenigen, sehr wenigen, bei denen sie Verständnis für ihr Wesen fand oder voraussetzen konnte, schloß sie sich so rückhaltlos auf, wie der Schwester, Marie Kittl, ihrem Mann und begierig, zunächst meist vergeblich gesuchten Vertrauten und Freundinnen. Sehr bald hatte ihr die Erfahrung gezeigt, daß ihre Standesgenossinnen am wenigsten, nach ihrem bezeichnenden Ausdruck, ihre Sprache sprächen. Sie sah, daß sie für ihre Bestrebungen unter den Damen ihrer gesellschaftlichen Schicht am wenigsten Gleichgesinnten begegnen würde.

Zu ihrer geistigen Vereinsamung trugen im nächsten Jahrzehnt auch ihre äußeren Schicksale bei. Wenige Wochen nach der Vermählung ihrer Schwester wurden die kaisertreuen Schwarzgelben im Zdislawitzer Schloß durch die Nachricht von der grausamen Ermordung des Kriegsministers Latour aufgeschreckt.

Die Gewalttat erschütterte den Gatten Marie Ebners nach seinem Bekenntnis, wie keine andere Katastrophe. Vier Jahre vorher hatte er Dienstreisen mit Latour

gemacht und in dem bedeutenden Soldaten einen makellosen Mann kennen gelernt, der ihm wohlgesinnt wurde und blieb. Eilends begab sich Hauptmann Ebner nach Wien, wo er mit strenger militärischer Sachkenntnis die Zerfahrenheit von Messenhausers Vorkehrungen gegen den anrückenden Windischgrätz erkannte. Wiewohl seine Wohnung auf dem Jordanplatz vollkommen unbehelligt blieb, ließ er seine Frau gleichwohl vorerst nicht aus Zdislawitz nach Wien zurückkehren. Mit all ihren Angehörigen verabscheute sie die Greuel der Pöbelherrschaft: der Sinn für die Notwendigkeit und Berechtigung der Bewegung gegen die Mißgriffe des Greisenregimentes war indessen in der Anhängerin Schillers, in der Parteigängerin Anastasius Grüns so rege, daß sie noch 60 Jahre später, im April 1908, der Schriftstellerin A. Meinhardt schrieb: „Sie sind blutjung. Gottlob. In dem Jahre geboren, „1848", in dem ich voll Begeisterung das Anbrechen einer neuen herrlichen Zeit begrüßte." Wehmütig fragt sie freilich: „Was ist aus diesen Träumen geworden? Basta!"

Der Abfall anderer von den hohen Gedanken, selbstlos eine bessere Zukunft für die Gesamtheit heraufzuführen, hat Marie Ebner zeitlebens nicht gehindert, dieses Ideal im Auge zu behalten und nach dem Maß der eigenen Kraft die Wege zu dessen Erreichung zu bahnen. 1848 stand sie so wenig wie späterhin im Lager der Revolution oder der Reaktion, sie folgte niemals einer Tageslosung oder Parteidoktrin; die Maßlosigkeiten der Ultranationalen waren ihrem versöhnlichen Geiste widerwärtig; in der Politik waren Kulturdeutsche wie Grillparzer, Gelehrte von dem Weitblick Leopold von Hasners und Eduard Sueß' ihre ungesucht gefundenen Gesinnungsgenossen. Ein aus dem Herzen stammender Liberalismus war, so wenig die 18jährige von Schlagworten wußte, bei Beginn

der Bewegung ihrem Denken und Fühlen das Gemäßeste. Sie hat diese Gesinnungen im Zdislawitzer Schloß sicherlich nicht verhehlt, ebenso gewiß aber nur mit Zurückhaltung sich geäußert. Baron Moritz Ebner-Eschenbach, der den Frevel der Aufständischen gegen Latour mit Recht auf das strengste verdammte, war gleichwohl 1848 und 1849 kein Fürsprecher eines ungehemmt Rachegelüsten folgenden Säbelregimentes und in der Schule des Absolutismus der fünfziger Jahre, durch seine Erfahrungen im Heeresdienst, durch seine unbefangene Prüfung der tiefsitzenden Schäden der Verwaltung, als Naturforscher durch keinen blinden Autoritätsglauben zu beirren, war er von der Notwendigkeit einer Neugestaltung Oesterreichs überzeugt und in entscheidenden Fragen der in Staat, Armee, Kirche zur Rettung des Vaterlandes unerläßlichen Reformen eines Sinnes mit seinem Freunde Tegetthoff, der als Mitglied des Herrenhauses mit der Linken stimmte.

Nachdem etwas ruhigere Zustände in Wien eingetreten waren, bezog Marie Ebner ihr Winterquartier im Sternhof, der Sommer führte sie nach Gastein, wo sie mit ihrem Gatten weite Märsche machte. „Mein Mann und ich", so schrieb sie einer Hamburger Schriftstellerin, die sie 1906 fragte, ob sie je dort waren, „unternahmen von Gastein aus große Wanderungen zu Fuße, es gab Tage, an denen wir 10 Stunden unterwegs waren." Nach der Rückkehr war sie in ihren häuslichen Geschäften so eingelebt, daß sie Mußestunden übrig hatte, um bei einem tüchtigen Schulmann, Böhm, gelehrig Unterricht zu nehmen in deutscher Sprache — sie fühlte sich in Elementaraufgaben der Grammatik und Syntax unsicher — und Literatur.

Nach der Niederwerfung der Revolution wurde 1850 die Wiener Ingenieur-Akademie, an der Ebner lehrte,

nach Klosterbruck bei Znaim verlegt. Marie Ebner übersiedelte mit dem ganzen Hausstand von der Donau an die Thaya. Die Lehranstalt war in den stattlichen Räumen einer malerisch am Flußufer sich erhebenden Prämonstratenser Abtei gelegen, in deren Nähe Baron Ebner eine bequeme Wohnung nahm. Die Lebensbedingungen waren bedeutend billiger, als in der Kaiserstadt, so daß manche Liebhabereien leicht zu befriedigen, Reitpferde, Wagenfahrten jederzeit bereit waren. Baron Ebners Kollegen von der Akademie waren in ihren Fächern bewandert. Darüber hinausgehende künstlerische und literarische Interessen lagen ihnen mit seltenen Ausnahmen fern.

Näheren geistigen Verkehr hatte Marie Ebner nur mit der Frau des Hauptmanns Tunkler von Treuimfeld und dem 1855 als Professor der deutschen Literatur nach Klosterbruck versetzten Josef Weil, der sich als Dichter Weilen[3] nannte. Weil war durch abenteuerliche, erst kürzlich von seinem Sohn Alexander v. Weilen wahrheitsgemäß geschilderte Schicksale Soldat geworden. 1828 in Beraun bei Karlstein in Böhmen geboren, war der arme Sohn einer an Kindern überreichen jüdischen Familie durch wohlhabendere Verwandte in eine Prager Schule gebracht worden. Dort war der durch literarische und schauspielerische Neigungen vom regelrechten Studium abgelenkte Knabe nicht vorwärts gekommen. Deshalb im Stich gelassen von seinen bisherigen Gönnern, begann er ein unstetes Wanderleben bei Schmieren, bei denen er da und dort mit dramatischen Gelegenheitsarbeiten zu Wort kam. Anfang der fünfziger Jahre fand er als zweiter Liebhaber im Wiener Theater in der Josefstadt Aufnahme und dort durch eine schöne, allzu willfährige Kollegin eine Schicksalswende, die für die Willkürherrschaft der

Subalternbeamten jener Reaktionszeit denkwürdig bleibt. Weilen, der nie an der Treue der Geliebten gezweifelt hatte, wurde von einer wohlmeinenden Hausmeisterin, die dem Galan wiederholt in später Nachtstunde das Tor aufschloß, gewarnt, sich nicht unausgesetzt narren zu lassen. In seinem Liebestaumel achtete Weilen so wenig auf diesen Wink, daß er, als er seine Philine einmal unvermutet besuchte und einen Polizeikommissär bei ihr traf, sich arglos einreden ließ, der Gast sei ihr Vetter. Andere Anzeichen machten ihn stutziger, so daß der Eifersüchtige sich einmal auf die Lauer legte und endlich in der Tat den Polizeikommissär nächtens das Haus verlassen sah. Zornig stellte er seinen Nebenbuhler und forderte ihn nach heftigem Wortwechsel zum Zweikampf. Der Polizeikommissär half sich rasch. Er ließ Weilen, der völlig grundlos als Revolutionär verdächtigt wurde, zur Nachtzeit dingfest machen und strafweise in den Soldatenrock stecken.

Die rohe, aus Rachsucht entsprungene Gewalttat schlug in der Folge zum Glück des Opfers aus. Der Gemeine diente sich zum Kadetten und Unterleutnant empor; der vordem Verfahrene lernte im bunten Rock sich selbst in Zucht halten; seine lyrischen Verherrlichungen der österreichischen Armee, poetische Festgrüße bei Garnisonsbesuchen Kaiser Franz Josephs brachten ihm kleine, später größere Gnadenbeweise; den willkommensten durch seine Betrauung mit Lehrämtern an militärischen Anstalten. Eifrig seinen Berufspflichten dienend, versäumte er doch nicht, seine dramatischen Gänge fortzusetzen. Grillparzer, dem er Proben dieser Versuche brachte, munterte ihn wohlwollend auf; Laube wies ihn nicht ohne weiteres ab, versprach ihm sogar, sobald er „draußen" mit einem Stück Erfolg hätte, das Burgtheater zu öffnen, und er

hielt Wort, nachdem Weilens „Tristan“ in Breslau beim Direktor und Publikum sich durchgesetzt hatte. Noch bevor Weilen diese erste Genugtuung zuteil geworden, war er aus Preßburg, wo er angeregte Geselligkeit und einflußreiche, verständnisvolle Kunstfreunde, zumal an einem Abkömmling der Stuarts, gefunden hatte, nach Klosterbruck versetzt worden, das ihm wie ein Exil vorkam. Im Stilleben der Ingenieurakademie hatte er für seine theatralischen Absichten keine Förderung zu erhoffen. Er war darum doppelt und dreifach erfreut, als er in dem geistig belebtesten Hause, bei Baron Ebner, nicht allein gastliche Aufnahme und reiche wissenschaftliche Belehrung, sondern in der Hausfrau eine Jüngerin der Musen entdeckte, mit der sich so freundschaftliche Beziehungen knüpften, daß er ihr sein zweites, auf dem Burgtheater aufgeführtes Drama „Der arme Heinrich“ zueignete.

Den Vorsatz, die deutsche Bühne zu reformieren, wie sie das als Vierzehnjährige im Zdislawitzer Fichtenhain gelobt, hatte sie mittlerweile nicht vergessen, nur, durch Erfahrung gewitzigt, in richtiger Selbstbescheidung belächeln gelernt; die Sehnsucht freilich, die die kleine Komtesse in der Dubskyschen Burgtheaterloge fieberisch überströmt hatte, von den Brettern dieser Bühne herab einmal die Menschen packen, erbauen, begeistern zu können, hatte sich mit den Jahren beständig gesteigert. Fern von Ueberhebung fühlte sie doch, daß sie anderes wollte, als die Hausdichterinnen der alten Burg, die sie als Kind aufgeführt gesehen: die Prinzessin Amalie von Sachsen und die von Börne bespöttelte, von Laube bei seinen Gastbesuchen der Burg in den vierziger Jahren wegen ihrer Schmöker verwünschte Frau v. Weißenthurn, deren tränenschweren Abgang nach fünfzigjähriger Bühnenwirksamkeit sie miterlebt: die familienhafte Gemütlich-

keit des vormärzlichen Stammpublikums für die Hochbetagte, die zum Abschied in einer Rede ihr ganzes Leben erzählte und des allgemeinen Zurufes: „Dableiben“ nicht bedurft hätte: denn die Greisin kam noch aus Passion emsig in die Schauspielerloge, am liebsten, wenn eine ihrer Komödien gegeben wurde, in deren Rührszenen sie selbst am lautesten mitschluchzte. Die junge Marie Ebner wußte auch, was sie von der an sich nicht verächtlichen handwerksmäßigen Geschicklichkeit einer Birch-Pfeiffer unterschied. Ihre Zeit und Zone, wie ein Lieblingsausdruck Louise v. François' lautet, war die Jambentragödie, das historische Drama und auf den Spuren von Schiller und Grillparzer wollte sie zunächst Cinq-Mars und Richelieu als Dramenstoff meistern. Ihr Streben erschöpfte sich indessen keineswegs in theatralischen Plänen.

Schon durch die Vorliebe der vormärzlichen Adelskreise für die französische Literatur, vielleicht auch durch den in ihrem Vaterhause besonders lebendigen Kult der napoleonischen Zeiten war ihr das reiche Lebenswerk der Staël, der George Sand, von Mutter und Tochter (Sophie und Delphine) Gay wohlvertraut. Und instinktiv mit der Begabung regte sich in ihr das Verlangen, wie diese Französinnen pathetisch und humoristisch, leidenschaftlich und launig, weise und witzig, der Zeit ins Gewissen zu reden. Zu einer Salonkönigin, die, wie die Staël, von Kind auf, alle landsmannschaftlichen und in Paris zu Gast weilenden ausländischen Geistesgrößen als geniale Improvisatorin in Bewegung setzte, bevor sie durch die Schreckensherrschaft und ein zweitesmal von Napoleon aus der rue du Bac vertrieben, Schriftstellerei nur als notdürftigen Ersatz ihrer unhemmbaren Beredsamkeit, allerdings im großen Stil, betrieb, hätte Marie Ebner in Klosterbruck, wie zuvor in Zdislawitz und seit Ende der 50er Jahre in Wien, außer dem Weltauditorium jede Lust gefehlt.

Marie v. Ebner-Eschenbach mit ihrem Gemahl
in den 60er Jahren

Marie Ebner-Eschenbach
im mittleren Lebensalter

Im Privatleben eine schüchterne, in sich gekehrte Natur, wäre ihr nichts fremder gewesen, als das unbeschadet oder wegen ihrer außerordentlichen gesellschaftlichen Gaben von Schauspielerei nicht ganz freie Bedürfnis der Staël, in Paris, wie in Rom, Weimar, Berlin, London, Moskau, Coppet als Alleinherrscherin einer Korona die Stichworte bringender Protagonisten und Episodisten um sich zu versammeln. Und ebensowenig Sinn hätte sie gehabt für die bisweilen zigeunerische Ungebundenheit, mit der George Sand in Paris, Venedig, Majorka, Tirol, der Schweiz und in Nohant die künstlerischen, literarischen, religiösen, sozialistischen Stimmführer Sandeau, Mérimée, Sainte-Beuve, Liszt, Musset, Chopin, Lamennais, Leroux etc. sich gesellte. Sicherlich glaubte sie, ihrer elterlichen Familie wie dem Stand ihres Mannes Rücksicht schuldig zu sein, als sie 1858 ihre erste Schrift anonym in die Welt schickte. Sie hat das dazumal in der Oeffentlichkeit unbeachtete Bändchen, als es zwei Menschenalter später von einem erwerbslustigen Buchhändler durch eine Finte gegen ihren Willen mit ihrem vollen, seither berühmt gewordenen Namen auf dem Titelblatt zum zweitenmal gedruckt und veröffentlicht wurde, unmutig in ihrem Zeitlosen Tagebuch mit dem Eintrag abgelehnt: „Ich habe gegen das Büchlein ‚Aus Franzensbad' dieselbe Abneigung, die manche Mutter gegen ein vor der Ehe geborenes Kind hat."

Wer ihrer Entwicklung als Kenner und Forscher nachgeht, möchte das Schriftchen doch nicht missen: es weist viele Familienähnlichkeiten mit späteren vollwertigen, ruhmgekrönten ihrer Geisteskinder, Humoresken, Satiren, Gesellschaftsbilder, auf. Aeußerlich konnte sie während eines Kuraufenthaltes mit ihrer Freundin Tunkler in dem böhmischen Frauenbad nicht

entfernt so viel erleben, wie George Sand auf ihren in den Lettres d'un voyageur festgehaltenen Fahrten; unterwegs und an Ort und Stelle selbst hätten die beiden Offiziersfrauen auch nicht die Bekanntschaft aller Berühmtheiten machen wollen und können, mit denen Zufall und Absicht die Staël und die Sand zusammenführten. Was Marie Ebner aber von ihrem stillen Winkel aus ins Auge faßte, gab eine Fülle ernster und munterer Motive dieser „Sechs Episteln. Von keinem Propheten", die trotz diesem Vorbehalt, vielfach prophetisch sich erweisen. Heiter hänselt die Franzensbader Kurbeflissene Art und Unart der damaligen, heute prähistorisch anmutenden Reise mit Postgäulen; sie scherzt über mittlerweile gleichfalls verschollene Bade- und Kurtheaterzustände; schärfer hechelt die in vornehmer Einfachheit erzogene große Dame den Toilettenprunk der Parvenus, den Luxus der Gemeinen; am härtesten und ernstesten geht sie aber ins Gericht mit der Hochnasigkeit ihrer bildungsfremden und -feindlichen Standesgenossinnen, denen sie die Pflichten einschärft, die ihre zu jener Zeit noch bedeutenden Vorrechte ihrer Geburt ihnen zum Gebot machen sollten.

Wie sehr die Welt der Dichtung ihr Denken beschäftigt, zeigt mehr als ein Blatt ihrer Franzensbader Episteln: mit Unmut sieht sie bei einem Besuch des benachbarten Eger, daß Wallenstein selbst nach dem Tode noch „von der Kanzlei" mißhandelt, durch seine letzten Stunden denkwürdige Gemächer zu Schreibstuben herabgewürdigt werden. Daß diese Rüge heimischer Verkehrtheit sie keinen Augenblick verkennen läßt, welches Unrecht reichsdeutsche Kritiker durch Geringschätzung edleren Geisteslebens ihrer Heimat sich zuschulden kommen lassen, offenbart eine in der Form possenhaft angelegte, sehr ernstgemeinte, dramatisch vor-

geführte Audienz der österreichischen Muse bei dem in Unnahbarkeit und Ungunst verharrenden Zeus Gervinus, vor dem sie die Sache Grillparzers am eindringlichsten zur Sprache bringt. Das feurige, kriegerische Bekenntnis zum Schutzgeist ihrer Anfänge in ihrem ersten Büchlein war mehr als ein Beweis persönlicher Dankbarkeit: Grillparzer war auch für größere Aufgaben, als das halb und halb aus dem Stegreif entstandene Zwischenspiel der Franzensbader Episteln ihr Wegweiser geblieben, dem nach ihrer zeitlebens gehegten Ueberzeugung, zum Heil der deutschen Dichtung und Gesittung in Nord und Süd der erste Platz nach und neben den Klassikern eingeräumt werden müsse.

Dem Cinq-Mars läßt sie, durch Robertsons Geschichtswerk angeregt, eine „Maria Stuart in Schottland" folgen, die wiederum, vermutlich abermals aus Rücksicht auf die Ihrigen, die Dreißigjährige nicht unter ihrem vollen Namen drucken und an die Bühnen versenden läßt. In der Geschichte des Erstlingswerks hat sie erzählt, wie sie, nach langem vergeblichem Harren keines Bescheids mehr aus einer Theaterkanzlei gewärtig, in Zdislawitz Otto Ludwigs „Makkabäer" mit den Ihrigen las: von der mächtigen Dichtung derartig überwältigt, daß sie sich im Vergleich mit einem solchen Können ebenso nichtig vorkam, wie als Vierzehnjährige unter dem Eindruck der ersten Bekanntschaft mit Lessings Jugendgeschichte. In diesem Augenblick wird die Post ausgeteilt: „Da ist ein Brief für M. v. Eschenbach. Bist du das vielleicht?", fragte Mama Dubsky-Kolowrat.

Es war eine Zuschrift Eduard Devrients', in der dieser damalige Intendant der Karlsruher Hofbühne dem Herrn von Eschenbach in warmen Worten die Annahme seiner „Maria Stuart" mit dem Versprechen ankündigt, das Drama mit ebensoviel Sorgfalt aufzuführ-

ren, wie Ludwigs „Makkabäer". Das zeitliche Zusammentreffen dieses Hinweises auf das in derselben Stunde mit solcher Beschämung gelesene Drama erschien der sonst nicht Abergläubischen wie eine Schicksalsfügung. Devrient hielt Wort; er brachte das Drama nicht allein mit gutem Gelingen auf die Bretter; als Juror wollte er „Maria Stuart in Schottland" mit dem Schillerpreis krönen lassen, der begreiflicherweise Hebbels „Nibelungen" zuteil wurde. Marie Ebner hätte gewiß auch ohne diese erste Aufmunterung durch einen der bedeutendsten Dramaturgen jener Tage ihre dramatischen Arbeiten weiter gefördert: gehoben durch Devrients ungesuchte, unerwartete Förderung, überwand sie jetzt nur leichter ihre Scheu, persönliche Beziehungen zu maßgebenden Wiener Theatermännern zu suchen. Sie wagte, Heinrich Laube und Friedrich Halm um Rat und Beistand anzugehen und beide gingen wohlwollend, sachkundig auf ihre neuen Dramen ein: günstige Folgen für ihr Bühnenschicksal sollten diesen vieljährigen Beratungen und Besprechungen nicht beschieden sein.

So viel Lauheit und Lässigkeit, Unverstand und Uebelwollen sie auf den Leidensstationen ihrer dramatischen Laufbahn finden sollte, unterwegs traten ihr doch mehr als einmal Empfängliche, Kunst- und Menschenkenner näher, die Marie Ebners Wert ahnten und sie um ihrer selbst willen lieb gewannen. Laubes Frau Iduna sah sie gern bei ihren berühmten Nachmittagskaffees, bei denen sich die meisten hervorragenden Schauspieler, Literaten und viele der namhaftesten weiblichen und männlichen Stammgäste des Burgtheaters in einem Kreise zusammenfanden, der, ohne den Namen eines Salons anzusprechen, nicht allein dank der Hausfrau, an Eigenart und echtem geistigem Leben vielberufene Pariser bureaux d'esprit verdunkelte. Durch einige ihrer Schau-

spiele wurde Marie Ebner auch persönlich vertrauter mit der Tragödin Julie Rettich, der Lebensfreundin Halms, der von der Mutter Franz Josephs wegen ihrer edlen Weiblichkeit und bedeutenden Intelligenz hochgehaltenen Tragödin, einer mustergültigen Frau und Mutter, die in der ganzen Wiener Gesellschaft gerechte Verehrung genoß; diese berühmte Darstellerin der Thusnelda Halms, der Makkabäer-Mutter Lea, der Volumnia und vieler anderer Heroinen brachte ein in der großen Welt spielendes Drama „Das Geständnis" von Marie Ebner, obwohl es an der Burg nicht aufgeführt wurde, auf ihren Gastspielen zur Geltung.

Regen Verkehr mit Forschern und Künstlern, den Marie Ebner in der Aristokratie gar nicht oder nicht in solcher Ungezwungenheit haben konnte, bot ihr auch das Haus des Astronomen Littrow, in das sie entweder durch ihren Gatten eingeführt oder durch Littrows, mit der Familie Laube und mit Grillparzer freundschaftlich verbundene Frau Auguste geladen worden war. Hebbel war, wie sein Tagebuch meldet, am 3. Januar 1863 in Gesellschaft bei Littrow. „Amüsierte mich gut, besonders mit einer Gräfin, die recht gut sprach und mir interessante Dinge erzählte, z. B. daß die Erzherzöge in einem Hofkonzert, in welchem der Violinist Joachim spielte, Lärm gemacht hätten, während sie, wenn ein Komiker etwas Lustiges vorträgt" — es war wohl der drollige Fritz Beckmann, einst „Eckensteher Nante" der Berliner Possenbühne, seither Regisseur des Burgtheaters — „still dabei sitzen, als ob das Gebet für die Toten gesprochen würde und den armen Schauspieler durch gänzliche Teilnahmlosigkeit zur Verzweiflung bringen. Sie ist an einen Baron Ebner verheiratet und leider, wie ich später erfuhr, eine heimliche Schrift-

stellerin." Hebbel starb in demselben Jahr; sein erstes blieb auch sein letztes Zusammentreffen mit Marie Ebner, der er späterhin sonst wohl abgebeten haben würde, daß er ihr das Schriftstellern übel nahm, ohne eine Zeile von ihr zu kennen.

Die wichtigste, für ihr ganzes ferneres Leben und Schaffen bedeutsamste Bekanntschaft machte Marie Ebner nach der Uraufführung ihres Einakters „Die Veilchen" im Burgtheater gleichfalls im Hause Littrow mit einer Frau, die sich, soweit eigene künstlerische Schöpfertätigkeit in Betracht kam, eine Stummgeborene nannte, als Kennerin und Kunstrichterin aber Marie v. Ebner-Eschenbach die liebreichste, bald unentbehrlichste Ratgeberin wurde und bis zu ihrem Tode (1899) blieb. Ida v. Fleischl-Marxow war diese Schwesterseele; Louise v. François nannte sie 1890 in einem Brief an Konrad Ferdinand Meyer „die nächste Freundin der Frau v. Ebner und auch mir bekannt und wert durch seltene Herzenswärme und noch seltenere Klarheit und Großzügigkeit des Gedankenlebens."

Gleich nach ihren ersten Begegnungen kennzeichnet Marie Ebner in ihrem Tagebuche die neue Bekannte als „einen ganzen Mann" und nach dem Tode Ida Fleischls gedenkt sie der Getreuen, mit der sie 36 Jahre lang in engstem Verkehr gestanden, in einem Brief an ihren gemeinsamen Freund, den Münchener Maler Ille, als „der Unvergleichlichen, die ich schwerer vermisse von Tag zu Tag. Sie war von einem anderen Stern, sagt Theo Schücking, und man kann etwas Besseres nicht sagen." Diese Schwesterseele war von Marie Ebners Dichterberuf durchdrungen zu Zeiten, in denen sie es nur zu bestrittenen halben Erfolgen gebracht hatte; ihre Trösterin in Stunden der Entmutigung und Anfeindung; immer, auch nach ihren späteren, vollen Siegen, die

gewissenhafte, strenge Richterin jeder neuen, großen und kleinen, Ida v. Fleischl schon im ersten handschriftlichen Entwurf mitgeteilten Arbeit. Von außergewöhnlich vielseitiger Bildung war sie durch ihren Sohn Ernst v. Fleischl, einen namhaften Professor der Physiologie an der Wiener Universität, mit den Größen der medizinischen Fakultät in Beziehung; Betty Paoli, die Ida v. Fleischl eine Gedichtsammlung mit herzbewegenden Versen zueignete, war jahrzehntelang in ihrer Familie als Hausgenossin aufgenommen; Grillparzer, Halm, Saar, Forscher, Künstler und die geistig angeregtesten Frauen der Wiener Gesellschaft waren willkommene Gäste im Kreise Fleischl-Marxow; Frau Ida hörte bis in ihre letzten Jahre nicht auf, zu lernen; sie trieb philosophische Studien, stellte an sich und ihre Nächsten hohe Anforderungen und verhehlte Marie Ebner bald, nachdem sie einander näher getreten waren, nicht, wie viel sie nachzuholen habe. Von Pedanterie und Kleinmeisterei entfernt, grundgut und fröhlich, war sie auch auf gemeinsamen Landaufenthalten und Schweizer Reisen eine Lebensfreundin, wie sie Marie Ebner in ihren Dichterträumen nicht vollkommener hätte wünschen können. Ida v. Fleischls Bild stand bis in die letzten Tage Marie Ebners auf ihrem Schreibtisch: sie war ihr künstlerisches Gewissen, ihre höchste kritische Instanz.

Mit Friedrich Halm besprach sie viele Sonntage regelmäßig zum Voraus bestimmte Dramen-Stoffe; es war eine geistige Gymnastik, eine technische Schulung, bei der nicht immer der anerkannte Meister gegen die Anfängerin Recht behielt; in aller Bescheidenheit wagte Marie Ebner Einwendungen selbst gegen längst erfolgreiche Stücke Halms. Schon in ihrer Mädchenzeit hatte sie der Schluß im „Sohn der Wildnis" verdrossen und

sie verschwieg Halm, der nicht widersprach, bei ihren Kunstgesprächen nicht, daß Ingomar die merkwürdigerweise noch immer geliebte, unerträglich nörgelnde Griechin in seine Wälder hätte mitnehmen, nicht aber Parthenia zu Liebe als Bürger des verruchten Massilia zurückkehren sollen. Münch wiederum warnte sie vor Buchdramen; ein Stück, das nicht aufführbar ist, ist ein totgeborenes Kind. „Sie müssen," so predigte er Marie Ebner nach einem ihrer Tagebucheinträge, „immer die Bühne im Auge haben, sogar bestimmte Schauspieler. Ich habe, während ich meine Dramen schrieb, das Glück gehabt, an die Aufführung durch große Schauspieler denken zu können." Die Dichterin hält die Weisung im Januar 1867 fest, ohne Zustimmung oder Widerspruch; die Gefahr, durch Ueberspannung dieser Regel allzu sehr in das Theatralische zu verfallen, ist ihr vielleicht durch den Sinn gegangen.

Vier Monate später schreibt sie, 20. April 1867, in ihr Tagebuch: „Les idées de Madame Aubray. Ich gäbe fürwahr, was ich bin, was ich habe, was ich kann und jemals können werde, darum, dieses Stück geschrieben zu haben." Wenige Wochen hernach ist sie mit ihrem Gemahl in Paris, wo er die österreichische Militärabteilung der Weltausstellung leitet, und preist die wunderbare Darstellung dieser Komödie im Gymnase-Theater. Was an dieser Bühnenpredigt des jüngeren Dumas weckte die ungemessene Bewunderung Marie Ebners, die kurz vorher eine fünfaktige historische Tragödie „Madame Roland" vollendet hatte?

Weit mehr noch als die an Paradoxien überreiche, selbstgefällig mit geistvollen Einfällen, Reden und Gegenreden überladene Spielart des heutigen Gesellschaftstons: denn Marie Ebner hatte Jahre und Jahre zuvor mit Recht in einem Brief an

Devrient geschrieben: sie habe den Dialog eines ihrer modernen Schauspiele „Das Geständnis" den Leuten zum Trotz geschrieben, die immer behaupten, es könne die Grazie und Eleganz der Franzosen im deutschen Gespräch nie erreicht werden. Marie Ebner kannte die Umgangsformen der großen Welt wie wenige und wußte, wie später als Erzählerin, von Anfang in ihren Salonstücken Leute der Gesellschaft sprechen zu lassen, wie sie wirklich sprachen. Bei allem schuldigen Respekt vor der dramatischen Schlagkraft, mit der Dumas fils seine Thesen und Antithesen in glaubhaften Gestalten verkörperte, galt ihr Enthusiasmus dennoch vor allem den Grundgedanken, den Ideen der „Madame Aubray" über die Notwendigkeit einer régéneration sociale. Eine tadellose, von den Besten als Wohltäterin verehrte Musterfrau und Mutter wird als „Retterin" der angeblich oder wirklich nur durch die Schuld junger leichtfertiger Lebemänner in Schande gestürzten Arbeitertöchter auf die Probe gestellt: ob sie zustimmt, ihren Mustersohn ein Mädchen aus dem Volke heiraten zu lassen, das seinerzeit von ihren liederlichen Eltern an den reichen Hausherrnsohn verkauft, Mutter seines Bastards und weiterhin von ihm ausgehalten wurde. Le rêve de ma mère, elle le croit réalisable, c'est de reconstituer l'amour en France.

Mit so viel Spitzfindigkeit und Temperament Dumas seine Sache zu einem Scheinerfolg führt: er selbst läßt durch einige seiner Raisonneure andeuten, daß diese Lösung — die Einwilligung einer tugendhaften Frau zur Vermählung ihres einzigen Sohnes mit einer nicht aus Leidenschaft, nur des Brotes willen Maitresse und Mutter gewordenen, intelligenten und gebildeten Arbeitertochter — wenig Nachfolge im Leben finden wird. Die vehementen Anklagen und Beweisführungen Dumas' geben unseren

gesellschaftlichen Zuständen die alleinige Schuld an allen Erniedrigungen der Weiblichkeit; sie verhöhnen die Heuchelei der Modemoral und weisen auf den Zwiespalt der Gebote des Christentums mit der Herzlosigkeit und Härte gegen Verwahrloste und Verkommene hin. Madame Aubray croit trop au bien wirft ihr einer ihrer Getreuen vor. Und Marie Ebner sagt ganz einer Meinung mit ihr in einer ihrer frühesten Aphorismen: „Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei." . . .

Soviel Erbarmen im Gemüt Marie Ebners aber jederzeit für menschliche Fehlbarkeit, ganz oder halb unverschuldete Verderbtheit und Entartung sich regte, als dramatische wie späterhin als erzählende Sittenpredigerin fordert sie von ihren eigentlichen Helden und Heldinnen — wie von sich selbst — rigoristische Selbstüberwindung.

In einem ihrer ersten Gesellschaftsstücke „Die Schauspielerin" (1861) entsagt die Heroine einem edeln Freier, weil sie sonst ihrer Kunst nicht treu genug dienen könnte. Im „Geständnis" (1863) beichtet eine hochangesehene, alte Aristokratin einen längst verjährten, ohne ihr freiwilliges Bekenntnis für alle Zeiten verborgen gebliebenen Fehltritt, um eine Schwankende vor gleichem Fluch zu bewahren. Daß diese beiden Dramen Laube durch ihren herben Schluß abstießen und zur Ablehnung bestimmten, spricht wider ihn und seine allzu große Willfährigkeit gegenüber dem damaligen Massengeschmack. Einen Einakter „Die Veilchen", der die Verlogenheit der vornehmen Welt, die Unerläßlichkeit beständiger Umgehung der Wahrheit im gesellschaftlichen Verkehr schalkhaft ironisiert, brachte er, bis zum letzten Augenblick zaudernd und noch vor der Generalprobe unsicher, ob er die Kleinigkeit nicht absetzen solle, mit freundlichem Erfolg im Burgtheater. Und Jahrzehnte

hernach gefielen „Die Veilchen“ auf einem Wiener Haustheater bei Frau Rosa Gerold, mit Erich Schmidt in einer Hauptrolle.

Ein dramatisches, von Paul Heyse und Louise v. François hochgestelltes Hauptwerk Marie Ebners „Madame Roland“ führt auch diese mächtige Frauengestalt der französischen Revolution durch das Reinigungsfeuer von Liebesleidenschaft und Parteikampf zur Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung. Von männlicher Kraft in den Konventszenen und in der wuchtigen Aussprache mit Danton fand „Madame Roland“ in Friedrich Halm, *bevor* er Generalintendant des Burgtheaters wurde, einen Lobredner und in Laube, *nach* seinem Sturz, einen die Aufführung in der Neuen Freien Presse fordernden Fürsprecher: weder in Wien, noch in einem anderen Hof- oder Privattheater Deutschlands wagte sich dazumal ein Bühnenleiter an diese redliche Künstlerarbeit, die bis zur Stunde nur „als Manuskript gedruckt“, vermutlich auf Kosten der Dichterin, wiederum nicht unter ihrem vollen Namen, in Wallishausers Hoftheateroffizin ausgegeben wurde. Die Zeit, in der Marie von Ebner-Eschenbach sich auf einem Theaterzettel nannte, war noch nicht da. Und als sie 1873 gekommen war, wurde sie so schnöde behandelt, daß sie der Bühne den Abschied gab, um nach neuen Mühsalen und Widerwärtigkeiten mit ihren Büchern das Herz der Landsleute zu gewinnen.

Leidensjahre.

Am 18. Juli 1875 schrieb Marie Ebner in ihr Tagebuch: „Heute beendete ich die erste Hälfte des ersten Aufzuges von ‚Männertreue'. Wenn dieses Lustspiel gelänge und einen guten Erfolg erringen würde, hätten die Meinen vielleicht nichts mehr einzuwenden gegen die Ausübung meines Berufs. Das ist er ja doch. Aber freilich, an den künstlerischen Beruf einer Frau zu glauben, wird wenigen leicht. Ja, wenn er sich von allem Anfang an durch eine unwidersprechliche Leistung kundgibt, aber mein Suchen und Versuchen, Tasten und Anklopfen, das ist nichts." Die 43jährige hielt also nach wie vor an dem Wunsch und Willen der 14jährigen fest, als ihren eigentlichen Lebenszweck die Dichtkunst zu betrachten und zu behandeln. Von diesem Glauben ließ sie sich nicht abbringen, obwohl ihr bis zum 50. Geburtstage eine jeden Einspruch gegen ihr unverdrossenes Weiterschaffen widerlegende siegreiche Leistung versagt blieb. Aufrecht hielt die durch Uebelwollende Leichtverletzliche in diesem Kampf außer dem nur selten verdunkelten Bewußtsein der eigenen Sendung der Trost, den sie in ihrer als Liebhaberei mitleidig belächelten oder bissig gehänselten stillen, stetigen Arbeit fand: „Seitdem der schlechte Zustand meiner Gesundheit mir die Möglichkeit, mich ernst und anhaltend zu beschäftigen, immer mehr einschränkt", heißt es in ihrem Tagebuch vom 18. Juli 1879, kurz bevor „Lotti, die Uhrmacherin" ihr den ersten unbestrittenen Erfolg in der „Deutschen Rundschau" brachte, „erscheint mir das Glück, das man in der Ausübung einer geistigen Tätigkeit findet, in einem wunderbaren Lichte. Ich frage mich, was die schlimm-

sten Widerwärtigkeiten uns anhaben können, wenn wir die Wünschelrute besitzen, die uns zu jeder Stunde aus diesem Erdenelend in eine selbstgeschaffene Welt zu versetzen vermag, in der wir herrschen dürfen nach schönen und gerechten Gesetzen." Besser als jedes fremde Wort bezeugen diese Bekenntnisse, daß nicht Gunst und Ungunst, der ihre Gaben bei dem unberechenbaren Geschmack der „unbekannten Menge" begegneten, vielmehr einzig und allein der Segen und die Seligkeit, der Kunst nach dem Maß ihrer Kraft dienen zu dürfen, ihr Schaffen bedingte und bestimmte. „Eine kleine Arbeit angefangen ‚Tagebuch eines Kindes'. Was will ich damit?" lautet ein Tagebucheintrag vom 7. August 1871. „Die sich selbst unbewußte Entwicklung eines reichen, zur Spekulation geneigten Geistes, eines reinen, liebevollen Gemütes schildern. Wer soll das lesen? werden die Leute sagen. „Wir", werden zehn bis zwölf Personen antworten, und für die schreibe ich." Wie treu sie dieses Gebot befolgt hat, bekräftigt ihr ganzes, mit dieser Gewissenserforschung im Einklang stehendes Schaffen und ihr fast ein halbes Jahrhundert umspannendes Tagebuch, dessen Auszüge die Dichterin mir bei Lebzeiten großenteils stiftete und dessen Schlußhefte mir ihre Nichte Gräfin Marie Kinsky gütigst zugänglich machte. Neujahr 1867 beginnen und 11. März 1916, d. h. fünf Tage vor dem Tode der Dichterin, enden diese Einträge, deren Gestalt und Gehalt am besten Proben anzeigen mögen.

1867.

1. Jänner. Burgtheater. Otto Ludwigs Makkabäer. Frl. Schweigert als Lea erstaunlich gut; hatte vortreffliche Momente, besonders gelang ihr die Erzählung der Vision im 1. Akte; doch fehlte der ganzen Leistung die Ausgeglichenheit.

5. Die Schauspielerin Adamberger geb. Jacquet[1]. Es wäre eine dankbare Aufgabe, ihr Leben zu erzählen. Ihr Vater be-

stimmt sie zur Tragödie; nach schwerem Kampf, gegen seinen Willen, geht sie zum naiven Fach über; ihre Größe, ihr Ruhm; aber wie rasch kommt das Alter herbei; sie scheidet von der Bühne und stirbt. (Probe der Sappho; Grillparzer.)

6. Münch[2]. Er ist ein Feind der Buchdramen. „Ein Stück, das nicht aufführbar, ist ein todgeborenes Kind. Sie müssen immer die Bühnen im Auge haben, sogar bestimmte Schauspieler. Ich habe, während ich meine Dramen schrieb, das Glück gehabt, an die Aufführung durch große Schauspieler denken zu können."

7. Hr. John schreibt aus Prag: Ich war heute bei Direktor Wirsing; er versicherte, das Stück, mein „Geständnis", würde in 14 Tagen, höchstens 3 Wochen aufgeführt. Die Rollen sind verteilt und werden bereits fleißig studiert; alle Schauspieler sind entzückt; der Direktor voll Begierde und vom Erfolg überzeugt.

8. Nachmittag bei Laube; er will das „Geständnis" gleich, noch vor Prag aufführen, verlangt die Zusendung und hofft, auch die „Roland" durchzusetzen; mir klopfte das Herz zum Zerspringen; aber welche Geißel wird gegen mich geschwungen werden von jeder Partei; dann wird es heißen: „tu l'as voulu."

9. Jänner. Sofie und Adolf[3] bei mir; ich sage ihnen nichts von der Aufführung des „Geständnisses" in Prag und auch nichts von der „Roland". Sie glauben, wie Moritz[4], daß die Schriftstellerei mich unglücklich machen und den Meinen entfremden wird. Sie irren sich; noch lieber, als ich sie ohnehin habe, hätte ich sie, wenn ich mit ihrer Zustimmung meinem Beruf folgen, wenn ich ihnen diese höchste Befriedigung danken dürfte.

10. Wenn die deutsche Partei siegt, dürfte Adolf[5] in den Reichsrat gewählt werden.

13. Burgtheater. Gringoire von Banville, ein allerliebster Einakter, von Betty Paoli vortrefflich übersetzt; die Hauptrolle von Lewinsky unvergleichlich gespielt.

15. Grillparzers Geburtstag. Ich fand ihn heiter und angeregt. Frl. Wolter schickte ihm einen prachtvollen Strauß und ihr Bild; es schien ihn sehr zu freuen. Am Abend Sappho; die Wolter übertraf sich selbst; sie hat vielleicht noch nie so herrlich gespielt, wie an dem Abend.

16. Am nächsten Tage konnte ich zu Grillparzer gehen und ihm davon erzählen.

22. Zu Frau v. Buddeus, Frau Laubes Mutter, eine sehr liebe alte Frau; so dankbar, daß man sie besucht. „Das Alter ist sehr beschwerlich für die andern" meinte sie. Ein solches nicht!

Dann zu Großmama, da saß Gräfin X. Mumie, dumme Mumie! Diese Rasse geht unter und gehe.

24. Januar. Laube schickt das Geständnis zurück. Er schreibt: „Die 1. Szene überhäuft; das Interesse sammelt sich langsam und wird mehr durch geistiges Fluidum, welches in hohem Grade vorhanden ist, gesteigert, als durch die Handlung. Aber auch diese bringt immer plötzlich Zeichen produktiven Talents. Leider ist sie peinlich und deshalb für's Theater mißlich. Dennoch erzwingt sie im 3. Akte volle Teilnahme. Da müßten Sie für das Drama den Schluß finden, der 4. Akt wird Novelle."

25. Abends Burgtheater: „König und Bauer"; Sonnenthal und Loewe; das Haus war überfüllt; die Stimmung höchst aufgeregt, alle loyalen Stellen wurden mit einem beinahe drohenden Schweigen hingenommen.

26. Mein „Roland"-Manuskript bei Laube abgeholt und ganz beseligt heimgekommen, weil er das Stück über alle Erwartungen gelobt hatte.

2. Febr. Münch kam, machte noch eine Ausstellung an der „Roland" und wunderte sich, daß Jemand, der so ein Stück geschrieben hat, überhaupt noch Ausstellungen verträgt. Ich hoffe, ihm beweisen zu können, daß man noch viel besseres schreiben und dennoch Tadel anhören und gelten lassen kann.

5. Burgtheater: „Edda" von Weilen. Wie ich meine Wiener kenne, hätte das Stück gefallen, wenn es besser gespielt worden wäre. Frl. Schweigert als Ersabé tat ihr möglichstes, um uns die arme Rettich vergessen zu machen; Frl. Wolter war als Edda ganz miserabel; absichtlich matt; sie sprach ihre Rolle nur so herunter, wie ein bösartiges Schulkind seine Lektion. „Das Saustück muß vom Repertoire" soll sie sich geäußert haben.

9. Febr. Herr Kleinert in Danzig hat die „Maria Stuart in Schottland" zu seinem Benefice gewählt; die Aufführung soll am 10. stattfinden.

12. Abends bei Großmama; es wurde vom Beten gesprochen; jemand wußte von einer Dame zu erzählen, die so fromm ist, daß sie kommunicieren darf, so oft sie will, auf die jedoch das Beten des Rosenkranzes so einschläfernd wirkt, daß sie dabei, um sich wach zu erhalten, immer eine Schale mit Goldfischen vor sich hinstellen muß.

13. Burgtheater, zum 1. Male Bauernfelds „Aus der Gesellschaft"; die Handlung ist arm. Der Fürst, der ein bürgerliches Mädchen heiratet, tut sonst aber auch gar nichts und auch die

übrigen Figuren verhalten sich ziemlich passiv; der Dialog ist hübsch, von einer demokratischen Tendenz, die so pomphaft angekündigt wurde, ist nichts zu spüren. Bauernfeld geht in Filzschuhen über das Parkett und nimmt sich in acht, nirgends anzustoßen.

15. Saars „Hildebrand“ [7] kennen gelernt und durch Weilen erfahren, der Dichter sei ein quittierter Offizier, dessen Einkommen in einer Jahresrente von 300 Gulden besteht. Für sein großartiges Werk hat er kein Honorar bekommen und hat wegen Schulden unlängst 10 Tage im Schuldenarrest gesessen.

17. Febr. Frl. Porth, die in Prag im „Geständnis“ die Thekla spielen sollte, ist erkrankt; das Stück mußte zurückgelegt werden.

28. Der liebe, vortreffliche Prof. Zimmermann [8] kam, freute sich, Saar bei uns zu finden und hielt uns und ihm einen Vortrag über die Heinriche, setzte gut, klug und klar die Vorzüge der beiden Tragödien auseinander, sprach von den Verheißungen für die Zukunft, zu denen sie berechtigen. Der Dichter hörte glückselig zu und wischte sich in höchster Erregung den Schweiß von der Stirn und die Tränen aus den Augen.

3. März. Devrient schickt das Manuskript der „Roland“ zurück. „Die Gifthauchatmosphäre der Revolution ist zu treu darin geschildert.“

10. März. Moritz nach Metz abgereist, um sich von dort nach Paris zu begeben als Leiter der österreichischen Militärausstellung.

16. Brief von Herrn Kleinert, der mir die beifällige Aufnahme der „Maria Stuart in Schottland“ anzeigt.

24. Ich las Münch die eingefügte Stelle im 5. Aufzug der „Roland“ vor; sie gefiel ihm sehr. „Sie werden noch viel Lärm in der Welt machen“, sagte er mir.

27. Den letzten Akt der „Roland“ in die Druckerei geschickt.

29. Enks [9] „Melpomene“. „Tragisch ist das Erliegen menschlicher Kraft im Widerstreit mit dem Walten einer sittlichen Weltregierung.“ „Die tragische Poesie greift tiefer in die Brust des Menschen als jede andere. Sie regt einen weit tieferen Schmerz darin auf, als denjenigen, der mit jeder lebhaften Empfindung des Mitleids verbunden ist.“

9. April. Weilen las bei Séphine seinen Beethoven, der sehr schön ist. In memoriam von Sephine [10] und ein allerliebstes Gedicht von Wilhelmine Almasy [11]. Er liest vortrefflich, eine Freude, ihm zuzuhören.

20. Les idées de Mme. Aubray. Ich gäbe fürwahr was ich bin, was ich habe, was ich kann und jemals können werde, darum, dieses Stück geschrieben zu haben.

2. Mai. Über Wurzach nach Paris abgereist. Nach Paris! Wie einem das vorkommt.

3. Ankunft in Wurzach bei meiner Schwester Julie Waldburg; ihre sechs Mädeln sind lauter kleine Engeln.

4. Schloß Wurzach, reich an Altertümern; der Garten groß, herrliche Wiesen, herrliche Baumgruppen; alles im großen Stile angelegt.

5. Messe in der schönen Kirche; das Deckengemälde stellt ihre Gründung durch einen Waldburg vor; er und seine Angehörigen stehen stolz auf einer Ballustrade, unter welcher die Hölle brodelt. Über ihnen schweben Engel und blasen in Posaunen, an denen, wie Fahnen, die Pläne der Kirche flattern.

8. 5 Uhr früh in Paris angekommen. Moritz hat ein prächtiges kleines Appartement in der Chaussée d'Antin für uns gefunden. Moritz bewohnt zu ebener Erde einen Kamin, Johann residiert in einem Wandkasten und Gusti in der Kredenz. Ich schlief, nahm ein Bad, ging zu den „Montagnes russes", um Anzüge zu bestellen, dann speisten wir exzellent bei Durand und gingen abends ins Odeon. Dummes Stück: une vie nouvelle von Maurice.

9. Mai. Vormittags gingen wir über die Boulevards; Rue de la paix durch den Tuileriengarten, nahmen einen Wagen und fuhren in die Ausstellung; Moritz legt mit der seinen außerordentlich viel Ehre ein; sie ist imposant. Welche Mühe, welche Kämpfe hat es ihm gekostet, sie vorstellen zu dürfen und mit welchem Stolz erfüllt ihr Anblick uns nun. Der General-Genie-Inspektor wird sich wenig freuen über die Berichte, die er darüber erhält.

10. Abends Gymnase: les idées de Mme. Aubray; wunderbare Darstellung, besonders exzellierte Mme. Pasca in der Titelrolle; Arnal als Barantin; Mme. de la Porte als Lucienne.

11. Vormittags Louvre; nachmittags Ausstellung, wo wir bis Mitternacht blieben; dann ins Chinesische Theater, wo amerikanische Akrobaten ihre außerordentlichen Künste produzierten.

12. Es regnet, Paris schwimmt und noch dazu in Kot. Zum Speisen ins Palais Royal: Trois frères provençaux ist der Titel des Restaurants; sehr gut und sehr teuer. Um 9 Uhr ins Théâtre français. Voltaire-Statue im Foyer. Schön, unvergeßlich, aber

ich mußte an Macaulays „grinsendes Gerippe“ denken. Wir sahen „Galilei“ von Ponsard, und ich erbaute mich an der Aufmerksamkeit, mit der das Publikum zuhörte. Es gibt in dem Stücke eben nur zu hören und nichts zu sehen. Mr. Geoffroy spielt die Titelrolle, Mme. Favart Antoine: Beide deklamieren sehr monoton.

13. Mai. In der Ausstellung beinahe den ganzen Tag.

14. Abends Komödie, Sardou, aber ich weiß kein Stück.

15. Musée assyrien im Louvre.

16. Den ganzen Tag im Bett, um meine Müdigkeit auf einmal los zu werden.

18. Louvre; borghesischer Fechter; borghesische Vase; die Venus von Milo. Sie steht allein in einer Rotunde, am Ende einer langen Galerie; ich habe zum erstenmal in meinem Leben eine Statue gesehen; ihr Anblick erweckt eine enthusiastisch-andächtige Empfindung; man möchte niederknien; man fühlt die Nähe von etwas göttlichem.

19. Bois de Boulogne.

21. Abends im Vaudeville: La Dame aux camélias mit Graf Welsersheimb und Mme. Doche als Marguerite. 55 Jahre, angestrichen, dürr, aber eine große Schauspielerin; wir haben alle drei geweint.

22. Versailles. Wir sahen fast alle Gemächer des ersten Stockes und einen großen Teil der Skulpturen. Um 4 Uhr wurde geschlossen; das Bild der Roland, auf das ich mich so sehr gefreut und das im 2. Stock hängt, konnte ich nicht mehr sehen.

24. „Mignon“, Opéra comique von J. Barbier, M. Carré. A. Thomas, Mignon Mme. Galli-Marié recht herzig. Text eine Parodie auf den Wilhelm Meister, eine unbewußte. Wilhelm führt sich selbst so ein: Je suis le fils d'un riche négociant de Vienne; mon père m'envoie voyager et je sème mon argent sur toutes les grandes routes. Man erwartete den Kaiser, das Theater war erleuchtet, die Straße mit Neugierigen überfüllt, es kam die Königin von Belgien.

25. Mai. Chapelle expiatoire. Auf dem ehemaligen Magdalenen-Friedhof, der Stelle, auf welcher die Leichen Ludwigs und Marie Antoinettens beerdigt gewesen sein sollen, hat Ludwig XVIII. eine Kapelle in Form eines Kreuzes errichten lassen. Sie enthält zwei Marmorgruppen, links die Königin und Prinzessin Elisabeth als Reliquien (von Cortot); rechts der König und ein schwebender Engel (von Bosio). Abends Bal mabille.

Höchst merkwürdig; Männlein und Weiblein sehr ausgelassen, aber nicht gemein.

26. Notre-Dame, schöner, gothischer Dom mit reicher Architektur, den ich mir aber weit grandioser gedacht hatte. Die Morgue; zwei Leichen lagen da, die eines kräftigen jungen Mannes mit noch rosig angehauchten Wangen, die einer abgehärmten Frau.

27. Panthéon. Die Kirche, griechisches Kreuz mit acht Kopien von Fresken Michelangelos verziert; hölzerne leere Sarkophage Voltaires und Rousseaus.

28. Ausstellung.

29. Père Lachaise, prächtige Aussicht über Paris. Der Friedhof, eine ungeheure Stadt der Toten; zwei Stunden, die wir dort zubrachten, viel zu wenig, um auch nur einen kleinen Teil der berühmten Gräber zu besuchen. Abends Bal mabille, Concert de Musard, Champs Elysées.

30. Jardin d'acclimatation.

31. Conciergerie. Das Gefängnis der Königin, ein feuchtes Kellerloch; nebenan ein ebensolches, in dem Robespierre mit zerschmetterter Kinnlade lag, bevor er auf die Guillotine geschleppt wurde. Nach diesen der Saal, in dem Girondisten ihr letztes Gastmahl hielten. Die Ste. Chapelle, vom heiligen Ludwig erbaut, das schönste gothische Kunstwerk, das man sich denken kann. Hotel Cluny. Abends Komödie: L'école des maris von Molière und Le verre d'eau von Scribe. Königin Ulme. Brohan.

1. Juni. Ankunft des Kaisers von Rußland, die Stadt ist auf den Straßen; viele Häuser sind beleuchtet und beflaggt.

2. Gruft von St. Denis; Grabmal Ludwigs XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne. In Enghien führte uns auf dem See der Père Mazé, Syndic des bâteliers, herum, ein alter, sympathischer Großvater, der uns anplauscht.

3. Den ganzen Tag in der Ausstellung; amerikanische Militär-, französische und englische Marine-Ausstellung.

4. Bois de Boulogne mit Mr. und Mrs. Siemens und ihrer englischen Gesellschaft; abends in Cirque de l'impératrice, wo Léotard seine erstaunlichen Künste auf dem Trapez ausführte.

5. Wieder den ganzen Tag in dem Feenpalast auf dem Champ de Mars zugebracht.

6. Revue über 60 000 Mann französischer Elitetruppen. Wir benützen diesen Tag, um nach Versailles zu fahren, sahen das große und das kleine Trianon, dort viele Erinnerungen

an Marie Antoinette. Zweiter Besuch des Schlosses von Versailles; im 2. Stock reiche Sammlung von Porträts: Marie Roland. Konnte mich nach Herzen vertiefen in den ersehnten Anblick. Es ist nicht ganz das Bild, das ich mir in meinem Innern von ihr gemacht hatte, nicht das Bild der Frau, die in einer solchen Glut der Begeisterung ihren Kopf unter die Guillotine legte, daß, nachdem er gefallen, ein Strom heißen Blutes aus dem Rumpfe sprang; nicht ganz das Bild der Heldin, für die ich mich begeistert hatte; vielleicht die Schuld des Malers, dessen Kunst an die Wiedergabe dieser Größe nicht heranreichte. Attentat auf den Kaiser von Rußland bei der Rückkehr von der Revue.

7. Juni. Trostlose Berichte aus Mexiko; Kaiser Max soll erschossen worden sein; unser armes Kaiserhaus! Das Attentat auf den Kaiser von Rußland hat die übermutstrunkenen Pariser stark herabgestimmt. Im Louvre, Porträt der Recamier von David. Der König von Preußen war mit uns zugleich im Louvre, und die sergeants de ville hielten das Publikum in besonders strenger Zucht.

8. Königskrönung in Pest.

9. St. Germain, Lieblingsaufenthalt Franz I.

10. Von Siemens ins Café Anglais geladen; 12 Personen, darunter der russische General Lüders und Mr. Presca directeur du conservatoire des arts et metiers; ein angenehmes, heiteres und gutes Diner. Wir blieben bis 10 Uhr; abends Fest in den Tuilerien; der Garten elektrisch beleuchtet. Siemens wollten die Herrlichkeiten noch sehen und wir stürzten uns ins Gedränge; ganz vergeblich jedoch, der Garten war abgesperrt und nichts zu sehen.

11. Juni. Ausstellung. Pavillon des Bey von Tunis; chinesische Ausstellung. Chinesinnen und Chinesen sehen mir alle gleich, besonders die besonders häßlichen, wirklich auffallend.[12] Verkleinerte Nachahmung der römischen Katakomben. Komödie: Le jeu de l'amour et du hasard von Marivaux. Charmant! Besonders die Damen Riquier und Feli. L'aventurière von Augier, désenchantement.

12. Cirque américain, vortreffliche Gymnastiker; eine gute Reiterin Miß Mary Francon.

13. Théatre Porte St. Martin: La Grande-Duchesse de Gerolstein. Mlle. Schneider: Duchesse; fürchterlich unsinniger Zynismus.

14. Jardin des Plantes. Zeder vom Libanon, verpflanzt von

Jussieu 1735. Luxembourg: Rosa Bonheur: La fénaison en Auvergne.

15. Théatre du Châtelet: Cendrillon féerie; die Maschinerie vortrefflich, Dekorationen, Kostüme sehr schön, die Schauspieler gemein; die Sängerinnen haben zwar keine Stimme, aber X-Füße; Mme. Ugalde als Prince Charmant unerträglich.

16. Louvre, moderne Skulptur.

17. Um 11½ Uhr nach Fontainebleau, den ganzen Tag dort zugebracht. Fahrt mit Schnellzug 1½ Stunde. Das Schloß wohl das interessanteste unter den Kaiserschlössern. Eingangshof: La cour des adieux. 20. März 1815. Die Galerie, in der Monaldeschi ermordet wurde; die Säle, in denen Pius VII. gefangen saß. In Fontainebleau fand Napoleons Scheidung von Josephine statt. Hier hielt er nach der Rückkehr von Elba die Revue ab, hier entsagte er dem Thron. Erbauer Ludwig VII. 1162.

18. Juni. Moritz in der Ausstellung immer von vielen französischen Generälen belagert. Hotel des Invalides, das Grab Napoleons; von grandioser Einfachheit; der Boden hat sich in Ehrfurcht gesenkt, scheint dieser Bau sagen zu wollen, als der Porphyr-Katafalk mit den Ueberresten des Unsterblichen auf ihn gestellt wurde. Parc Monceau.

18. Panorama von Solferino, so lebendig, daß man sich besinnen muß, daß man bei einem Bilde steht. Sehr spät, sehr müde nach Hause gekommen; die Pariser Reise ist zu Ende; ganz ohne Frucht wird sie mir wohl nicht geblieben sein.

20. Juni. 7 Uhr abends brachte mich Moritz auf die Eisenbahn; um 8 Uhr ging der Zug ab. Im Waggon ein unbedeutender Franzose aus Metz, Mèce, wie er sagte, und ein sehr interessanter alter Deutscher auf der Rückreise aus Amerika. So ist denn der Pariser Aufenthalt nur noch eine Erinnerung.

Ihr Weg führte zunächst nicht heim; sie sollte die Kur in Kissingen brauchen. Über Frankfurt, wo sie das Goethehaus enttäuschte und der Römer mit den Kaiserbildern lebhaft interessierte, fuhr sie mit der Bahn nach Gemünden, von wo sie der Marterkasten der Post an ihren Bestimmungsort brachte. Das „gottvolle" Bad erfrischt, die Lektüre von Sainte-Beuves Maria Antoinette-Studie verdroß sie, weil der verwünschte Franzose die von Hunolstein und Feuillet de Conches veröffent-

lichen Briefe für echt gehalten und obwohl er hinterdrein deren Unechtheit erfahren hatte, doch nicht unterlassen konnte, den Charakter der Königin aus jenen apokryphen Schriftstücken zu erklären. Desto angenehmer überrascht wurde sie durch einen unerwarteten Besuch Eduard Devrients, der sie mit seiner „kleinen, alten, liebenswürdigen und sehr sympathischen Frau“ bekannt machte. Der Karlsruher Dramaturg will die Roland geben, wenn sie — in Wien durchgegriffen haben wird. „Den Stoff zur Prinzessin Targanoff“, von dem wir sonst nichts wissen, „billigt er nicht“, wohl aber den zu einem Lustspiel aus der vornehmen österreichischen Gesellschaft „Das Waldfräulein“, das ein halbdutzend Jahre die Dichterin als Schmerzenskind quälen und zuletzt ihre endgültige Trennung von der Bühne veranlassen sollte. „Gott gebe gute Gedanken und gute Stimmung“ ruft sie nach Devrients Abfahrt. Gleich darauf kommen für ihre Zukunftshoffnungen wenig erquickliche Nachrichten aus Wien. Der Oberstkämmerer Fürst Vincenz Auersperg stirbt und an seine Stelle tritt als Chef der Hoftheater unter dem neugeschaffenen Titel General-Intendant Baron Münch. „Lebwohl, Marie Roland“, heißt es in dem Kissinger Kalendarium. „Es ist wieder einmal eines meiner Kinder gestorben, bevor es auf die Welt kam.“ Einstweilen läßt sie sich diese Sorgen indessen nicht nahegehen. Im Kurtheater sieht sie „Die Tochter des Regimentes“. „Die arme Marquise konnte ihren Namen nicht aussprechen, von anderen Worten die wenigsten aus Mangel an falschen Zähnen und Marie schien mehr Mutter als Tochter eines Regimentes. Es war zu peinigend. Ehrenbeleidigung an der Kunst.“

Sie liest einen neunbändigen unbändigen Roman: Piquillo alliaga von Scribe, „viel Phantasie, viel Erfindungsgabe besitzt sein Autor, freilich müssen wir

manchmal an seinem gesunden Menschenverstand zweifeln." Sie wandert auf die Bodenlaube und findet die Aussicht „so friedlich und freundlich, daß man sich nicht genug an ihr laben kann. Es ist der Mühe wert zu leben, ich will den Mut nicht verlieren. Im Rhöngebirge habe ich es heute geschworen: ich will den Mut nicht verlieren." Und bei der Abreise von Kissingen sagt sie sich: „Nun habe ich einmal drei Wochen lang bloß auf eigene Kosten gelebt und gefunden, daß ich dabei nicht darbe, daß ich, so hoch ich den Umgang mit guten und gescheiten Menschen zu schätzen weiß, so auch drei Monate, drei Jahre leben kann." Über Nürnberg und Wien geht es dann in die Heimat, auf die Familiensitze Zdislawitz und Buczan. Am 25. August vermerkt sie „Ländliches Fest in Hostitz", am 27. August wortkarg mit einer Zeile: Vortrefflicher Arbeitstag. Novelle. Am 18. September die ebenso lakonische Selbstanklage: den Sommer vertrödelt.

Im Herbst wieder in Wien, erhält sie Allerheiligen ein Telegramm aus Prag, das guten Erfolg der ersten zwei, kühle Aufnahme der letzten Akte des prächtig gespielten „Geständnis" meldet. An demselben Tage besucht sie der neue Intendant Baron Münch, der sich herbeiläßt, ihr zu sagen: „Und nun mein letztes Wort: ich schwöre Ihnen, daß ich gegen Laube nicht einen Schritt getan, an dem nur der Schatten einer Unredlichkeit haftete." Münch versuchte, sich vor dieser unparteiischen Richterin gegen scharfe Angriffe zu rechtfertigen. Durch seine Berufung sollten Laubes Vollmachten als Direktor des Burgtheaters eingeschränkt werden: eine Zumutung, die bekanntlich Laubes Rücktritt von der Leitung der Hofbühne zur Folge hatte. Die freundschaftlichen Beziehungen, die Baronin Ebner mit dem neuen Intendanten wie mit dem bisherigen Direktor des Burg-

theaters verbanden, erklären es, daß Münch hoffte, sie könnte vielleicht vermitteln.

Zwei Wochen später machte ihr der Intendant wieder einen Besuch: „Erörterungen über Laube, gegen dessen Wiederübernahme der Direktion er nichts einzuwenden hätte, nur müßte er sich allen Instruktionen fügen." „Am 15. November kommt Frau Laube auf meine Bitte und meint, ihr Mann könne nicht den ersten Schritt tun. Wie sollen die Leute zusammen kommen, da Münch meint, Laube müsse nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten und dritten Schritt ihm entgegentun?" In dem Zwiespalt zwischen Münch und Laube kann sie weder für diesen, noch für jenen unbedingt Partei nehmen, da sich der Intendant künstlerisch der Aufgabe nicht gewachsen zeigte und, persönlich durch Laubes hitzige Kritiken seiner Amtsführung in der Neuen Freien Presse gereizt, vielfach kleinlich benahm, während Laube wiederum in seinen streitbaren Feuilletons oft maßlos und ungerecht wurde. Angesichts der dauernden Verdienste Laubes um das Burgtheater und des völligen Versagens Münchs als oberster Bühnenchef fiel ihr unbefangenes Endurteil doch zugunsten des undankbar aus seinem Wirkungskreis verdrängten Laube aus.

Ihr eigenes Schaffen erfuhr ernstliche Gefährdung durch unvorhergesehene Anfeindungen: das deutschgeschriebene Tschechenblatt „Politik" brachte so böse Rezensionen ihres „Geständnisses", daß ihr Mann verstimmt wurde: „noch eine solche Kritik und ich werde für die Bühne nicht mehr schreiben dürfen. Du trägst meinen Namen, ich will ihn nicht in solcher Weise verunglimpft sehen," heißt es am 16. November. Am 17. schreibt sie: „In meinem finsteren Hofzimmer ist es kaum möglich, zu schreiben. Waldfräulein sollte gedichtet werden in

einer sonnenlichtdurchglänzten Stube, warm und hell, sollte es drin sein und im Herzen dessen, der es schreibt." Ihre Freunde, das Ehepaar Tunkler, bemühen sich, Baron Ebner über die Prager Zeitungen zu beruhigen, mit der Bitte, seiner Frau nicht den Mut zu neuer Arbeit zu nehmen.

Die beste Trösterin erwächst ihr aber in Ida Fleischl, nach deren Besuch sie schreibt: „Ich glaube, es ist viel an dieser Frau, Geradheit, Biederkeit, Verstand, um die Wahrheit zu finden, Charakter, um sie zu sagen." Fleißig besucht sie das Burgtheater, kritisiert klug und sicher Altes und Neues, findet mit Recht die Wolter ganz schlecht als Jungfrau von Orleans, ziemlich gut als Julia und besonders gut als Hermione im Wintermärchen, läßt sich gelassen und gelehrig aus Otto Ludwigs Nachlaß dessen harte Ablehnung ihrer „Marie Stuart in Schottland" vorlesen, ist Tunklers und Weilens für ihre Güte und Treue dankbar: „die lassen doch gelten, daß ich kein Unrecht begehe, wenn ich einen Teil meiner Zeit, den kleinsten, meiner armen verfolgten Schriftstellerei widme. Ja, ein Glücksfall, der könnte mir helfen, von Weimar könnte er kommen." Die Annahme und Aufführung ihrer „Roland". Emsig bringt sie aller Hemmungen ungeachtet Akt um Akt ihres „Waldfräuleins" fertig. Der eigenen Taten und Freuden gedenkt das Tagebuch in der selbstverleugnenden Art stets knapper, als der Klagen und Schicksale Anderer. So berichtet sie, daß Münch wieder und wieder äußerst verstimmt zu Besuch kommt, äußerst unzufrieden mit sich und der Welt erklärt er, daß er mit dem als Nachfolger Laubes von ihm aus Mannheim berufenen Leiter Wolf, obwohl sich dieser Theatermann in der Burg gar nicht bewährte, stehen und fallen müsse.

Seltener hält sie, wie Hebbel das mit Vorliebe

tat, anekdotisch Bemerkenswertes, auffallende Charakterzüge und Ereignisse aus ihrem weiten Bekanntenkreise fest. „Heute um 5 Uhr nachmittags", heißt es am 27. Dezember, „hat Claudius Podstatzky durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende gemacht; in Divnitz bei seiner treuen Freundin Baronin Stahl. Er war nach Tische ganz ruhig in sein Zimmer gegangen; als sie ihm dahin folgte, fand sie an die Tür seines Zimmers einen Zettel geheftet: „Nicht erschrecken." Ungezählte andere große und kleine Zwischenfälle, Begegnungen, Tageseindrücke hat sie nicht besonders vermerkt und doch absichtslos unvergeßbar ihrem Gedächtnis eingeprägt: Zeuge dessen der kaum übersehbare Reichtum der Gestalten und Geschichten ihrer Meisterzeit.

Ihre Besuche bei Grillparzer bucht sie gewissenhaft; was ihr der Verkehr mit ihm bedeutete, hatte sie schon 1860 Weilen geschrieben, dem dazumal der ihm wohlgesinnte Altmeister dringend abraten ließ, voreilig den Soldatenrock auszuziehen: „er meint es so gut mit Ihnen. Sie haben an diesem herrlichen Mann einen wirklichen Freund. Alles, was Sie betrifft, geht ihm so nahe — stolz können Sie darauf sein. Wenn Sie zwanzig Lorbeerkränze ernten, wie ich als Ihre ebenfalls sehr getreue Freundin hoffe und wünsche, der Ruhm, Grillparzers Herzen so nahe gestanden zu sein, wird Ihnen teurer als jedes andere bleiben. Nicht wahr? Wie ich ihn verehre, was ist das für ein armes Wort für das reiche Gefühl, das es ausdrücken soll, kann ich Ihnen nur nicht sagen. Die drei Male, die ich ihn sah, vergesse ich nie!" Seither war Marie Ebner, so oft das ihre Bescheidenheit zuließ, in das dürftige Poetenstübchen im vierten Stock eines altväterischen massiven Zinshauses der Spiegelgasse gepilgert und zumal an Grill-

parzers Geburtstag versäumte sie nie ihre Wallfahrt. „Ich brachte ihm Blumen," so heißt es am 15. Januar 1868, „und freute mich, ihn viel wohler zu finden, als im vorigen Jahr. Nach dem Besuch bei ihm ging ich hinüber zu den Fräuleins Fröhlich und fand Betty Paoli dort," mit der sich Marie Ebner immer enger befreunden sollte: war doch die seit ihren Mädchentagen schwärmerisch verehrte lyrische Dichterin die Hausgenossin Ida Fleischls geworden. Am 20. Januar heißt es: „II. Akt Waldfräulein beendet." Mit dem vielsagenden Beisatz: „Vormittag keine Besuche; oh, Mirakel! oh wohltätiges gutes Mirakel!"

Und eine Woche später den ahnungslos, ihr eigenes Erleben mit dem Waldfräulein vorausnehmenden Eintrag: „Das Testament des Sonderlings" nach Dickens von Charles Reich zum ersten Male im Burgtheater aufgeführt. Das Stück wurde ausgelacht und ausgepfiffen mit überflüssiger Bosheit. Aber die Freude, einen armen Teufel durchzuprügeln, wer kann sich das erlauben und würde darauf verzichten?" Dieser Ausbruch ehrlichen Mitgefühls wäre das beste Motto einer der ersten und besten Erzählungen Marie Ebners „Ein Spätgeborener", in dem sie sich alle Bitternis vom Herzen geschrieben, die ihr die grausamen Nachwirkungen der Uraufführung des „Waldfräulein" eingebracht.

4. Februar 1868. Das „Waldfräulein" steigt seiner Beendigung entgegen und sinkt von Tag zu Tag mehr in meiner Achtung. Ich entdecke alle Augenblicke neue Fehler, die nicht mehr gut zu machen sind. Was für ein Stück Arbeit habe ich da geliefert!

8. Februar. Am Abend las Lewinsky die „Roland" bei uns vor. Die Ensembleszenen verloren allerdings. Lewinskys Stimme ist nicht modulationsfähig. Einzelnes las er schön; das Auditorium war aufmerksam; es bestand aus meinen Eltern, Tante Eudenus, Cousin Kreß, Baronin Stolzenberg, Leopoldine Puthon, Henriette Tunkler, Sophine Knorr, Frl. Kudriaffsky und Mina Almásy.

10. Februar. Saar las mir vor, was vom „Thassilo“ fertig ist, und sein Lustspiel „Die schönen Geister“. Wir lachten beide herzlich dabei.[13]

12. Februar. Die Neue Freie Presse berichtet, Münch hätte die Aufführung von Laubes Schauspiel „Böse Zungen“ abgelehnt, weil er es unter der Würde des Burgtheaters fände, das Werk eines Feindes der Intendanz zur Darstellung zu bringen. Ebenso unwahr, wie albern und boshaft.

15. Februar. Tegetthoff speist bei uns mit den Eltern, dem Ehepaar Tunkler und Adolf. Tegetthoff kam um 5 und bis 10 blieben wir alle beisammen. Er gefiel mir ungemein durch sein schlichtes und treuherziges Wesen; dabei sehr verständig, freisinnig in seinen Ansichten; im ganzen weit mehr als ein braver Soldat, nämlich ein edler, vielseitig gebildeter Mensch und gewiß auch mehr als ein großer Held, nämlich ein guter Mensch.

16. Saar gefällt mir immer besser; der echte Dichter von Gottes Gnaden.

17. Besuch bei Kanonikus Deith.[14] Eine unvergeßliche Erscheinung; sehr klein und hager und von ungewöhnlicher — man spricht es zagend aus — affenartiger Häßlichkeit, und dennoch eine machtvolle Persönlichkeit, aus der eine Fülle von Geist und Güte strömt und deren Glaubenskraft uns zu ihren Jüngern macht.

20. Moritz' Abwesenheit wird benützt, um ein großes Scheuerfest zu halten; im Hause herrscht die größte Räumerei, als Tegetthoff auf der Küchenstiege erscheint (das Ehepaar Ebner bewohnte damals allein ein kleines Haus in der Vorstadt); er hatte unzähligemal vergeblich an der Haustür geschellt; machte mir dann einen langen Besuch.

29. Februar. Moritz erhält den Leopoldsorden.

5. März. Saar liest Gedichte von sich vor, sehr schön; ganz außerordentlich schön: „Einem Freund zum Hochzeitstag.“

8. März. Ich las Frau von Fleischl und Betty Paoli Gedichte von Séphine vor, die großen Anklang finden. Betty Paoli erscheint, von Laube kommend, beim Tee, ist gescheit, witzig, anregend.

10. In seiner Kritik über den „Sohn“ (Le fils) von Dacquerie spricht Laube von drei deutschen Originalstücken, die Münch sich nicht entschließen kann, aufzuführen: Böse Zungen. Gräfin von Ahlden von Bauernfeld und Marie Roland; über die letztere

warm, würdig, wohlwollend; aber, aber: warum hat er sie nicht angenommen? [15]

13. März. Laube in Prag. Er wohnte der ersten Aufführung seiner „Bösen Zungen" in der Kinskyschen Loge bei, hat am nächsten Tage bei den Geschwistern [16] gespeist und die Herzen ihres ganzen Kreises gewonnen. Während der Aufführung seines Stückes befand er sich in einer großen Aufregung; er hat so stark gezittert, daß das „Bankerl", auf dem er neben meinem Neffen Gusti saß, wackelte.

16. März. Heute las ich das „Waldfräulein" bei Laube vor; es ist ja, ach Gott! viel zu lang. Laube meint, ein Dritteil des Stückes würde er wegstreichen.

18. März. Bei Grillparzer; er empfing mich auf das allerbeste; ich bin stolz und glücklich. „Dergelts Ihnen Gott", sagte er, „daß Sie den Kranken besuchen, den Toten". — „Den Unsterblichen", habe ich ihm geantwortet. Daß ich mit Grillparzer verkehren, daß ich ihn sprechen hören, daß ich ihm auch sagen durfte, wie groß und unendlich meine Bewunderung für ihn ist, bleibt mir ein Reichtum für den Rest meines Lebens.

21. März. Einführung der Zivilehe [17], mit einer Majorität von 20 Stimmen; großer Jubel, Gedränge auf den Straßen, enthusiastische Kundgebungen vor den Häusern Beusts, Auerspergs, Giskras usw.

24. Adolf [18] wird die Statthalterstelle in Mähren angetragen.

25. Ein dänischer Offizier brachte Moritz das Kommandeurkreuz des Danebrog-Ordens; er gefiel uns sehr; ich meine sowohl den Orden wie den Offizier; ein bescheidener, sehr liebenswürdiger Mann, dem man 21 Jahre geben würde, der aber 31 hat. Er ist an eine Ostindierin verheiratet und Vater von zwei Kindern.

26. März. Soiree bei Littrow; immer angenehm. Sie ist eine gescheite liebenswürdige Hausfrau — Hausherrin sagen wir, aber ohne jede Tyrannei, sie führt eben nur die Leute zusammen, die einander interessieren können.

28. Wurde im Kärntnerthortheater das Fragment von Grillparzers „Esther" mit ungeheurem Erfolge aufgeführt.

1. April. Lernten wir bei Zimmermann Kürnberger kennen; er saß kerzengerade auf seinem Sessel, sprach sehr wenig und man sah ihm an, wie durchdrungen er sich fühlte vom Bewußtsein seiner Überlegenheit.

3. April. Adolf ist entschlossen, die Statthalterstelle nicht anzunehmen.

5. Mit Marie Jay Besuch bei Grillparzer.

10. Baronin Becke, die jetzt den Gesprächsstoff der Gesellschaft bildet und unbarmherzig ausgelacht wird, macht mit ihrem Mann einen Besuch, trifft niemanden an und schreibt auf ihre Karte, um den Plural zu erwecken: ‚Venus en personne' also Vénus en personne.[19]

11. April. Frau Laube bringt eine Loge für die erste Vorstellung der „Bösen Zungen". Abends Burgtheater. Die Wolter übertraf sich selbst als Sappho. Frau Hartmann als Melitta nicht gut, zu bürgerlich; ihr Schmerz ist ein Grollen, er reizt zum Widerspruch, statt zu ergreifen.

16. 1. Aufführung der „Bösen Zungen" im Theater auf der Wieden. Das Ehepaar Laube in der Loge neben uns; viele Bekannte im Hause. Erster Aufzug ließ kühl; zweiter erweckte etwas Applaus. Frl. Geistinger als Witwe von der Straß außerordentlich. Wir lieben Laube, wir freuen uns seines Erfolges, aber, wer ist ehrlich gegen ihn und sich selbst. Aufs Gewissen gefragt, müßte man ihm und sich sagen, die „Bösen Zungen" sind kein gutes Stück. Frau Laube, die Weise, macht kein Geheimnis daraus, daß sie für diese Komödie gar kein Herz hat und froh wäre, wenn ihr Mann sie nicht geschrieben hätte.[20]

18. April übergab ich Laube die ersten Aufzüge des „Waldfräuleins". „Ich hoffe zu Gott, es gefällt Ihnen, lieber Doktor." „Und wenn's mir auch nicht gefällt, deshalb kann das Stück doch gut sein; wenn Sie mir die „Bösen Zungen" eingereicht hätten, glauben Sie, sie hätten mir gefallen?"

22. Laube billigt die am „Waldfräulein" vorgenommenen Änderungen; er meint, abschreiben lassen und einreichen. Frau Laube hingegen sagt mir, er habe das Stück noch nicht ganz reif gefunden und wünschte, daß ich mir Zeit damit lasse. Wasser auf meine Mühle.

23. Wenig geschlafen und wenn ich schlief, geträumt, daß ein Theaterstück von mir aufgeführt worden und schrecklich durchgefallen ist. Ich nehme mir vor, das „Waldfräulein" nicht einzureichen, sondern den Sommer über gemächlich daran zu arbeiten und es dann im Spätherbst drucken zu lassen.

24. April. Ich habe leider viel zu gute Freunde, alle verwöhnen mich, Münch in seiner Weise, alle, alle.

20. Mai. Abreise nach Buczan. Ungarische Verhältnisse. Die Wahlen. Die Verfassung ist eine aristokratische, eine Klassenvertretung, von einer Volksvertretung nicht die Rede, scheint mir.

15. Juni. Das Ehepaar X. Sie sieht jünger aus, als sie ist, er dümmer, als er sein soll. „Ich lese nur, wenn ich mich langweile", sagt er. „Ich langweile mich nur, wenn ich lese", sagt sie.

20. August. Kissingen. Versuche, am „Waldfräulein" zu arbeiten, die nicht gelingen, bin nicht zum Dichten aufgelegt, eher zum Verdünnen.

1. September. Tod unserer alten Kinderfrau Pepi; wieder ein Stück Kinderleben begraben mit der getreuen alten Frau; ihre Sorgfalt und Liebe ist ihr nicht belohnt worden, nicht von uns, nicht von ihrem eigenen Kinde.

6. Abreise von Kissingen, Ankunft in Gresten bei Séphine Knorr; ein kurzer Aufenthalt, der zu meinen besten Erinnerungen gehört. Um Séphine Knorr, die Dichterin, von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen zu lernen, mußte man sie als Schloßfrau sehen; mußte sie sehen in dem schönen Hain, den sie besungen hat, mußte sie sehen im Garten, im Ort herumwandeln, von allen, denen sie begegnete, ehrfurchtsvoll oder mit einem Worte des Dankes begrüßt. Von höchstem Interesse waren ihre Sammlungen von den verschiedensten Kunstgegenständen; sie hatte keine Spezialität; Miniaturen, Emails, altertümliche Schmuckgegenstände, Uhren, was schön und kunstreich war und was zu erwerben ihre Mittel ihr erlaubten, wurde aufgenommen. Einen ihr besonders wertvollen Besitz bildeten drei ausgestopfte Kolibris, die ihren ganzen Farbenglanz und ihre ganze Farbenpracht bewahrt hatten.

21. September. Nach Zdislawitz, wo wir meine Schwester Julie trafen mit ihren Kindern; alle schön, lieb, begabt; das schönste aber, das liebste, begabteste, die kleine fünfjährige Anna dem Tode geweiht. Von Tag zu Tag verschlimmert sich der Zustand.

1. Oktober sagt sie zu ihrer Kinderfrau: Madame, in drei Tagen werde ich in einem schönen Garten sein und werde mit schönen Kindern spielen. Dr. Löbl, telegraphisch herbeigerufen, ist entsetzt über den raschen Fortschritt des Übels. Am Tage vor ihrem Tode litt die Kleine schwer, hatte keine Ruhe in ihrem Bette und mußte von ihrer Mutter und ihrer Kinderfrau abwechselnd auf den Schoß genommen werden. „Mein Herz schlägt nicht mehr, ich kann nicht mehr sprechen", sagte sie zu ihrer Mutter, und ihrer Kinderfrau in die Arme gelegt, rief sie plötzlich aus: „Madame, bete für mich, ich sterbe!"

3. 8 Uhr abends erlöste sie Gott von ihren Leiden.

16. Frau v. Fleischl, herzlich und gut. In dieser Frau stecken herrliche Eigenschaften, sie hat Größe; man könnte von ihr sagen: Diese Frau ist ein braver Mann.

19. Laube soll die Direktion des Leipziger Theaters übernehmen. Frau v. Littrow leitet die Vorbereitungen eines Albums für Frau Laube, das ihr ihre Bekannten beim Abschied überreichen wollen.

8. November. Saar will sich in unserem Laube-Album nicht verewigen.[21] Mir gefällt seine Selbständigkeit und ich erkläre ihm, er sei der Ritter ohne Furcht und Tadel.

10. Baron Loën schreibt aus Weimar: „Marie Roland" sei an der dortigen Hofbühne mit sehr günstigem Erfolge aufgeführt worden.

11. Frau Laube hat das goldene Verdienstkreuz mit der Krone erhalten.

12. Ehepaar Laube kommt, um Abschied zu nehmen, hat mir schmerzlich leid getan. Saar, wütend über den Artikel Thalers, will sich mit ihm schlagen.

14. Laubes heute abgereist. In das Album Frau Laubes schrieb Grillparzer:

Deutschland ist weniger, als es meint,
Oesterreich ist mehr, als es scheint,
Triffst du auf Herzen, dem deinen gleich,
So denke, du seist in Oesterreich.

Moriz Hartmann schrieb:

Wär' nicht dein Haupt vom Gram gebeugt gewesen,
Manch Blümlein, das am Wege stand, gebückt,
Hätt'st du beachtet kaum, vielleicht zerdrückt —
So sahst du es und hast es aufgelesen.

Und ich:

Als du zu uns gekommen, kamst in die Fremde du,
Und nun du von uns scheidest, gehst aus der Heimat du.
Denn Heimat wird die Fremde, wo man litt wie du,
In der geliebt man wurde und wohl tat, so wie du.

16. November. „Waldfräulein" wieder vorgenommen, das ich seit halben August nicht mehr angesehen.

17. Saar und Frau v. Littrow speisten bei uns. Beim Fortgehen bot Saar, „der Märtyrer der Schönheit", ihr seinen Arm. Wenn das der Thaler erfährt.

27. las ich Moritz, Saar und Séphine Knorr den ersten Aufzug des „Waldfräuleins“ vor, der recht gute Wirkung machte.

1. Dezember. Katharina II., Trauerspiel in 5 Aufzügen von Lindner. Ein kräftiges, ein männliches Talent, das zu Worte kam, scheint mir. Jeder, der bei der letzten Preisbewerbung ein Theaterstück einreichte und weniger Glück hatte als Lindner, ist ihm ein strenger Richter. „Epigonendichter“, nun ja, und wo leben denn heute die Bahnbrecher?

9. „Schach dem König“ von Schaufert;[22] erste Vorstellung. Durch eine Menge unnötiger Figuren und gleichgültiger Begebenheiten winden sich ein paar ansprechende und ein paar komische Menschen, die eine kleine Handlung durch das große Stück siegreich bis zu Ende tragen. Der Erfolg sehr laut in Rücksicht auf die vielen Anfeindungen, die Schaufert als Preisträger leiden mußte.

13. Frau Wirsing spielt die Roland nicht, wie sie beabsichtigt hatte, zu ihrem Benefiz, sondern Sappho; sie hat Recht.

19. Erste Sitzung des Schiller-Komitees bei Frau v. Littrow. Boshafte Menschen behaupten, daß Dr. L. A. Frankl, der schon ein Schillerdenkmal-Herrenkomitee gebildet hat und nun ein Schillerdenkmal-Frauenkomitee bildet, suchen werde, auch ein Schillerdenkmal-Kinderkomitee zusammenzubringen. Die anderen machen uns schon lächerlich, bevor wir selbst uns lächerlich gemacht haben.

27. „Agnes Bernauer“ von Hebbel; an mir fehlts, an mir; ich finde keinen Weg zu Hebbel.

29. Münch verwirft das „Waldfräulein“.

30. Warum habe ich, trotz Münch, trotz meines eigenen Urteils über das „Waldfräulein“ doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß das Stück gefallen könne?

1869. 7. Jänner. Frau Dr. v. Frankl kam, um mich im Namen des Damen-Komitees aufzufordern, ein einaktiges Stück zu schreiben, das beim Konvent zum Besten des Schillerdenkmals aufgeführt werden soll. Schiller der Held. Die Aufgabe lockt mich außerordentlich.

8. Das kleine Stück in meinem Kopf sozusagen fertig.

11. Jetzt die erste Szene vorgelesen. Abends Burgtheater: Agnes Bernauer. Hebbel können sie anfeinden, so viel sie wollen, den bringen sie nicht um. Wie viele heute hochgestellte Dichter wird er überleben.

14. Moritz, dem Byland vorgesetzt wird, ist in die Notwendig-

16. Frau v. Fleischl, herzlich und gut. In dieser Frau stecken herrliche Eigenschaften, sie hat Größe; man könnte von ihr sagen: Diese Frau ist ein braver Mann.

19. Laube soll die Direktion des Leipziger Theaters übernehmen. Frau v. Littrow leitet die Vorbereitungen eines Albums für Frau Laube, das ihr ihre Bekannten beim Abschied überreichen wollen.

8. November. Saar will sich in unserem Laube-Album nicht verewigen.[21] Mir gefällt seine Selbständigkeit und ich erkläre ihm, er sei der Ritter ohne Furcht und Tadel.

10. Baron Loën schreibt aus Weimar: „Marie Roland" sei an der dortigen Hofbühne mit sehr günstigem Erfolge aufgeführt worden.

11. Frau Laube hat das goldene Verdienstkreuz mit der Krone erhalten.

12. Ehepaar Laube kommt, um Abschied zu nehmen, hat mir schmerzlich leid getan. Saar, wütend über den Artikel Thalers, will sich mit ihm schlagen.

14. Laubes heute abgereist. In das Album Frau Laubes schrieb Grillparzer:

Deutschland ist weniger, als es meint,
Oesterreich ist mehr, als es scheint,
Triffst du auf Herzen, dem deinen gleich,
So denke, du seist in Oesterreich.

Moriz Hartmann schrieb:

Wär' nicht dein Haupt vom Gram gebeugt gewesen,
Manch Blümlein, das am Wege stand, gebückt,
Hätt'st du beachtet kaum, vielleicht zerdrückt —
So sahst du es und hast es aufgelesen.

Und ich:

Als du zu uns gekommen, kamst in die Fremde du,
Und nun du von uns scheidest, gehst aus der Heimat du.
Denn Heimat wird die Fremde, wo man litt wie du,
In der geliebt man wurde und wohl tat, so wie du.

16. November. „Waldfräulein" wieder vorgenommen, das ich seit halben August nicht mehr angesehen.

17. Saar und Frau v. Littrow speisten bei uns. Beim Fortgehen bot Saar, „der Märtyrer der Schönheit", ihr seinen Arm. Wenn das der Thaler erfährt.

27. las ich Moritz, Saar und Séphine Knorr den ersten Aufzug des „Waldfräuleins“ vor, der recht gute Wirkung machte.

1. Dezember. Katharina II., Trauerspiel in 5 Aufzügen von Lindner. Ein kräftiges, ein männliches Talent, das zu Worte kam, scheint mir. Jeder, der bei der letzten Preisbewerbung ein Theaterstück einreichte und weniger Glück hatte als Lindner, ist ihm ein strenger Richter. „Epigonendichter“, nun ja, und wo leben denn heute die Bahnbrecher?

9. „Schach dem König“ von Schaufert;[22] erste Vorstellung. Durch eine Menge unnötiger Figuren und gleichgültiger Begebenheiten winden sich ein paar ansprechende und ein paar komische Menschen, die eine kleine Handlung durch das große Stück siegreich bis zu Ende tragen. Der Erfolg sehr laut in Rücksicht auf die vielen Anfeindungen, die Schaufert als Preisträger leiden mußte.

13. Frau Wirsing spielt die Roland nicht, wie sie beabsichtigt hatte, zu ihrem Benefiz, sondern Sappho; sie hat Recht.

19. Erste Sitzung des Schiller-Komitees bei Frau v. Littrow. Boshafte Menschen behaupten, daß Dr. L. A. Frankl, der schon ein Schillerdenkmal-Herrenkomitee gebildet hat und nun ein Schillerdenkmal-Frauenkomitee bildet, suchen werde, auch ein Schillerdenkmal-Kinderkomitee zusammenzubringen. Die anderen machen uns schon lächerlich, bevor wir selbst uns lächerlich gemacht haben.

27. „Agnes Bernauer“ von Hebbel; an mir fehlts, an mir; ich finde keinen Weg zu Hebbel.

29. Münch verwirft das „Waldfräulein“.

30. Warum habe ich, trotz Münch, trotz meines eigenen Urteils über das „Waldfräulein“ doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß das Stück gefallen könne?

1869. 7. Jänner. Frau Dr. v. Frankl kam, um mich im Namen des Damen-Komitees aufzufordern, ein einaktiges Stück zu schreiben, das beim Konvent zum Besten des Schillerdenkmals aufgeführt werden soll. Schiller der Held. Die Aufgabe lockt mich außerordentlich.

8. Das kleine Stück in meinem Kopf sozusagen fertig.

11. Jetzt die erste Szene vorgelesen. Abends Burgtheater: Agnes Bernauer. Hebbel können sie anfeinden, so viel sie wollen, den bringen sie nicht um. Wie viele heute hochgestellte Dichter wird er überleben.

14. Moritz, dem Byland vorgesetzt wird, ist in die Notwendig-

keit versetzt, seine Stellung im Genie-Komitee aufzugeben, er will um Transferierung nach Bruck bitten.

22. „Dr. Ritter" ist fertig und ich halte die Arbeit nicht für schlecht.

23. Moritz, Weils, Zimmermann „Dr. Ritter" vorgelesen; sie und das Ehepaar Frankl sind die einzigen, denen gegenüber meine Anonymität nicht bewahrt wird; erquickend war mir Frau Zimmermanns Wärme und Teilnahme. Nachmittags erhielt ich anonym die Büste Schillers zugeschickt; natürlich von Moritz.

Der Journalist und flinke Verfasser von Gelegenheitsstücken Sigmund Schlesinger war, diesmal gleichfalls aufgefordert, mit einem geplanten Einakter „Die Schwestern von Rudolstadt" nicht rechtzeitig fertig geworden. So blieb es bei dem auch von Münch wohlwollend beurteilten Dr. Ritter, um den noch kleine Scharmützel beleidigten, welche mit nicht zuvor in das Geheimnis eingeweihten Komiteemitgliedern ausgefochten werden mußten. Die Anonymität blieb aufrecht. Frau Gabillon, die die Mutter Wolzogen spielte, kam sehr zufrieden von der Leseprobe. Gute Vorbedeutung war es auch, daß „Baronin" Goethe Frau v. Littrow im Auftrag des Großherzogs von Weimar meldete, wie er Deutschland beglückwünsche, eine solche dramatische Kraft, wie die Dichterin der Marie Roland zu besitzen.

Münch gab der Freundin den Schlüssel zur Intendanten-Loge, damit sie der Probe des Dr. Ritter insgeheim beiwohnen könne. Mit Gatten und Bruder war sie ergriffen von Kraftels Darstellung Schillers: „ich fange an, zu hoffen, und höre nicht auf, mich zu fürchten." Bei der Akademie im Kärntnerthortheater am 21. Februar war das Publikum anfangs kalt, bis es sich bei Schillers erster Rede erwärmte. Zuletzt wurde der Beifall — „ich darf es sagen: enthusiastisch." Das Gelegenheitsstück wurde

zwei Tage später im Burgtheater wiederholt. Am nächsten Tag, dem 85. Geburtstag von Vater Dubsky, sagte Papa beim Diner: Meine Marie schreibt so viel Theaterstücke, hat aber noch nie Glück damit gehabt; warum schreibt sie nicht auch einmal ein Stück wie den Doktor Ritter? „Da konnte ich doch nicht länger schweigen und lüftete den Schleier der Anonymität."

Was die Dichterin daheim in froher Aufwallung bekannte, tat Ludwig Speidel gleich nachher hämisch im Feuilleton der „Presse": er nannte geradezu die Verfasserin „Frau Baronin Ebner, auf literarischem Felde unter dem Kriegsnamen Eschenbach bekannt. Sie hat wohl daran getan, sich hinter den wirksamen Namen Schiller zu stecken, denn auf eigene Hand dürfte sie schwerlich wirken können. Was einzig und allein wirkt, ist die wohltönende Phrase (feinstes Panama-Stroh), die in Schillers Mund gelegt wird. Und die Moral der Geschichte! Keine andere, als daß Friedrich der Große zu dem fragenden Schuster, der sich seiner Bekanntschaft rühmte, freundschaftlich sagte: Du Schafskopp, ich geh in den siebenjährigen Krieg." Glimpflicher war der Ton der andern Blätter: Speidels Ausfälle gaben der Dichterin gleichwohl einen Vorschmack des Empfanges, den selbst anspruchslose dramatische Erstlinge bei den damaligen Stimmführern der Wiener Kritik zu gewärtigen hatten. Balsam brachte ihr der nächste Besuch bei Grillparzer: „Glauben Sie mir", sagte er, „über den Erfolg Ihres Stückes hat sich in Wien kein Mensch so gefreut wie ich." Marie Ebner gegenüber war der sonst Launenhafte, Mißmutige, stets wohlgestimmt.

Zwei Monate später, 12. Mai, fand sie Grillparzer ganz vertieft in ein Buch Lope de Vegas. „Setzen Sie sich und hören Sie zu. Ich will Ihnen eine Szene vorlesen, die schönste Liebesszene, die je gedichtet worden ist."

„Herr Hofrat, ich verstehe kein Wort spanisch.“ „Das macht nichts, genießen Sie den Wohllaut dieser Verse.“

Und er las mit einem Sichversenken in die Dichtung, einem tiefen Entzücken an ihrer Schönheit, das seine sonst immer so gramvollen Züge erhellte und das für mich den eigentlichen Genuß dieser seltsamen Vorlesung bildete. Endlich legte er das Buch auf den Schreibtisch und sprach lebhaft und nachdrücklich: „Alles, was ich je geschrieben habe, würde ich freudig dafür hingeben, diese Szene gedichtet zu haben.“

Drei Tage hernach kam abends Graf Laurencin mit seiner Frau zu einem Musikabend. „Merkwürdig, das Ehepaar Laurencins. Er, wie alle Welt weiß, ein Sohn vom Erzbischof Erzherzog Rudolf, zwerghaft von Gestalt, mit dem großen Kopf eines Habsburgers, lebhaft, von Geist sprühend, ein vorzüglicher Musikkenner und Musikschriftsteller; sie ehemalige Gouvernante; eine große liebe stille Frau, die von ihrem kleinen Mann angebetet wird und dem etwas befremdenden Eindruck, den der erste Anblick des Ehepaares gewährt, durch die ruhige Würde ihres Benehmens jeden Anflug von Komik benimmt.“

Das Jahr 1869, dem sie an dessen Ende nachrief, es verdiene, mit einem Freitag zu schließen, brachte An- und Aufregungen die Fülle. Das neue Opernhaus van der Nülls und Siccardsburgs hieß sie mit sicherem Kennerblick willkommen als ganz gelungenes Werk, unwillig über die nörgelnde Engherzigkeit der Wiener Schimpfer, die van der Nüll durch ihr Verdammungsurteil zum Selbstmord trieben. Ihr Gemahl wird außerordentliches Mitglied des militärischen Komitees. „Weißt du, was das heißt? Brauchen können wir dich nicht, wegjagen wollen wir dich nicht.“ Zurücksetzungen, die dem tatenfrohen Mann länger nachgingen, als äußere Ehren: seine

Zuteilung als Ehrenkavalier des Vizekönigs von Ägypten; seine Ernennung zum General.

„Es kränkt mich," so schreibt sie auf einem magyarischen Adelssitze, „daß ich so aus dem Kreise meiner hiesigen Freunde herauswachse. Wenn ich mich denen nicht verständlich machen kann, die mir einen so guten Willen, mich zu verstehen, entgegenbringen, dann liegt der Fehler an mir. Wie fange ich's aber an, ihnen klar zu machen, daß die schnöde Art, in der Moritz behandelt wird, nicht die Ursache meiner, wie sie sagen, „romantisch-freisinnigen" Ansichten ist, sondern daß diese viel älteren Datums sind. Milde sein gegen den Irrtum, nachsichtig mit der Beschränktheit, das kann ich nicht, das muß ich erst lernen. Ich nehme mir fest vor, mich in keine Diskussion über Politik mehr einzulassen. Hier stehts; ein Spitzbube, der sein Wort nicht hält", so monologisiert sie Hochsommer 1869.

Sie wird im Verkehr mit Andersgesinnten ihres Kreises, denen sie dessen ungeachtet herzlich zugetan blieb, diesem Vorhaben nicht untreu geworden sein. Allein, was sie in der Gesellschaft nicht laut aussprach, hat sie desto deutlicher in ihren Aphorismen, Stücken und Geschichten verkündet — ihr Bekenntnis reiner, milder, allem Parteigeist fremder Menschlichkeit: caritas et veritas.

Das folgenreichste Ereignis des Jahres 1869 war aber die Nachricht, die sie auf dem böhmischen Landgut Bürgstein ihrer Schwester Kinsky erreichte: die schwere Erkrankung ihrer Stiefmutter Kolowrat-Dubsky; nach einer martervollen, durch Abhaltungen aller Art erschwerten Reise — der Fahrweg war eine volle Stunde durch ein Scheibenschießen über die Straße gesperrt — kam sie gerade rechtzeitig, die dem Tod gefaßt Entgegensehende sterben zu sehen. Marie Ebner stand nun vor

der Aufgabe, bei ihrem greisen, verwitweten Vater den Winter hindurch oder wenigstens so lange zu bleiben, bis eine Leiterin seines Haushaltes gefunden sein würde.

Ihr Mann, der, vom Khedive zur Eröffnung des Suezkanals geladen, Reisevorbereitungen traf, fühlte, „daß wir uns aufgeben und für Papa leben müssen, aber auch er empfindet, daß es seine Kräfte übersteigt, die schwere Pflicht ganz würdig, ganz vollkommen zu lösen". „Eine neue Existenz beginnt. Wenn die alte auch nicht immer eitel Glück gewesen ist, waren wir sie doch gewöhnt." Ein halbes Jahr, vom 10. November 1869 bis 20. April 1870, an welchem Tage bei Vater Dubsky ein Frl. Schwarz die Führung des Hauswesens übernahm, mußte das Ehepaar Ebner in Erfüllung seiner Pietätspflicht auf die eigene Wohnung und Wirtschaft verzichten. Je sorgsamer sie den alten Herrn betreuten, desto willkommener war es ihnen, die Verantwortung fortan nicht mehr allein zu tragen; doch gaben sie das bisherige selbständige Quartier auf der Landstraße, um dem Greis näher zu sein, auf und übersiedelten in das Rabenhaus, in dem beide schon ihre Kinderzeit verlebt hatten und Marie Ebner nun neuerdings fast ein Menschenalter bis zum Tode ihres Gemahls 1898 wohnen sollte. Wo die zarte, kränkliche Frau die Kraft hernahm, allen beständig wachsenden, liebreich und willig erfüllten Anforderungen ihrer Familie nachzukommen, bleibt ein Rätsel; wie sie daneben die Zeit und unerschöpfliche Lust behielt, ihrem Bildungs- und Schaffensdrang zu genügen, ein Wunder, das uns doch Blatt um Blatt ihres Tagebuches glaubhaft bezeugt.

Im Dezember 1869 liest sie ihrem Vater und Bruder die beide lebhaft anregenden ägyptischen Reisebriefe ihres Gatten vor, vertieft sich in Gervinus' Shakespeare, ergötzt sich an Heyses „Salamander" und ver-

plaudert sich bei Frau Fleischl mit ihr und Betty Paoli gelegentlich bis ¼12 Uhr nachts, so daß sie mit Herzklopfen, wie ein säumiges Pensionsfräulein, heim eilt, froh, daß Papa kein Wort des Vorwurfes laut werden läßt. Im Winter 1870 widmet sie jeder wichtigen Uraufführung und Neubesetzung im Burgtheater mit ein paar Worten Würdigungen, wie sie nur die bestgebildeten Stammgäste dieses von Laube als einzig in Deutschland gepriesenen, ebenso heikeln, als empfänglichen Publikums zu geben gewohnt war.

„18. Jänner. Landfriede von Bauernfeld. Frische, lebendige Szenen lose aneinander gefügt. Loewe als Kaiser Max von peinlicher Wirkung, ohne Stimme, schwach, schwankend, alt. Daß die Empfindung des Könnens das Können überlebt, ist einer der grausamsten Scherze der Natur. 21. Jänner. Nathan-Lewinsky in der Titelrolle. Da ist er am Platz, das ist sein Fach. Die übrigen gut. La Roche als Laienbruder fast zu gut. 7. Februar. Fiesko. Wagner spielte den Verrina. Seitdem seine Stimme gebrochen, seine Kraft dahin ist, legt er alle Majestät in seine Knie, aber Steifheit ist nicht Würde. Lewinsky hatte sich als Muley Hassan ungeheure Waden ausgestopft. Schrecklicher Kostümfehler. Bekanntermaßen haben die Neger gar keine Waden."

Im Karltheater wirkt „Frou-Frou" stärker auf sie, als sie beim Lesen für möglich gehalten. Und doch, was für Menschen! Dieser Mann ist ein willenloser Tropf, dann ein blutdürstiger Tiger, diese altkluge Schwester und die unglaubliche Heldin. Eine Frou-Frou geht nach einer Enttäuschung nicht durch, sie geht auf den Ball." Challemel-Lacours Revue-Artikel Un bouddhiste contemporain amüsiert und interessiert sie sehr; der Vorbehalt — A. Schopenhauer, très sensible à

l'honneur de n'être pas-Allemand, il se prètendait de race hollandaise — beluſtigt die kritiſche Leſerin, die eine ebenſo feine Hörerin iſt und unmittelbar nachher ein allerliebſtes Wort aus der Kinderſtube aufbehält. Ihre kleine Nichte Stuzi (Komteſſe Marie Dubsky, nachmals Gräfin Kinsky) erzählt Tante Marie, ſie ſei Karfreitag in fünf Kirchen geweſen und habe in jeder zwei Vaterunſer gebetet, aber immer dasſelbe.

Grillparzer ſieht ſie 23. April 1870 übel ausſehend und außerordentlich verſtimmt. „Sehen Sie, was ich da leſe zu meiner Aufheiterung, ein Luſtſpiel von Shakeſpeare. Hilft aber alles nichts. Was kann mich noch aufheitern? Wenn Sie einmal kommen und hören, daß es vorbei iſt mit mir, dann freuen Sie ſich.“ Er klagte über ſeine geiſtige Abnahme: „Mein Kopf iſt wüſt, ich vergeſſ' ſogar, was ich in der Schul gelernt habe. Neulich will ich im Plautus leſen und merk auf einmal, daß ich nicht mehr Lateiniſch kann. Es kommt auch niemand mehr zu mir, Männer ſchon gar nicht, nur noch Frauen — aus Barmherzigkeit. Ich hab den Vers gemacht: „Die Ähnlichkeit, die ich mit Chriſtus habe, die Weiber kommen zu meinem Grabe.“ Und noch dazu lauter alte Schachteln.“ „Nicht wahr, Herr Hofrat“, ſagte ich. „Da hat er ein bißchen gelächelt.“

Ende Juni fährt ſie zur Kur nach Reichenhall.

25. Juni. Zu Dr. Liebig. Ein großer Mann mit markantem Geſicht, ſieht nicht geſtreich, aber nobel und gutmütig aus, hat eine ſchöne rote Naſe; fragte zuerſt, wie ich heiße, dann was mir fehle und zuletzt, ob ich imſtande ſei, 4 Wochen zu ſchweigen.

26. Las Schopenhauers Briefe. Er iſt zuletzt kindiſch geworden und war nur noch momentan der große Schopenhauer. Einmal ſagte er: „Die größte Eiche iſt einmal eine Eichel geweſen, die jedes Schwein verſchlucken konnte.“

27. Geſtern ſtarb hier eine junge Gräfin aus Lemberg. Sie wurde auf dem Friedhofe vor meinen Fenſtern beerdigt. Ihre

Mutter, eine stattliche Frau mit schneeweißem Haar, folgte dem Sarge. Heute sehe ich die Gräfin daherkommen, ganz wohlgemut. Sie hat die Tasche voll Kirschen, ißt mit prächtigem Appetit eine nach der andern, spuckt die Kerne in großem Bogen von sich und schreitet so essend dem Grab ihrer Tochter zu. Ich habe einst eine junge Mutter auf dem Wege zum Grabe ihres Kindes geleitet. — Nun die Alten nehmens leichter.

15. Juli. Frankreich hat den Krieg erklärt. Die Zeitungen plädieren für das Neutralbleiben Oesterreichs.

In der nächsten Woche reisen 300 Personen ab. In Reichenhall herrscht anfangs große Bestürzung, weil man der Beschlüsse der bayerischen Kammer nicht sicher ist. Am 29. Juli erhält sie von ihrem Gatten einen Brief, in dem er schreibt, daß Oesterreich tatsächlich rüste. Sie verläßt Reichenhall und findet die Stimmung in Wien geteilt: „Armee, Adel und Börse sind per la vita französisch gesinnt. Die intelligenten Kreise, die Studenten, die Presse sind aus ganzer Seele preußisch. Ungarn ist ganz auf der Seite Napoleons und Tschechien ist für den Untergang Oesterreichs.“ Sie bucht von Wörth bis Sedan alle deutschen Siegesnachrichten, verlebt einige Hochsommer- und Herbstwochen in Skalitzka und kehrt im Oktober nach Wien zurück zu großen und kleinen Liebeswerken. Sie nimmt sich der von Leopold Kompert in die Literatur eingeführten Adele Wesemael (Hermine Wild) mit aufopfernder Geduld an, obwohl Betty Paoli dieser begabten Unglücklichen nachsagt: „sie glaubt nicht, daß sie ein Hahn ist oder der Papst, aber sie ist doch vollkommen verrückt.“ Ja, sie ist verrückt, fügt die Ebner hinzu, die ihre Manuskripte überarbeitet, für die sie einen Verleger sucht und eher, als für sich selbst, findet, „aber eine höchst talentvolle Närrin. Ihr Blut schreibt.“

Sie besucht 16. Dezember Grillparzer, um ihm die englischen Rasiermesser zu bringen, die er sich gewünscht hatte. Er hört von den Vorbereitungen zur

Feier seines 80. Geburtstages und ist wenig davon erbaut: „zu spät das alles, er hat die Fähigkeit, sich zu freuen, kaum besessen. Wie soll sie jetzt erwachen.“ An demselben Tag geht sie zu dem wieder nach Wien übersiedelten Laube, den sie niemals so milde sah und sie fühlt sich erquickt und belebt durch die kurze Stunde in seinem „geistdurchwehten Hause“. Silvester ist das Ehepaar bei den Freunden Tunkler: „wir brachten einen guten stillen Abend zu. Möge Frieden werden auf Erden. Für Tausende schließt dieses Jahr über die Gräber ihrer Geliebten.“

Der Januar 1871 beginnt mit der Feier von Grillparzers 80. Geburtstag. Die Stiege bis zu seiner Tür blumengeschmückt, teppichbelegt. Sein Vorzimmer und Zimmer überfüllt mit den schönsten Ehrengaben. „Er ist in heiterster Laune, lächelt aber doch wehmütig über diese Ovationen. 80 Jahre hat er alt werden müssen, um zu erfahren, daß seine Zeitgenossen wissen, was sie an ihm haben.“ Ganz so lange hat es bei Marie Ebner nicht gedauert, bis die Mitlebenden ihres Wertes inne wurden: ihre Leidenszeit fällt aber just in das Jahrzehnt von 1870—1880.

Unmittelbar nach Grillparzers Geburtstagsfeier, am 16. März las sie ihr Märchen „Die Prinzessin von Banalien“ bei Séphine Knorr vor. Publikum: Saar, Ehepaar Wickenburg, Frau v. Littrow, Resi Colloredo. „Der Anfang ermüdete.“ Der Münchener Historienmaler Professor Eduard Ille, der, angeregt von seiner Jugendfreundin Fleischl, die Dichtung las und, davon begeistert, illustrierte, empfing den melancholischen Dank der Einundvierzigjährigen: „Dies Märchen ist die erste Arbeit, die dauernde und getreue Teilnahme geweckt hat, nämlich die unschätzbare — Ihre.“ Trotz der prächtigen Blätter Illes wiesen indessen Cotta, Hall-

berger, Oldenbourg den Verlag ab und als 1872 der Wiener Sortimenter Rosner seiner verehrten Kundin zulieb das schmale Bändchen druckte, scheute er die Kosten des Bilderschmuckes. Weilen schrieb eine kurze wohlwollende Anzeige in der Neuen Freien Presse, las das Märchen auch im Hause Wertheimstein vor, der betriebsame Rosner bemühte sich um Besprechungen — das Ergebnis der Propaganda war nach einem Tagebucheintrag: „Herr Rosner schreibt: In dieser Woche, in der acht glänzende Rezensionen des Märchens in den ersten Zeitungen erscheinen, sind 2, sage zwei Exemplare verkauft worden.“ Bis an ihr Lebensende hat die Dichterin diese Schöpfung hochgehalten und noch in ihrem letzten Buch als Achtzigerin gesungen:

Prinzessin von Banalien.
Ich fühlt' mich jung, als ich es schrieb,
Das Märchen von der blinden Lieb;
Nun beugt mich tief des Alters Joch,
Und an mein Märchen glaub' ich noch.

In der Reihe der Ebnerschen Werke die leidenschaftlichste Liebesdichtung, verkündet die im Reich der Alltäglichkeit den stolzesten und würdigsten ebenbürtigsten Feiern sich versagende, einem Wildling von Naturkind vergebens ihr ganzes Selbst bietende Prinzessin von Banalien, den Triumph wahlloser Herzensneigung, den — wie bei der Prinzessin — auch in dem unbotmäßigen Abdul unbesiegbaren Drang nach einem Zigeunerkind seines Schlages. Ton und Vorwurf des Märchens, die Satire auf das steife Hofzeremoniell, die farbenreichen Naturbilder, die Zeichnern und romantischen Operntextdichtern willkommenen Stoff geben sollten, die tragische Schlußsteigerung, die die mit einem edlen König vermählte Prinzessin angesichts des tot auf dem Fluß hinabtreibenden Abdul mit ihm vereinigt, weisen dem Märchen im

Lebenswerk der Meisterin eine besondere Stelle an. Am Ende ihrer Tage sollte sie noch einen Neudruck mit Zeichnungen von H. Anker sehen. Ihre größte Freude war aber, als sie nach Grillparzers Tod erfuhr, daß der Altmeister, unwillig über die Zurückweisung der Dichtung durch die reichsdeutschen Verleger, vorgehabt, ohne Vorwissen Marie Ebners dem Verleger Stifters, Gustav Heckenast, zu schreiben und den Druck der „Prinzessin von Banalien" zu empfehlen.

Obwohl sie sich im Frühjahr nicht in guter Geistesbeschaffenheit fühlte, arbeitete sie doch an einem Lustspiel „Die Egoisten", das nie gedruckt und, — wiewohl Schlenther, von mir 1900 vertraulich, ohne daß die Dichterin es ahnte, mit dem Text bekannt gemacht, es zum 70. Geburtstag Marie Ebners im Burgtheater geben wollte — nie gespielt wurde, weil die durch unsere kleine Verschwörung überraschte Dichterin den Fährlichkeiten eines zweifelhaften Erfolges ausweichen wollte.

Noch bevor sie zu gemeinsamem Ferienaufenthalt mit Fleischls in die Schweiz reiste, ereilte sie in Wien die Nachricht vom Tod des 44jährigen, von einer Lungenentzündung rasch weggerafften Tegetthoff. „Alles Große, was wir in Österreich besitzen, verschwindet allmählich, was uns übrig bleibt, ist die schwammige, energielose Mittelmäßigkeit und die rührige Kanaille." „Heute streiten sie schon in den Zeitungen", fährt der Tagebuch-Eintrag fort, „ob Tegetthoff noch bei Bewußtsein war, als er die Sterbesakramente empfing."

Den April und Mai verbringt sie am Vierwaldstättersee; erlebt die Eröffnung der Rigibahn; liest Grabbe und Gotthelf, lernt die Droste neuerdings und jetzt in ihrer vollen Größe würdigen und spinnt in Gedanken ein Literaturlustspiel nach Roderich Hellers in Weimars goldenen Tagen spielender Erzählung: „Hohe Gäste" aus. Am

26. Mai schreibt sie, „Münch tot. Ich bin tief betrübt und erschüttert. Daß in den letzten Jahren unsere früher so freundschaftlichen Beziehungen getrübt werden mußten wegen des unseligen Kampfes mit Laube, werde ich zeitlebens nicht verwinden.“ Ida Fleischl und ihr Sohn Ernst, einer der bedeutendsten Schüler Rokitanskys und Brückes, „führten ein Gespräch über den Pessimismus. Diese beiden Menschen leben das Leben tiefer als wir andern. Sie dringen allüberall auf den Grund der Dinge. Was sie wissen, trägt so reiche Früchte, gebiert so unglaublich viele Ideen, daß ihnen mit jeder neuen Erkenntnis auch zugleich eine neue Welt aufgeht“.

Im Herbst arbeitet sie an einem Trauerspiel „Jakobäa von Bayern“ und läßt sich von den Warnungen des treuen Freundes Halms, Dr. Pachler, der lockende Stoff hätte noch jeden in die Irre geführt, der ihn dramatisieren wollte, nicht abschrecken: sie stützt sich auf Johannes v. Müllers Darstellung, die sie schön, klar und kurz findet. Im Burgtheater erbaut sie sich an der „grandiosen“ Leistung der Wolter in Kriemhilds Rache; ihre „Medea“ findet sie gut gesprochen, doch zu schön. Man versteht nicht, wie Jason vor ihr grauen kann. Zudem werde sie wild, wo sie dämonisch wirken sollte. Ihr Proverbe „Die Veilchen“ bringt sie in einer Umarbeitung fertig, ebenso „Das Waldfräulein“ und so nennt sie Silvester das Jahr ein gutes und würde es noch ein besseres nennen, wenn es nicht Münchs Todesjahr wäre. „Es hat mir viele glückliche und arbeitsvolle Stunden gebracht. Die Meinen hat kein schwerer Verlust getroffen. Mit Dank sehe ich in die Vergangenheit zurück, mit Hoffnung in die Zukunft.“

1872 kann sie an Grillparzers Geburtstag den Dichter nicht sehen, da er zu leidend war; am 21. Januar verschied er sanft in seinem Lehnstuhl, nachdem er noch am

Morgen seine Zigarre geraucht und wie gewöhnlich aufgestanden war. Am 22. geht sie zu den Schwestern Fröhlich, an Grillparzers Zimmer vorbei, „in das ich immer getreten bin, wie in einen Tempel und in das ich nie mehr treten werde. Kathi Fröhlich kam mir vor wie schon mitgenommen in die Unsterblichkeit. Die Schwestern Fröhlich sind großartig in ihrer tiefen, feierlichen Trauer.“ Ende März ist sie wieder in der Spiegelgasse; die Schwestern führen sie in das Zimmer, in dem Weilen den poetischen Nachlaß ordnet. „Mit Ehrfurcht, mit tiefster Ergriffenheit betrachtete ich diesen großen Reichtum. Da sind dramatische Arbeiten aus früher Jugendzeit vollendet, einige sogar ausgearbeitet, da sind Gedichte, Aphorismen, da ist ein Essai über Metternich, ein Essai über Beethoven.“

Im Freundeshaus Fleischl ereignet sich eine Katastrophe. Ernst Fleischl infizierte sich mit Leichengift und sein Leben wird fortan ein jahrelanges Martyrium, obwohl die größten Ärzte, voran Pitha, Billroth etc. ihre Kunst an dem Dulder übten, der sich von Anfang merkwürdig ruhig hielt, lustige Geschichten erzählte etc.

Am 25. Mai bringt sie den letzten Tag in ihrer Wohnung auf der Landstraße zu. „Nach 11 Jahren, in denen so manches Unerwartete geschah, so manches Erwartete nicht eintraf, so viele Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, aber auch so viele Befürchtungen nicht eintrafen. Elf Jahre. Noch einmal 11 und ich bin eine Greisin.“ Die Prophezeiung stimmte so wenig wie die Rechnung. 1883 war Marie Ebner 53 Jahre alt, und in ihrem Wesen und Wirken voll Arbeitsfrische und Schöpferkraft.

Von Ende Mai bis Mitte Juni ist sie wieder in Reichenhall, dann reist sie über München und Wurzach zu Mutter und Sohn Fleischl in die Heilanstalt Schönbrunn. Die Pension ist höchst einfach, die Spaziergänge sind herr-

lich und sie hat Zeit, viel Briefe zu schreiben, viel zu lesen, und, gefördert durch Idas „unschätzbare Ratschläge“ ihre Erzählung — es war wohl „Ein Edelmann“ — zu vollenden. Ein Brief ihres Mannes meldet ihr, daß er Laube besucht und ihn gefunden habe mit dem „Waldfräulein“ beschäftigt, von dem er sich einen guten Erfolg für das von ihm neugegründete Wiener Stadttheater verspricht.

In der zweiten Septemberwoche wieder in Wien, macht sie die Eröffnung dieses neuen Hauses mit. Laubes Abschluß des „Demetrius“ fiel eigentlich durch und der schöne Prolog Betty Paolis wird in einer „bubenhaften“ Kritik der Eröffnungs-Vorstellung, die die Dichterin selbst mit heiterstem Gleichmut vorlas, als „getrocknete Blumen aus dem Herbarium der Paoli“ abgefertigt. Solche Gelassenheit war Marie Ebner nie gegeben und auch der Rat des von der Kritik oft und boshaft getadelten Weilen, sich dicke harte Haut anzugewöhnen, war für sie vergeblich erteilt. Laube ließ sich „Die Egoisten“ vorlesen: „geistvolle Arbeit, literarisch tadellos, aber das Stadttheater-Publikum erwartet andere Stücke. Ich kann es nicht geben.“ Daß ich's dem Burgtheater einreiche, will er nicht. Warum! Aus Neid, denn dort könnte es gefallen.“ Desto nachdrücklicher nahm er sich des Waldfräuleins an, für dessen Besetzung er die besten Kräfte seiner an sich guten Lustspieltruppe wählte.

Der Christabend im Hause von Bruder Adolf Dubsky war herrlich. Alle wurden reich beschenkt. „Der gute Papa, mit Aufmerksamkeit überschüttet, war in fröhlichster Laune“. Am ersten Weihnachtstag, Marie Ebner war allein beim Vater, wurde der 89jährige von einem plötzlichen Schüttelfrost ergriffen und von ihr und dem Diener zu Bette gebracht. Der Arzt fragte, zur nicht

geringen Beunruhigung der Familie, ob der Kranke seine letzten Verfügungen getroffen habe. Das Befinden wechselte. Das Fieber hob und senkte sich. Ordinarius und Consiliarius nannten den Zustand übereinstimmend „Altersschwäche des Herzens".

3. Jänner 1873. Papas schöner Papagei Aras kommt täglich von seiner Stange herab aus dem Nebenzimmer zum Bette gewackelt. Er hatte das sonst nie getan. Ich nehme ihn auf den Schoß und da schläft er ein. Er war offenbar krank. Heute ist er gestorben. Die Hausleute sehen darin ein schlimmes Zeichen. Papa war sehr wehmütig ergriffen. Mußte das gerade jetzt geschehen?

10. Vormittags mit Moritz in das Stadttheater. Laube hatte uns eine Loge geschickt zur Probe des „Waldfräulein". Die zwei letzten Aufzüge versagen völlig. Ich ging nach der Probe zu Ida, um bei ihr die noch dringend notwendigen Änderungen vorzunehmen.

13. Einer der qualvollsten Tage meines Lebens. Aufführung des „Waldfräuleins" im Stadttheater. Ich lag auf der Folter von 7—½10 Uhr. Die Schauspieler machten mir nichts zu Dank; das Stück schien mir elend. Die ersten 3 Aufzüge durch litt ich in Adolfs, den letzten Aufzug in Laubes Loge. Am Schlusse glaubte ich mehr Zischen als Applaus zu hören.

15. Januar. Die Zeitungen aller Gattungen und Tendenzen überschütten das „Waldfräulein" und dessen Autor mit Hohn. Das Stück ist gewiß sehr schwach. Wer kann seine Fehler besser gesehen haben als ich sie sah bei der Probe und bei der Aufführung? Aber die schmachvolle Behandlung, die es erfährt, verdient es nicht. Ich weiß auch nicht, wie ich zu der persönlichen Gehässigkeit komme, die mir von allen Journalen, ohne Ausnahme, bewiesen wird. Unter der Flut von Beschimpfungen, die auf mich niederhagelten, wagte ich mich kaum auf die Gasse. Als ein Fiaker mich freundlich grüßte, war ich von Dankbarkeit erfüllt.

Ein übelberatener Prager Bekannter schickt ihr eine in der „Bohemia" gedruckte harte Rezension: „Ist es möglich, so barbarisch zu sein? Die Fremden haben mich geschunden. Nun kommen die Freunde und spritzen Gift in die Wunden". Häusliche Heimsuchungen kommen zu

den öffentlichen. Freund Tunkler wird von unheimlichen Schwächezuständen befallen. Vater Dubsky, der sich im Januar scheinbar erholte, wird Mitte Februar hinfälliger. Am 24. Februar, seinem 89. Geburtstag, kommen viele Besuche, Geschenke, Briefe, Telegramme, und der Patient freute sich über alle. 6. März abends wurde unser lieber Vater versehen. Pater Donin kam am Morgen wieder. Papa sah ihn gerade an und sagte: „Ja, geistlicher Herr, was wollen Sie denn wieder? Es muß alles einen Anfang und ein Ende haben". P. Donin lächelte, wandte sich und schritt zur Türe. Ich gab ihm das Geleite. „Das muß man ihm lassen", sagte er, „er stirbt als ein braver Soldat."

Am 8. März kam Gräfin Kinsky aus Prag, die der Vater liebevoll begrüßte. „Am 9. morgens verlangte er plötzlich, man solle beten. Frieberl sagte ihm das Vaterunser, Ave Maria und den Glauben vor, dann sagte er zweimal deutlich: „Adieu," küßte jede von uns, hielt uns fest bei den Händen. Am nächsten Tag kam eine Nonne zur Pflege, eine schöne, junge Heilige. Am 13. März, mittags ist unser geliebter Vater entschlafen, nach langem schweren Kampfe im letzten Augenblicke friedlich. Abends kam von der Kusine Jettis ein Brief: „wie soll ich Ihnen sagen, daß unser guter Tunkler eben verschieden ist." Am 16. wurde der Sarg geschlossen und die Einsegnung durch P. Donin würdig und feierlich vorgenommen. Am 17. alle unsere Herren nach Zdislawitz, wo morgen die Beisetzung in der Gruft stattfindet."

Und weiter ging das Leben seinen Gang. Baron Ebner wird in das Komitee der Wiener Weltausstellung 1873 berufen, Marie Ebner besucht Laubes Schwiegermutter Buddeus, die immer gleich freundlich bleibt, obschon, oder, wie das Tagebuch mit schmerzlicher Ironie

meint, vielleicht, weil sie ihr Gedächtnis verliert. Ihr Bruder Graf Viktor Dubsky tut sich als Diplomat, Gesandter Oesterreichs in Persien, hervor. „Das Waldfräulein" wird im Stadttheater unbeirrt durch die bösen Kritiken über ein Dutzendmal fortgegeben. Die Dichterin macht die Eröffnung der Weltausstellung mit, deren ungünstige Auspizien ihr nicht entgehen, erlebt den Börsenkrach, nach dem mehr als 100 unnummerierte Fiaker in Wien herrenlos sind und begibt sich im Mai wieder nach Reichenhall, wo sie mit feinem Auge Landschaft und Menschenschlag, die Klosterfrauen und Laien beobachtet und mit festen Zügen beschreibt. Sie dichtet nach einer Novelle des Bandello eine in Venedig spielende Komödie „Männertreue", die zuerst unter Laube, dann unter dessen Nachfolger Lobe im Stadttheater gespielt werden soll, durch Schauspielerlaunen dort nicht zur Aufführung angenommen, in Prag, von einem ihrer Verwandten, Grafen Kolowrat in das Tschechische übersetzt, auf dem böhmischen Theater guten Erfolg hat. Im August fährt sie in die Schweiz, wo sie mit Ida Fleischl und den Ihrigen in Selisberg sich zusammen bestellt hat. Sie wünscht Turgenjew, der immer stärker ihr Denken und Schaffen beeinflußt, her, er könnte den Ausblick auf Berge und Gletscher beschreiben, sie kann es nicht, wie sie schreibt.

Ihr Tagebuch schildert zum Gegenbeweis den kleinen See, den sie mit einem geschmolzenen Riesensmaragd vergleicht, und mit scharfem Blick durchschaut sie den Pensionswirt, einen lächerlichen, alten Gnom, dem der Geiz aus den Augen sieht und seine junge, feine Frau, die, obwohl sie demnächst ein Kind erwartet, Magddienste leisten, womöglich in Küche, Keller und auf dem Dachboden sein und gegen den Willen der Gäste bei Tisch auf Geheiß des Mannes mit aufwarten muß.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt verläßt sie Selisberg. „Eine Zeit, für die ich nur zu danken habe, verlebt in einer Natur schöner als der schönste Traum unter seltenen, hochstehenden Menschen. Dortrefflich alle, die so lieben und geliebt werden können, deren Umgang mich bereicherte, deren Freundschaft mich beglückte, die mich beraten und gefördert haben, während einer oft freudig, oft zaghaft vollbrachten Arbeit." Über den Bodensee, wo sie Meersburg — der Droste und ihres dortigen Aufenthaltes in ihren drei letzten Lebensjahren willen — nicht vergißt, kehrt sie nach Niederösterreich zurück, zur Freundin Knorr nach Greften; „in ihren geliebten Hainen muß man mit ihr wandeln, durch den Ort, in dem die Kinder auf sie zulaufen und alle Leute sie ehrfurchtsvoll grüßen."

Im September ist sie wieder zu Hause und gern zu Hause: „aber was werden die Meinen sagen, wenn ich ihnen gestehe, daß ich ein fertiges Lustspiel „Männertreue" in meinem Koffer mitbringe?" Der Verleger Rosner jammert, daß „Die Prinzessin von Banalien" und „Dr. Ritter" schlecht gehen, nicht entfernt die Kosten decken. Mit ihrer Schwester Kinsky besucht sie, geführt von Baron Ebner, die Weltausstellung; bei Ida Fleischl verbringt sie einen Abend mit der 52jährigen Ludmilla Assing, die aber ein 60jähriges Gesicht hat, was sie nicht hinderte, sich mit einem ganz jungen Menschen zu verloben. „Das ist in jedem Alter gut", sagt sie, „ich bin überzeugt, daß man keine größere Torheit begehen kann, als jung zu heiraten. Sich einen Beruf gebildet, mit dem Leben gerungen haben und wenn man weiß, was das heißt, dann eine Familie gründen, das hat einen Sinn." Nun, auf ihre Familie sind wir neugierig. (Die Ehe ging bekanntlich tragisch aus.) Sie spricht viel und wenn sie nicht vom Heiraten spricht, sehr gescheit und interessant. Dabei schlängelt sie im Zimmer herum und

die schmale Schleppe ihres hellgrünen Atlaskleides schlängelt wohlgefällig hinter ihr her. Im Oktober führt ihr Weg zur Gruft in Zdislawitz: „unser teurer Vater ruht nun für immer in dieser Erde, die für ihn der schönste Fleck der Welt war. Die leeren Zimmer machten uns einen gar traurigen Eindruck. Und der Kindergarten! Dort habe ich im vorigen Herbst zum letzten Male in Zdislawitz von ihm Abschied genommen." Ein Einakter „Untröstlich", den sie im Sommer schrieb, wird von Laube sofort angenommen und zum Unheil der Dichterin, die sich als „Meier" auf dem Zettel einführte, gegeben und abgelehnt.

Am 20. Februar 1874 bucht sie dafür, daß sie die Erzählung „Ein Spätgeborener" beinahe beendet. „Von der sage ich selbst, sie wird gut, wenn ich alles hineindichten kann, was ich hineindichten möchte. Und wenn es mir gelungen, wie viele würden es heraus lesen?" Über Jahr und Tag hatte sie an der gleich nach dem Kesseltreiben gegen das „Waldfräulein" begonnenen Erzählung zu schreiben begonnen, die sie am schmerzhaften Freitag abschloß und bald nachher vorlas. Von den Hörern waren Wickenburgs kühl und ablehnend. „Mit Zimmermann stellten sie aus, daß man nicht wisse, ob der Epigonen-Dramatiker im Besitze eines großen Talentes oder nur in dem eines großen Schaffensdranges sei? Betty Paoli sagte, wenn Andreas Talent habe, müsse er ihm auch Geltung verschaffen können. Und ich glaubte so deutlich gemacht zu haben, wie es aussieht in der Seele meines Spätgeborenen. Daß ich auf seine Schultern einen Teil meiner eigenen Enttäuschungen geladen habe, sahen nur Dr. Pachler und Ida Fleischl sehr gut, Moritz ein wenig." Erst ein Jahr später, nach der Buchausgabe der Erzählung, schrieb ihr Weilen: „ich muß Ihnen sagen, daß mich die Erzählung „Ein Spätgebore-

ner" in tiefster Seele ergriffen hat. Das ist nicht erdichtet, das ist erlebt, Blutstropfen liegen zwischen den Zeilen."

Und was der alte Freund mit Recht dieser einen Geschichte, dem Niederschlag am eigenen Leib erduldeter Leiden nachsagte, sollten im Lauf des kommenden Jahrzehntes zuerst wenige Kenner, dann immer mächtiger anwachsende Lesermassen den Erzählungen und Aphorismen der als Dramatikerin nicht durchgedrungenen Dichterin nachempfinden, daß die Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, die Erfahrungen eigener Leiden der Quellsprung ihrer Schöpfungen waren.

Was die Bühne nicht brachte, gewährte das Buch: die überzeugende Kraft, die Menschen als Künstlerin zu rühren, zu erbauen, zu veredeln; die steigende, durch stete, nimmermüde Weiterbildung angeborener Naturgaben erworbene Überlegenheit, immer sicherer, immer kühner alle Schwierigkeiten der Formgebung zu überwinden; in selbstgewisser Meisterschaft an immer neue, große Aufgaben heranzutreten. Langsamer noch als ihr Können, sollte ihr Ruhm reifen. Desto dauerhafter blühte und wuchs er. Desto ergiebiger wurden die Ernten der viel verkannten, viel geprüften Dienerin des selbstgewählten künstlerischen Berufes.

Plutarch der Unberühmten.

In der Deutschen Rundschau. Aphorismen.

Weltgeschichtliche Persönlichkeiten, Richelieu, Maria Stuart, Madame Roland, Schiller, Jakobäa von Bayern, hatte Marie Ebner im ersten Menschenalter ihres Schaffens vom vierzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre zu Helden ihrer historischen Schauspiele gewählt; den Hochadel in den Mittelpunkt ihrer ernsten und heiteren Gesellschaftsstücke (Das Geständnis, Die Veilchen, Die Egoisten, Waldfräulein) gerückt; als Märchenfrau eine Phantasie-Prinzessin von Banalien zur Trägerin einer Liebestragödie bestimmt und mit keiner dieser Schöpfungen mehr als den aufmunternden Anteil eines engen Kreises wohlwollender Kenner und Richter gefunden. Und selbst unter diesen bestgesinnten Freunden der Vierzigerin sahen nach ihren bisherigen Leistungen weder die älteren, Devrient, Münch, Laube, noch die jüngeren, Zimmermann, Saar, voraus, wie rasch Marie Ebner über ihre anfänglichen Talentproben als dramatische und Märchendichterin hinauswachsen, wie hoch ihre Geltung bei der stimmfähigen Kritik, ihre Gunst in der Leserwelt steigen würde. Bewirkt wurde diese Wendung ihres Künstlerschicksals durch die Wendung vom Drama zur Erzählung und die Wandlung in der Wahl ihrer Stoffe: aus den Höhen der Historie und Gesellschaft stieg sie zu den Massen hinab, die Grillparzer im Volksgewühl der Brigittenauer Kirchweih mit Seherblick durchschaute und mit Meistergriff festhielt:

„Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entsprungenen Plutarch lese ich

aus den heiteren und heimlich bekümmerten Gesichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechselseitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen, halb unwillkürlichen Äußerungen mir die Biographie der unberühmten Menschen zusammen, und wahrlich, man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne und „in der jungen Magd, die halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt" — dieser Satz könnte das Motto der ersten großen Ebnerschen Erzählung von der heldenhaften Magd „Božena", sein — „liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen." Gesehen hat Marie Ebner schon von klein auf die Bauernschaft und das Kleinbürgertum, Märtyrer und Auswürflinge des Landvolkes, Gesinde und Gouvernanten aller Spielarten, Land und Leute der mährischen Heimat, Wiener Handwerker und Spießer als geborene Beobachterin — ahnungslos, daß sie dereinst als Plutarch dieser Unberühmten mindestens ebensolchen, wenn nicht noch größeren Ruhm erringen sollte, als durch ihre Galerie der Dynasten altösterreichischer Adelsgeschlechter, der großen Herren und großen Damen, der Heiligen und der Hanswurste der vor- und nachmärzlichen vornehmen Gesellschaft.

Den Weg zur Höhe hätte sie sicher genommen, ihren Plutarch der Unberühmten gewiß angelegt, selbst wenn sie der Bühne nicht vorzeitig entfremdet worden wäre. Lange bevor Weilen ihr riet, sich außer auf dem Theater als Erzählerin zu versuchen, hat sie das getan in ihrem Tagebuch, verdammt sie beim Überlesen eines aus der Frühzeit stammenden Jugendromanes diesen Versuch schonungslos als verschwommen, unreif, verfehlt, und ebendort er-

wähnt sie die Niederschrift einer Novelle ohne genauere Titelangabe.

Was aber bis dahin nur gelegentlich geschah, das bildete seit den siebziger Jahren fast ausschließlich ihren künstlerischen Beruf: die Pflege und Ausbildung ihrer Erzählergaben. Belesen, empfänglich, feinhörig und scharfäugig, wie selten ein fachmännisch geschulter Literarhistoriker, war sie nicht nur mit der novellistischen und Romanliteratur der Gegenwart wohlvertraut; sie hatte nicht allein deutsche, französische, englische, italienische Erzähler von Weltruf, Scott, Manzoni, Mérimée, die Staël, Eliot in Haupt- und Nebenwerken sich gründlich zu eigen gemacht; sie kannte noch aus der Zdislawitzer Bibliothek entliehene, altväterische, von ihr nicht immer geringgeschätzte Geschichten, u. a. ein Lieblingsbuch ihrer Mutter von August La Fontaine, die Schauergeschichten von Anna Radcliffe und aus Vorlesungen ihrer Stiefmutter Kolowrat-Dubsky Romane von Friederike Bremer und Flygare-Carlén. Von ihnen allen und aus der Fülle ihrer steten unübersehbaren Lektüre hatte sie liebenswerte Vorbilder und abschreckende Beispiele sich vor Augen gehalten und doch nach ihrer Art, Natur und Kunst niemals an Nachahmung im Ganzen oder Einzelnen gedacht. Gleichwohl gewannen bewußt und unbewußt zwei Meister entscheidenden Einfluß auf Anfang und Fortsetzung ihrer Erzählerkunst: Grillparzer mit dem „Armen Spielmann" und das Lebenswerk des ihr zuerst von Ida Fleischl zugeführten Turgenjew, der ihr als Landschafter, Anwalt der Leibeigenen, Seelenkenner, Sittenmaler, mit den „Visionen" und den „Gedichten in Prosa" jederzeit neue Bewunderung einflößte. Begeistert hat sie ihn ausdrücklich in mehr als einer Erzählung genannt und verherrlicht und noch als hohe Achtzigerin im Zeitlosen Tagebuch schwär-

merisch zu ihm sich bekannt mit der streitbaren Prophezeiung:

„Gorki sagte: „ich liebe Turgenjew, er ist ein sanfter und angenehmer Schriftsteller. Wenn wir ihn lesen, ist uns, als ob wir geschlagene Sahne trinken würden. Wir denken: es ist lange her, seitdem sich das ereignet hat, es ist überlebt'. O Gorki! Dein Name wird verraucht sein, wie Qualm, während der Name Turgenjew noch wie ein Stern leuchten wird." Ein Wort, das auf Manchen und Manche unserer Neuesten, die nicht viel anders, als Gorki von Turgenjew, von der „guten Ebner" in respektlos mitleidiger Herablassung reden, ein Merks für die, Mode und Marktschreierei still und sicher überdauernde, Kunst der Ebner sein sollte.

Schüchtern, eine Weile selbst nicht vertraut mit dem Gebrauch und der Schwungkraft ihrer Fähigkeiten als Erzählerin, begann sie den neuen Flug, so daß in ihrem Tagebuch kein Ereignis unscheinbarer behandelt wird, als der nur mit einer Zeile erwähnte Abschluß ihrer ersten Meisterproben.

4. April 1874. Diese ganze Zeit spüren wir fortwährend die Folgen des unglaublich bösen Eindruckes, den Moritzens Arbeit über Militärbequartierung auf beinahe alle seine Kameraden und auf alle seine Vorgesetzten hervorgebracht hat. „Der will unsere Armee reorganisieren", heißt es in einem Tone, als ob es sich um Hochverrat handeln würde. Adolf verhütet klug und taktvoll ein Renkontre zwischen Moritz und Beck.[1]

8. April. Zum erstenmal ein Buch von Dr. Friedrich Nießsche kennen gelernt: „Unzeitgemäße Betrachtungen." Der Stil einzig; so wurde in deutscher Sprache noch nicht geschrieben.

30. Die Folgen des grenzenlosen Mißverständnisses, das Moritzens Aufsatz erregt hat, werden immer peinigender.

20. Mai. Nun habe ich auch Frau Dr. Faust Pachler[2] kennen gelernt und weiß, diese Beiden werden mir lieb und wert bleiben bis an mein Ende. Zu meinen Freunden werde ich sie zählen. Vor ihr haben alle braven und gescheiten Leute Respekt, vor ihm

auch Respekt, aber einen etwas spöttischen. Man nimmt ihn nicht ernst. Warum nicht? Weil er kleine Lächerlichkeiten hat, so kleine! und auch weil er ein bißchen Querkopf ist. Das kommt leider in seinen Stücken zum Vorschein und auch in seinen Novellen und Gedichten. Aber besonders unter den Letzteren befindet sich wahrhaft Schönes. Von seinen Theaterstücken (es gibt deren ein Viertelhundert) hat keines das zweifelhafte Glück erfahren, aufgeführt zu werden. Auf das Bühnenmanuskript einer Begum Sumru, das er mir verehrte, schrieb er die Widmung: „Das Jubiläum dieses Stückes, von keiner Bühne angenommen, bestehe im Genuß des Glücks, in werter Freundin Hand zu kommen." Trotz der zahllosen Enttäuschungen, die er erfahren hat und unter denen er schwer und bitter leidet, ist er der mildeste Beurteiler fremder Leistungen, ist er das Wohlwollen selbst geblieben und zufrieden mit seinem Lose. Neulich sagte er zu mir: „Wenn ich wieder geboren werden sollte, und der Herr fragte mich: Was willst du nun sein? würde ich antworten: Wieder Faust Pachler, wieder Skriptor der Hofbibliothek, wieder der Mann meiner Jenny. Er ist in höchsten Ehren ein Ritter der Damen und wenn er sich in einer Anwandlung von Enthusiasmus vor einer von ihnen auf die Knie wirft, geschieht es nicht selten, daß sie ihm beide Hände reichen muß, um ihm wieder auf die Beine zu helfen. Er ist nämlich von ganz besonderer Unbehilflichkeit, klein und breit von Gestalt. Sein Kopf hingegen sehr schön. Die Stirn, die schon anfängt, kahl zu werden, edel gewölbt und noch ganz faltenlos. Die Nase kräftig und gerade und was in seinen blauen freundlichen Augen an Güte liegt, ist nicht auszudenken. Der untere Teil des Gesichtes verschwindet unter einem seidenweichen, sehr gepflegten Vollbart, der anfängt, grau zu werden.

7. Juni. Mit meiner treuen Jetty Tunkler, die in diesem Jahre weniger leidend ist, als im vorigen, Abreise nach Reichenhall.

11. Dr. Liebig ist mit uns Beiden ziemlich zufrieden. Gelesen werden jetzt Theaterstücke von Ibsen. Wenn der Autor ein noch junger Mann ist, wenn „Brand" sein erstes, „Bund der Jugend" sein zweites Werk ist, wenn „Die Kronprätendenten" sein drittes Werk sind, dann hat er eine große Zukunft.

17. Morik teilt die erstaunliche Nachricht mit, daß Baron Koller, jetzt Militärgouverneur in Böhmen, an der Stelle Baron Kuhns zum Kriegsminister ernannt ist. Moritz sehr zufrieden mit dem Tausche.

29. Wir lesen in Rahels Briefen und sind wieder bezaubert. Sie hat die Menschen wie Bücher behandelt, viele schlug sie gar nicht auf, in dem einen blätterte sie nur aus Neugierde, den andern studierte sie, sobald sie ihn aber auswendig wußte, legte sie ihn weg. Daß sie den Varnhagen nicht weglegen konnte, nachdem sie ihn ausgelesen, war das ihr Unglück oder ihr Glück?

Anfang Juli verläßt sie Reichenhall und reist nach einem Abstecher zu Schwester Julie Gräfin Waldburg in Wurzach in die Schweiz. Unterwegs fällt ihr über der Tür eines Bauernhauses die seltsame Inschrift auf: „Wer weiß, ob's wahr ist, was man von dem sagt, der nicht da ist"; im Eilzug nach Bern wechselt dreimal die Reisegesellschaft, immer nur eine Person „und von diesen dreien erzählten mir zwei ihre ganze Lebensgeschichte".

Mit Fleischls nimmt sie Quartier in Beatenberg: die Gegend großartiger als in Selisberg, die Unterkunft im Hotel des Alpes läßt alles zu wünschen übrig. Spaziergänge und Ausflüge schildert das Tagebuch mit liebreicher Landschaftsmalerei: auf der alten Brücke in Luzern entdeckt sie das Bild einer Äbtissin von Eschenbach, die ihr Gut, „das sie früher hatte inn'", einem Kloster schenkte; wo dieses lag, ist nicht gesagt.

Am 29. August meldet e i n e Zeile: die kleine Erzählung „Die Großmutter" beendet — es ist das erste große Meisterwerk ihres Plutarch der Unberühmten: scheinbar die einfache Nacherzählung eines wahren Erlebnisses von Ernst Fleischl; zu dem drängte sich eines Tages, als er Assistent beim Altmeister der pathologischen Anatomie war, ein greises Weib aus dem Volke, das zu sonst verbotener Stunde den Einlaß erzwingt, um die Leiche ihres ertrunkenen Enkels zu suchen: des einzigen Braven in ihrem Kreise. Der Mann war Säufer, die Kinder verdarben als Diebe und Dirnen; nachdem die Großmutter Ernst Fleischl diesen ganzen Jammer erzählt und einen Ab-

schiedsblick auf den Toten geworfen, sucht und verlangt sie den Winterrock des Enkels, den sie verkaufen möchte. Den zartfühlenden Arzt wandelt im ersten Augenblick Ekel über diese scheinbare Herzenshärtigkeit und Roheit der Alten an: im nächsten Moment wird er, wenigstens in der Geschichte der Ebner, sich dessen bewußt, aus welchem bemitleidenswerten Elend ihre Regung erwachsen ist. Die Großmutter küßt das Kleid des Enkels. Und so umfließt diese erstaunlich schlichte, frühe Probe rückhaltloser Arme-Leute-Malerei der Schimmer reinen Erbarmens.

Wenige Tage später, wiederum ebenso wortkarg, der Eintrag: „6. September. „Die erste Beichte" beendet" — die zweite (vorhin in den „Kinderjahren" gewürdigte) Meisterschöpfung des Plutarch der Unberühmten, das Blatt, das den Seelenkampf der siebenjährigen Marie Dubsky zur Zeit, da niemand ahnt, daß sie einmal eine Berühmtheit werden könnte, ihr erstes Ringen um volle Wahrhaftigkeit als beherzigenswertes Beispiel zur Selbsteinkehr für alle geistlichen und weltlichen Seelsorger der Jugend in unvergeßbaren Zügen zeichnet.

13. September. Mein 44ter![3]

15. Nach Fluntern zum Prof. Birmer. Er sagt Blutarmut sei die Hauptursache meiner Gesichtsschmerzen. Meinem Ohrenleiden ist nicht abzuhelfen.

Über München, wo sie beim Besuch von Schacks Galerie den Besitzer durch Otto Fleischl bei zufälliger Begegnung kennen lernt, fährt sie nach Böhmen, zu Schwester Kinsky auf ihr Gut Bürgstein und hält dort Generalprobe eines Schwankes, den sie für die Kinder schrieb.

1. Okt. P. Borek ist gestorben. Vielleicht gerade in denselben Tagen, in denen ich mich beim Schreiben der Erzählung „Die erste Beichte" so sehr, so innig mit ihm beschäftigte.

14. Wir lesen mit Bestürzung in der Bohemia, daß Moritz pensioniert ist.

16. Moritz, der sich auf einer Inspektionsreise in Salzburg befand, erfuhr durch Schwester Julie die Nachricht seiner Pensionierung. Daß er seit seinem Aufsatz nicht mehr gut angeschrieben ist, wußten wir. Daß aber seine Versetzung in den Ruhestand in so rücksichtsloser Weise erfolgen würde, hatten weder er, noch einer von uns erwartet. Er ist sehr ruhig und nimmt die empörende Sache scheinbar kühl auf. Ich weiß aber, wie ihm zumute ist. Alle guten Dienste, die er geleistet hat, sind vergessen. Der bleibende Wert, den seine Erfindungen besitzen, fällt nicht ins Gewicht, denn er hat Ideen geäußert, die heut mißliebig sind. Wer weiß, wie bald sie ausgeführt werden, dann aber freilich als das Eigentum anderer.

10. Nov. Ludwig August Frankl war bei mir, als Wickenburgs kamen. „Herr Doktor", sagte Mina, „ich glaube, Sie kennen mich nicht mehr." „O", erwiderte er mit tiefster Verbeugung und mit seinem bezauberndsten Lächeln, „die braune Liesl kenn' ich am Geläute" und hätte, als ihm das Wort entfahren, unter die Parketten kriechen mögen.

14. Die Steueradministration schickt einen Boten, der mich auffordert, Erwerbssteuern zu zahlen. Ich erklärte, „wenn ich Ihnen eine Rechnung vorlegen würde, müßten Sie draufzahlen".

4. Dez. Es ist etwas Eigenes, um die Novelle „Chlodwig". Ich bin eine Feindin des Pessimismus, und wenn ich mir die Erzählungen „Ein Spätgeborener", „Großmutter", „Chlodwig" aneinandergereiht denke, geben sie eine Kette von trostlosen Eindrücken. Weilen hat sich bei Förster nach dem Schicksal der „Egoisten" erkundigt. Dieser sagte ihm, dieses Stück ist wohl von Baronin Ebner. Es ist vor 6 Monaten dem Herrn Hofrat Dingelstedt konfidentiell eingereicht worden (das ist nicht wahr) und dieser fand noch keine Zeit, es zu lesen. Ei, ei, Herr Hofrat, möglicherweise könnte dies Stück ja nicht die „Egoisten", sondern ein Meisterwerk sein.

12. Dez. Die Ehepaare Fleischl und Laube, Frl. Brockhaus und Betty Paoli brachten den Abend bei uns zu. Laube war in bester Stimmung und voll lustiger Einfälle. Man ist ihm gegenüber waffenlos, er sagt von sich, was die sog. bescheidenen Leute von sich denken.

18. Burgtheater. Arria und Messalina. Um groß zu sein, fehlt es in diesem Stück an einem Manne.

31. Ich ziehe die Summe des in diesem Jahre Erlebten. Zuerst das Gute: zu den alten Freunden sind zwei neue gekommen, das vortreffliche Ehepaar Pachler. Zu meinen geliebten Neffen Viktor und Eugen ein neuer Neffe Heinrich Franz. Zu meiner Nichte Stutzi eine neue Nichte Helene Friederike, geb. 26. Mai in Teheran. Noch gut waren die Tage in der Schweiz, der Aufenthalt in Bürgstein, die Aufführung von „Männertreue" in Koburg und in Zdenko's[4] Übersetzung in Prag. Das Traurige: Moritzens Pensionierung, und hauptsächlich die rücksichtslose Art, in der sie verfügt wurde. Pater Boreks Tod, der Verkauf von Bucsan, das Schicksal von „Untröstlich" und „Mein Opfer".[5] Entstanden ist geratenes und ungeratenes: „Mein Opfer", „Männertreue", „Die erste Beichte", „Die Großmutter", „Chlodwig".

1875. 6. Jan. Saar schreibt: In der Eile sage ich Ihnen, daß mich die „Großmutter" im Tiefsten erschüttert hat. Sie scheint mir mit ihrer gewaltigen Charakteristik die Perle des ganzen dickleibigen Buches. („Die Dioskuren.")[6]

9. Ich lerne Gottfried Keller kennen. Welch ein Meister! Marie Ebner, da lerne, lerne, lerne!

11. Die japanische Gesandtin Ume. Tei Watanabe, von Sephine Knorr eingeführt, den Abend bei uns zugebracht. Wir waren ganz entzückt von ihr. Sie ist gar nicht hübsch, hat ein breites, flaches Gesicht, aber etwas äußerst Anmutiges und Sympathisches mit ihrer feinen Gestalt, ihrer überaus großen Höflichkeit. Sie versteht schon, sich etwas verständlich zu machen in unserer Sprache. Einmal wollte sie etwas von einem Hahn erzählen und sagte: „Der Mann von der Henne". Auf ein Bild meiner Urgroßmutter zeigend, sagte sie: „Maria Theresia?" Die kleinen Gastgeschenke, die wir ihr, dem japanischen Brauch gehorchend, darbrachten, nahm sie mit einer wahrhaft kindlichen Freude entgegen.

24. Jan. Moritz übersetzt hübsch und gut die reizende, nur zu rührende Geschichte Pateska von Ouida aus dem Englischen. Ich muß dabei mehr weinen, als sogar der nächsten Person erlaubt ist.

31. Meine Schwester Julie hat Baron Reischach — das ist Cottascher Verlag — in meinem Interesse geschrieben. Der Baron glaubt, daß es sich um einen Roman handelt und schreibt: „Wenn der Roman Ihrer Schwester auch nur halbwegs für den Cottaschen Verlag geeignet befunden wird, so dürfen Sie ver-

sichert sein, daß er unter dem Schutz der Cottaschen Firma seine Reise in die Welt antreten soll."

19. Telegramm von meiner Schwester: „Baron Reischach hat Dein Manuskript angenommen, bin überglücklich." Nun, ich bin es auch, lief gleich zu Ida, um es ihr mitzuteilen. Moritz mit mir. Er war ganz gerührt von ihrer Freude.

22. Februar. Der Verlag Cotta schickt den Kontrakt. 1025 Exemplare werden gedruckt. Verfasserin erhält 400 Mark Honorar und 25 Freiexemplare.

12. April. Eine wertvolle Bekanntschaft habe ich gemacht, die der „Letzten Reckenburgerin" von Louise von François. Hillebrand nennt in seiner Literaturgeschichte diesen Roman den besten, der überhaupt in der letzten Zeit erschienen ist. Wie recht hat er. Moritz liest mir dieses einzige Werk vor und ist davon ebenso hingerissen wie ich.

26. Juni. Pachler teilt mir mit, daß Laube wieder erwählt wurde zum Direktor des Stadttheaters. Das nimmt kein gutes Ende, meint mein lieber Berichterstatter und versichert, er könne auch boshaft sein, was er mit der Behauptung beweist, die Gründer würden aus Ersparungsrücksichten als Statisten auf der Bühne erscheinen müssen.

Und nun, Zeugnisse der tiefen Empfänglichkeit unserer Dichterin für „menschliches Elend": „Drei traurige Bilder", Blätter aus dem Plutarch der Unberühmten:

27. Juni. Wir begegneten einem armen Jungen, der aus Ungarn herübergekommen ist (nach Reichenhall), mit Blechgeschirren, die er hier verkaufen möchte und nicht anbringt. So viel Verzweiflung sieht man selten auf einem so jungen Gesichte wie es aus dem seinen sprach. Dann: ein Maurer, der mit vier kleinen Kindern aus Böhmen hierher kam, um Arbeit zu suchen, die er bis jetzt nicht finden konnte. Endlich: ein großer Wagen mit Glaswaren, statt von Pferden, von zwölf Slowaken gezogen. Kampf ums Dasein. Ist es ihn wert?

9. Juli. Wir verließen Reichenhall. Jetti, um nach Prag, ich, um nach Brixlegg zu fahren. Dr. Julius Rodenberg, der mich schon vor einiger Zeit eingeladen hat, ihm einen Beitrag für die „Deutsche Rundschau" zu senden, schreibt abermals sehr freundlich. Ich fange an zu erschrecken vor der viel zu großen Meinung, die man sich jetzt von mir macht.[7] Den Erwartungen Dr. Rodenbergs werde ich wohl nie entsprechen können.

15. Bei allerschönstem Wetter nach Innsbruck. Der Weg dahin über Schwaz und Hall an der Waldalpe ist außerordentlich anmutig. In Innsbruck möchte man Hütten bauen. Ist das eine köstliche Stadt. Vor dem Grabmal des Kaisers Max sollte man Tage zubringen, sich befreunden mit jeder einzelnen der Bronzestatuen, die es umgeben.

24. Juli reist sie von Brixlegg nach Trpist in Böhmen auf das Gut ihrer Schwester Kinsky und dort beginnt sie, 29. Juli, die Erzählung „Božena" zu schreiben. Ihr Gatte reist, vom Schwager Grafen Victor Dubsky, dem österreichischen Gesandten in Persien, nach Teheran geladen, dorthin ab und sendet im Tagebuch mitgeteilte, sehr anziehende Schilderungen vom Hof- und Volksleben.

Die Arbeit an „Božena" schreitet inzwischen so rüstig fort, daß Ende Jänner 1876 vierzehn, im März 17 von den 20 Kapiteln fertig sind und auf dringendes Verlangen Rodenbergs nach Berlin wandern, von wo „Božena" am 11. April mit einem liebenswürdigen Brief heimgeschickt wird.

Aus Stuttgart kommt zu gleicher Zeit die Nachricht, daß Baron Reischach sich erschossen hat, der 77jährige Baron Cotta drei Tage später gestorben ist, daß der Verlag schon seit Jahren wanke und die Grillparzer-Ausgabe nur ein letzter Versuch gewesen sei, sich aufzuraffen. „Božena", die nach der Berechnung des Tagebuches in 32 Wochen entstanden und am 24. April zum Abschluß gelangt ist, nimmt Cotta noch an: 1000 Exemplare, 500 Mark die erste, 300 Mark jede folgende Auflage. Zunächst findet das Buch aber wenig Absatz.

Im Juni melden die Zeitungen, daß auch der 17jährige Sohn des Baron Reischach sich erhenkt hat. Die neuen Leiter und Berater des Cotta'schen Verlages drucken fortan keine neuen Arbeiten der Dichterin, die während der nächsten Jahre buchstäblich für ihre Schöpfungen keinen Drucker findet.

1. August. Auf der Fahrt nach Tryist im Eisenbahnkupee, in dem ich zum Glück allein war, einen Ohnmachtsanfall gehabt. Im Fallen verrenkte ich mir den Arm und kam sehr leidend bei meiner lieben Schwester an und mußte, statt zu pflegen, selbst gepflegt werden.

Und trotzdem arbeitet sie so tapfer weiter, daß am 24. August das erste Kapitel einer neuen, Laube mit Recht mit Bewunderung erfüllenden Meistererzählung „Nach dem Tode" fertig wird. „Das Jahr endet auf das Traurigste. In den schweren Sorgen unserer geliebtesten, verehrtesten Menschen gehen alle kleinlichen, persönlichen Sorgen unter."

Am 17. Januar 1877 stirbt die Frau Adolf Dubskys, Sophie geb. Gräfin Stockau, in erster Ehe mit dem 1859 gestorbenen Banus Jellachich vermählt: als „Banizza" in strahlender Schönheit gemalt, im Zdislawitzer Park in einer Büste verewigt, Mutter dreier Kinder, der Grafen Viktor Eugen und der Gräfin Marie Dubsky, nachmals Kinsky, denen Marie Ebner zeitlebens die zärtlichste Liebe und Fürsorge zuteil werden ließ. Im Tagebuch widmet die Dichterin dieser Schwägerin den Nachruf: „Sie war schön, klug, ernst, gut und gütig, wahr und wahrhaftig, mutig, großherzig und rechtschaffen wie ein alter Mann. Sie war liebreich und mitleidig, wie die feinfühlendste Frau, gläubig und vertrauensvoll wie ein Kind. Sie hat uns ein heiliges Erbe hinterlassen: ihr Andenken. Wir wollen es wach erhalten und ihren Kindern sagen: strebt ihr nach."

11. Februar. Nach langer Zeit einmal wieder meine Erzählung „Nach dem Tode" aufgenommen.

10. März. Emmo Dubsky plant eine Reise nach Italien und bittet Moritz dringend, ihn zu begleiten.

14. März. Moritz mit Emmo nach Italien abgereist.

2. April. Ida aus Italien zurückgekehrt, müde und

leidend. Ihre erste Frage lautet aber doch: Wie steht's mit Deiner Arbeit?

24. Sophie hat noch in den letzten Tagen ihres Lebens die Wahl einer, wie ich glaube, vortrefflichen Erzieherin für Marie[9] getroffen: Frl. Julie Hermann. Ihre körperliche Pflege bleibt der Sonne anvertraut, und über allen den jugendlichen Häuptern schwebt wie ein guter Geist die Liebe der treuen Kluge, ehemaligen Kammerjungfer Sophiens. Moritz behauptet, sie versehe sogar ein Amt und hat ihr den Titel gegeben: Admiratrice des enfants du Comte Dubsky.

10. Mai. Ich habe bei Ida[10] Hieronymus Lorm kennengelernt. Er hat mir einen tiefen und schmerzlichen Eindruck gemacht. Dieser große starke Mann durch seine entsetzliche Gebrechen hilflos wie ein Kind. Das Gehör ist ganz geschwunden, vom Lichte fällt noch ein Schein in seine armen zerstörten Augen. Ida hat seine Sprache sprechen gelernt. Sie und seine Tochter machten die Dolmetscher zwischen ihm und mir. Seine Zügen belebten sich, er wurde beinahe heiter und sprach lebhaft und geistvoll.

11. Mai. Blumenthal nimmt „Nach dem Tode" an[11], findet, diese Novelle sei nach dem „Spätgeborenen" meine beste Arbeit.

19. Ich sah nun einige Male Baronin Emmi Dinklage. Sie hat einen sehr lieben, etwas melancholischen Humor, spricht viel und nicht zu viel. Ihre Kolleginnen, die Schriftstellerinnen Deutschlands, werden von ihr unbarmherzig hingerichtet. Sehr merkwürdig ist, daß sie jedes Gespräch über ihre eigene literarische Tätigkeit ablehnt, sich auch um die der anderen sehr wenig zu kümmern scheint.

29. Saar erzählt Ida, Betty Paoli und mir, daß er im Begriffe sei, ein neues Trauerspiel zu schreiben. Tempesta ist der Held, der Maler, der aus unbegründeter Eifersucht seine Frau ermordet hat.[12]

3. Juni. In seinem heutigen Briefe über „Nach dem Tode" schreibt H. Lorm: „Ich beuge mich in Ehrfurcht vor dem Schimmer des Ewigen, der in Ihre Seele fiel."

5. Moritz zu Besuch bei Verwandten, fordert mich auf, ihm zu schreiben, daß er jetzt durchaus nach Hause kommen müsse, doch soll der Brief so beschaffen sein, daß er ihn den Verwandten zeigen kann. Ich schicke ein Gedicht, das der mir gestellten Aufgabe hoffentlich zu seiner Zufriedenheit entspricht.

8. Im Stadttheater eine vortreffliche Aufführung des Pfarrers von Kirchfeld.[13]

26. Abreise nach Kissingen.

10. Aug. Auf der Heimfahrt nach Zdislawitz las ich ein Lustspiel von Annette v. Droste im Manuskript: Verleger, Dichter und Blaustrümpfe."[14] Mir scheint es vortrefflich. Die Dichterin hat es verstanden, diese abgebrauchten Typen ganz eigenartig zu gestalten und ihnen frisches lebendiges Leben einzuhauchen.

17. Mit den Kindern in Hostitz.[15] Das Schloß wird umgebaut. Der Garten mit den verwahrlosten Wegen und dem halb verfallenen Pavillon macht einen traurigen Eindruck. Ich erlebe eine dritte Generation an diesem Orte. Eine vierte, die Kinder meines Bruders, werden einstens darin hausen. Noch habe ich den Klang der Stimmen im Ohr, mit dem die alte Exzellenz Baronin Geißler zu meinem Vater, der übrigens an eine Erwerbung von Hostitz niemals dachte, sagte: „Ja, mein lieber Franzl, Hostitz kriegen Sie nicht." Sie war leider nicht glücklich in der Wahl ihrer Erben und aller Fleiß, alle Mühe, die von der braven alten Frau auf die Erhaltung ihres Besitzes verwendet wurde, kam ihren Angehörigen nicht zugute.

20. Bei meinem lieben kleinen Neffen Jennerl stellen sich beunruhigende Zeichen eines beginnenden Herzleidens ein.

31. August. Alle die Meinen haben eine Partie nach der alten Burg Buchlau unternommen. Ich brachte den Tag in Gesellschaft der „Brüder Gemperlein" zu. Die „Freiherren" verließen mich keinen Augenblick, sie wandeln vor mir, sie sprechen, ich schreibe nicht, ich schreibe ab.

3. Sept. Meine Nichte Marie stellte heute eine etwas kühne Behauptung auf und rief, als Frl. Hermann und ich sie anzweifelten, mit großer Entschlossenheit: C'est la verité toute crue elle n'a pas même été rotie à la manière des Huns.

20. Verzweiflung an den „Gemperlein."

2. Oktober. Meines lieben Neffen Eugen 8. Geburtstag. Wir studieren eine kleine Komödie ihm zu Ehren ein, er wird aber mitspielen.

9. Vor einem Publikum von 30 Personen haben wir aufgeführt Mr. Robert proverbe dramatique acte par Sévérin. Es ging vortrefflich. Marie sah ganz allerliebst aus und spielte gut. Jennerl, Victor, Frl. Hermann, Adrienne, Xaverine Krisch hielten sich musterhaft.

12. Okt. „Gemperlein" sozusagen fertig. Jetzt müssen sie ein

paar Wochen ruhen, dann wird die letzte Hand angelegt. Die alte Exzellenz muß ganz übermalt werden. Es sind 90 Seiten, an denen ich 8 Wochen und 3 Tage, also 59 Tage gearbeitet habe. Unwohlsein, Besuche, die Komödie raubten 9 Tage, so kämen bei der Lebensweise, die ich hier führe, ungefähr 2 Seiten auf den Tag und 600 auf das Jahr. Ich könnte also den Roman, den ich, freilich noch ein Schattengebilde, im Kopfe habe, in einem Jahre fertig bringen.

13. Fange wieder an, mich mit der Erzählung „Margarete" zu beschäftigen.

17. Eine kleine Komödie verfaßt, die am 26. zu Ehren von Mariens Geburtstag aufgeführt werden soll. Alle Hof- und Honoratioren-Damen müssen mitwirken.

26. Die Aufführung der Festkomödie ist sehr gut ausgefallen.

27. Okt. Wieder nach Wien.

30. Der Lustspielpreis, den Laube ausgeschrieben hat, wurde von einer Frau gewonnen. Sie siegte über 450 Mitbewerber. Das freut mich, als ob ich selbst die Preisträgerin wäre.[16]

17. Nov. Karl v. Littrow[17] ist in Venedig gestorben. Ein edler braver Mann ging aus der Welt und das ist in unserer nichtsnutzigen Zeit ein Unglück, das sich nicht nur auf die Familie des Heimgegangenen beschränkt.

4. Dezember. Die Freiherrn von Gemperlein sind nach Stuttgart abgereist.

8. Dezember. Bei Ida die hochinteressante Bekanntschaft Levin Schückings und seiner sehr lieben Tochter Theo gemacht.

10. Dezember. Spemann bestätigt den Empfang der „Gemperlein".

26. Langsam und zaghaft setze ich die Arbeit an „Margarete" fort. — Cotta ersucht um die Erlaubnis „Ein Spätgeborener", „Chlodwig" und „Die Großmutter" in die neue Serie der Volksbibliothek honorarfrei aufnehmen zu dürfen. Ich bin sehr geschmeichelt und sage freudig: ja.

31. Der letzte Tag des Jahres, der uns den unermeßlichen Verlust Sophiens bereitet hat. Aber auch ein freudiges Ereignis: die Verheiratung eines Neffen Guido Dubsky mit einer Nichte Elisabeth Kinsky. Es schließt mit einigen, Gott sei Lob und Dank, kleinen Enttäuschungen. Mein guter Urban[18] bringt die Nachricht, daß die Minutenrepetier-Uhr Audemars, an die ich mein Herz gehangen habe, nach der Schweiz zurückgeschickt werden müsse, er kann sie nicht in Ordnung bringen. Cotta schreibt:

Von den Erzählungen sind noch unverkauft 490, von Boxena 620 Exemplare. Klägliches Resultat! Ein Uhrmacher und das Publikum haben das Vertrauen nicht gerechtfertigt, das ich in sie setzte. Bewußt betrogen hat mich K. Gutes getan haben mir unzählig viele und mich erhoben hat, so oft ich sie sah, die stille Duldrin Tante Louise.

1878. 2. Januar. Eine große Freude hat mir heute Dr. Schücking gemacht. Die Novelle „Nach dem Tode", sagte er, ist ein Meisterwerk. Ich kenne nichts Ähnliches in unserer Literatur.

19. Es ist eine kleine Besserung eingetreten bei Tante Louise, und die Kranke sagte: Comme je vous ennuie mes pauvres enfants, je ne sais pas mourir.

25. Jan. Spemann sendet die „Gemperlein" zurück. Er hätte es schon früher getan, war aber unwohl, „dadurch kam es in Vergessenheit". Warum er sie nicht aufnimmt, davon kein Wort. So schickt man etwas zurück, was unter der Kritik ist. Macht mich ganz irre.

20. Jan. Ich lege bei Ida die letzte Hand an das Manuskript der „Margarete". An Cotta gesandt.

25. März. „Margarete" vorgelesen. Betty Paoli findet die Geschichte gut erzählt, doch sei schlimm, daß Driska mehr Interesse einflöße als Margarete. Weilen findet „Margarete" zu wild, zu elementar. Moritz meint, ich sei dem Stoff nicht gewachsen. Er hat recht, und Weilen hat unrecht. „Margarete" ist nur zu wenig wild und elementar.

26. März. An Cotta geschickt „Gemperlein", „Nach dem Tode" und „Margarete".

4. April. Cottas schicken die Manuskripte zurück. Für ihren Verlag würde nur „Nach dem Tode" passen.

26. April. Ein Abend mit dem Ehepaar Wickenburg. Ich habe diese beiden Menschen doch außerordentlich lieb. Er ist eine Seele von einem Mann. Mina sehr gescheit, sie hat auch ein sehr schönes Talent. Etwas fehlt, ich komme aber nicht drauf, was es ist. Vielleicht das warme, die ganze Menschheit zärtlich umfassende Herz, die große Liebe.

8. Mai. Pepi Fröhlich, die jüngste der drei Schwestern, ist gestern entschlafen. Sie liegt aufgebahrt in Grillparzers Zimmer. Die ganze Schönheit ihrer Züge tritt hervor aus der majestätischen Ruhe des Todes. Ich hatte den Eindruck von etwas Erhabenem. Anna ist großartig gefaßt. Sie sprach kein Wort, hielt mich nur schweigend bei der Hand, so lang wir am

Sarge standen. Kathi sah ich nicht. Sie ist leidend und mußte sich zu Bette begeben. Von dem Schreibtisch meines alten Gönners, von dem Lehnsessel, in dem ich ihn so oft sitzen sah und in dem er gestorben ist, habe ich Abschied genommen, sie beide gestreichelt, die alten.

16. Mai. Im Stadttheater „Die Seiltänzerin". Wir entsetzten uns über die Roheit der Schauspieler und über die Freude an der Roheit des Publikums.

20. Dr. Breuer erlaubt mir in diesem Jahre statt nach Kissingen nach Königswart zu gehen, wo ich in der Nähe meiner Schwester bin.

27. Die „Gemperlein" haben soeben ihren fünften Korb erhalten. Spemanns Zurückweisung war mir unangenehm, die Cottas schmerzte, die Westermanns verdroß mich, die Rodenberas ließ mich fast gleichgültig, die von den „Fliegenden Blättern" überraschte mich.

11. Juni. Ankunft in Königswart. Schöner, sonniger Tag. Ganz in der Nähe meiner Wohnung ist ein herrlicher Wald, im Anfang Buchen, dann, je höher man steigt, Nadelholz. Ein Hügel heißt der spitze Berg, im Gegensatz vermutlich zum stumpfen, an den er grenzt. Über den führt ein köstlicher Weg zur sogenannten Felspartie. Herrlicher Harzgeruch, eine Luft, die Tote erwecken könnte.

13. Eröffnung des Kongresses in Berlin. Ich habe angefangen, die „Memoiren einer Idealistin" zu lesen und bin davon ganz hingerissen.

Sie bucht den Tod des Königs von Hannover, für den nach langer Beratung der preußische Hof dreiwöchentliche Trauer anlegt: „in Wien bringen sie es nur zu einer zweiwöchentlichen." Und gleich nach diesem den allerhöchsten Kreisen geltenden Eintrag wieder ein Blättchen aus dem Plutarch der Unberühmten: „Im Walde trafen meine Gusti und ich das kleine bleiche Männchen wieder, mit dem wir neulich schon ein Gespräch hatten. Er ist Kunstweber, hat aber nur kurze Zeit im Jahre Arbeit und geht im Sommer in den Wald Streu holen für's ‚Kuhle'. Überhaupt ist hier der Wald der Nährvater aller armen Leute."

Ein Telegramm aus Athen bringt ihr die Freudenbotschaft, daß ihr Bruder, der Gesandte, Vater eines Sohnes geworden. Da sie jemanden haben muß, dem sie die gute Nachricht mitteilen kann, fährt sie zu Victors Bekannten Professor Rath, der sie dann in dem höchst merkwürdigen, reichhaltigen Metternich-Museum umherführt.

„In einem Brief, den der Empfänger mir mitteilt, schreibt Felix Dahn:

„Ganz ausgezeichnet finde ich die Erzählungen von Frau von Ebner, hervorragend durch Geist, feinsinnigste, liebevollste Versenkung in die gewählten seelischen Probleme und meisterhafte Form, künstlerische Darstellung. Geweint und gelacht habe ich herzlich nach der Verfasserin Seelenzwang, wie sie rühren oder erschüttern will. — Solcher Humor ist Frauen selten eigen etc." Bei Rosegg setzt er einige Mißverhältnisse aus. Schließt: „Ohne Zweifel zählen diese Novellen zu dem allervorzüglichsten, was ich von deutscher Epik kenne."

14. Nov. Nissel, Wilbrandt, Anzengruber haben die drei Schillerpreise erhalten. Alleluia! Zwei ganze Österreicher und Wilbrandt, der jetzt wenigstens doch ein halber ist.

15. Mein treuer Freund Pachler, dem ich zuschickte, was von „Späte Reise"[19] fertig ist, hat mit unermüdlichem Fleiß und unerschöpflichem Wohlwollen die Arbeit geprüft und schreibt darüber: „Mit diesem Buche werden Sie nicht einen Schritt, sondern einen Sprung vorwärts machen."

18. Heute starb, 74 Jahre alt, der vortreffliche Karl Rettich,[20] Ida und Frau v. Pachler sind auf das Tiefste ergriffen. Es ist kein leeres Wort, wenn man sagt, jeder gute Mensch, der diesen Edlen kannte, wird seinen Verlust nie verschmerzen.

23. Sehr ergötzlich eine Kontroverse zwischen Ernst Fleischl und seiner Mutter. Er belächelt ihre Vorliebe für die Leute von der Feder. „Glauben Sie mir, wenn jemand etwas für den Krakauer Kalender geschrieben hat, gleich wird er von meiner Mutter zu Tische geladen."

30. Nach einigen Besprechungen mit Freund Pachler über den Roman beginne ich freudig das 21. Kapitel.

5. Dez. Peinlicher Abend im Burgtheater. So leer habe ich

das Haus noch nicht gesehen. Man gab den „Erbförster". Lewinsky reicht nicht aus für diese Rolle, weder seelisch, noch körperlich.

14. Besuch bei Frau v. Laube, der mich sehr traurig gemacht hat. Sie nimmt sich so peinlich zusammen, sucht mit so sichtbarer Angst zu verbergen, daß sie nicht mehr Herrin ihrer Gedanken ist.

18. Dez. Louise Schönfeld-Neumann nach vielen Jahren wieder gesehen. Sie ist liebenswürdig, gescheit und amüsant wie je. Eine letzte Spur der Kunst, die sie so entzückend ausgeübt, haftet ihr immer noch an.

24. Wir feierten ein schönes Weihnachtsfest bei meinem guten Bruder Adolf.

30. Mit Baron Dingelstedt und seiner Tochter bei Adolf gespeist. Der Baron ist ungemein liebenswürdig und hat uns alle bezaubert, Adolf, Moritz, mich, die Kinder, die Leute. Wenn wir Katzen und Hunde hätten, die wären auch bezaubert gewesen.

31. Lebe wohl Jahr 1878! Du brachtest zwar keine große Freude, aber doch nur einen großen Schmerz: den Tod Tante Louisens. Im ganzen können wir dich zu den besseren zählen.

Im März 1879 kommt Baron Ebner sehr befriedigt von seiner Italienfahrt heim. Marie Ebner lernt bei Ida den jungen Siegfried Lipiner kennen, der seinen „Renatus" vorliest und in Harnisch kommt, wenn die Hörer einzelne allzu undeutliche Stellen ein bißchen erklärt haben wollen. Er schilderte uns einen Traum, den soll jeder nach seiner Weise auslegen; in diesem Traum philosophieren aber die Leute unausgesetzt sehr vernünftig und sagen manchmal wunderhübsche Sachen, aber für ein größeres Publikum ist das Gedicht nicht geeignet.

Seit einigen Tagen habe ich begonnen, Unterricht in der Uhrmacherkunst zu nehmen, habe mir einen kleinen Werktisch eingerichtet und Werkzeuge angeschafft. Mein Lehrer ist Herr Karl Bartl, der sich jetzt nur noch mit dem Verkauf von Uhren befaßt, früher aber ein ganz ausgezeichneter Uhrmacher war. Ich kaufe alte Werke, um sie auseinander zu nehmen und wieder zusammenzusetzen. O, wie wurde ich über das Ohr gehauen. Herr Bartl war entsetzt über die Preise, die ich für meine Erwerbungen bezahlt hatte.

28. Dez. Die Revue des deux mondes lehnt die französische Übersetzung von „Nach dem Tode“ ab mit der Begründung, die Novelle sei zu lang.

17. März. Bei dem Uhrmacher auf dem Lobkowitzplatz eine Kalenderuhr von Breguet gekauft. Das Gehäus ist von Silber, glatt, das Zifferblatt außerordentlich schön. Herr Hartl kommt und erklärt, die Uhr sei keine echte Breguet, aber sehr hübsch und das Werk vorzüglich erhalten und dienstfähig.

19. Herr Marchand,[21] der unbekannte Freund, hat an Betty Paoli geschrieben, daß die Revue de France die Novelle „Nach dem Tode“ angenommen hat.

21. Adolf schenkt mir ein Nürnberger Ei. Ich fange an, mir eine kleine Uhrensammlung anzulegen.

12. April. Hartl bringt mir eine wunderbare Uhr, ein Unikum. Ein kleiner goldener Derwisch steht in der Mitte des weiß emaillierten Zifferblattes und wirft, wenn man am Bügel drückt, die Arme nach den Ziffern, die die jeweilige Zeit anzeigen.

15. April. Ein langer Besuch bei Anna Fröhlich; hat mir einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht. Im Anfang klagte sie und weinte bitterlich, dann begann sie zu erzählen von ihren Eltern, ihren Schwestern, ihren Schülerinnen und wurde dabei ganz frisch und munter. 1836 hat sie die Wohnung gemietet, in der sie heute noch lebt. Ihr Vater starb darin 1841, ihre Mutter 1843. Im Jahr 48 wurde Grillparzer ihr Hausgenosse.

17. Burgtheater. Der Traum ein Leben. Das erste Parterre leer, das zweite überfüllt. „Da sitzen die Kenner“, sagte Papa.

27. April. Der Festzug ist prachtvoll ausgefallen.[22] Ich glaube, daß unter allen Städten der Welt nur Wien allein eine solche Feier im Verlauf von ein paar Monaten ersinnen und ausführen kann. Wo gibt es noch einmal in solcher Hülle und Fülle so viel Talent, Reichtum, Geschmack, Phantasie, wie dazu erfordert wird. Wo aber auch ein Publikum, bei dem Verständnis für das Schöne bis in die letzten Reihen der Bevölkerung gedrungen ist.

26. Mai. Fräulein Lotti[23] fängt an, einen großen Platz in meiner Seele einzunehmen. Ich verleihe ihr alle Uhren, die ich selbst gern besitzen möchte. Der Dichter wird aufgeopfert. Bei

ihm ist Sünde gegen den Geschmack Sünde gegen die Sittlichkeit.

24. Juni. Julie schickt einen Brief von Hofrat Hemsen,[24] der soeben die „Gemperlein" gelesen hat. Er sagt mit Bezug auf die Zurückweisung, die sie durch Spemann erfahren: „Solch ein Juwel, der sorgfältig ausgesuchten Umgebung, in der uns die Freude blühen sollte, es gleich zu sehen, durch unergründlichen Mißverstand eines — wohlgesinnten und wohlgebildeten „Freundes" entfremdet, das liegt für mich jenseits des Kreises der Dinge, über welche der Mensch ihrer Unwiederbringlichkeit halber, sich zu beruhigen verpflichtet ist."

Im Juli brennen in Zdislawitz 19 von den Ärmsten bewohnte Häuser ab. Mit Nichte Marie besucht die Dichterin die Brandstätte, verwundert, daß die allerärmsten Unversicherten am wenigsten klagen. Sie hört das Gerücht, daß Juden aus Kremsier oder Kojetein das Feuer gelegt hätten, um ihre Holzvorräte loszuschlagen zu können: „wir trafen eine Blinde, auf dem Weg um Brot ins Wirtshaus. Ihr Mann gesund, kräftig, saß betrunken vor dem abgebrannten Hause. Eine Bettlerin lag halb verhungert neben einem Zaun. Wir holten Eßwaren herbei, labten sie, es wurde uns übel genommen. „Die ist ferent", sagten sie, d. h. fremd. Mit der Erbarmen zu haben, gehört sich nicht. Armut macht nicht besser — Reichtum auch nicht. O wir elendes Menschenvolk." Sie hat solche Sätze mit ihren trostlosen Eindrücken und Erfahrungen in ihren Dorf- und Schloßgeschichten nicht vergessen: ihr Plutarch der Unberühmten geht im „Gemeindekind", der „Totenwacht", dem „Verbot" an allen Freveln und Greueln der Kleinen wie der Großen nicht wehleidig vorüber.

Nacheinander bucht sie den Tod Iduna Laubes: „eine der wenigen, die uns jene warme und innige Ehrfurcht einflößten, die zu empfinden schon ein Glück ist;" das stete Vorwärtsrücken von „Lotti die Uhrmacherin" und

in denselben Augusttagen von 1879 das Erlebnis, das die Keimzelle des „Gemeindekindes“ werden sollte.

„Der Bürgermeister und die Geschworenen kamen nachmittags mit den Kindern, die von der Gemeinde erhalten werden müssen, weil ihre Eltern im Kriminal sitzen. Adolf wird gebeten, auch etwas für diese Unglücklichen zu tun. Er will, wir wollen. Drei Kinder, ein Knabe von 6, einer von 4 und ein Mädchen von 3 Jahren. Der älteste schielt, sieht elend aus und so traurig, als ob er schon wüßte, was er vom Leben zu erwarten hat. Der kleine Junge und das Mädchen munter und zutraulich. Die Kleine zeigte uns mit Stolz ihre neuen Schuhe und ihren Hut, den sie vom Kopf nahm, um ihn recht bewundern zu lassen. Gute Menschen haben sie unterwegs mit diesen Sachen beschenkt.

29. August. Von Dingelstedt erscheint eine Reihe von Aufsätzen in der „Deutschen Rundschau“. Feine, frische, liebenswürdige Schilderungen, äußerst diskrete Behandlung von Personen und Verhältnissen und dennoch, wenn ich nicht wüßte, wie unverläßlich Dingelstedt ist, aus diesen Aufsätzen hätte ich es ersehen.

15. November. „Lotti“ fertig. Von allen meinen Kindern das unter den größten Schmerzen geborene. Wenn es lebensfähig ist, dann hat der Geist einen Sieg über die Materie davongetragen, denn die sträubte sich gewaltig gegen sein Entstehen.“

Die Mühen wurden aber gelohnt. Rodenberg, dem sie nach einer Vorfrage die Geschichte schickt, nimmt sie sofort an und damit beginnt nicht nur die dauernde Verbindung der großen Erzählerin mit der Deutschen Rundschau, die der Dichterin, dem Herausgeber, dem Verlag und den Lesern dieser Zeitschrift zu gleichem Segen gereichen sollte: mit und seit diesem ersten, außergewöhnlich erfolgreichen Erscheinen Marie Ebners in der führenden deutschen Revue wuchs ihr Ansehen und ihr Ruhm weit über den Kreis der Rundschau hinaus so rasch und mächtig, daß es Dankespflicht ist, rückblickend und vorgreifend, die Beziehungen Marie

Ebners und Julius Rodenbergs auf Grund ihres Briefwechsels näher zu verfolgen.

Am 27. Juni 1875 richtete Rodenberg an die Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach folgende Zeilen: „Ew. Hochwohlgeboren! Da ich Ihre Adresse nicht besitze, so kann ich nur auf diesem Wege Ihnen sagen, wie sehr Ihre (zur Besprechung in der „Deutschen Rundschau" mir zugegangenen) „Erzählungen" mich gefesselt haben und wie lebhaft ich wünsche, für diese Zeitschrift selbst einmal einen Beitrag von Ihnen zu empfangen. Sie werden in diesem Augustheft sehen, welche Meinung unser Referent von Ihrem Talente hegt, um so angenehmer für uns, wenn wir das Vergnügen haben könnten, unsere Leser mit einer neuen Gabe desselben bekannt zu machen." Schon fünf Tage darauf antwortete die Dichterin aus Reichenhall 2. Juli 1875: „Wie stolz und froh hat mich Ihr Brief gemacht! Seitdem die „Deutsche Rundschau" durch Sie ins Leben gerufen wurde, ist es mein innigster Wunsch, Ihnen einen Beitrag zu derselben liefern zu dürfen. Ich vermochte nur nicht den Mut zu fassen, ungerufen zu kommen; Ihrer liebenswürdigen Aufforderung werde ich freudig Folge leisten. Sie besitzen in jedem Oesterreicher, der seine Heimat liebt, einen tiefdankbaren Verehrer — mehr als Gerechtigkeit haben Sie den Meinen widerfahren lassen und erweisen Sie nun auch mir. Wäre mir's doch vergönnt, Ihrer guten Meinung zu entsprechen und Ihnen bald eine Arbeit vorzulegen, welche Sie Ihrer Unterstützung werth fänden." Rodenberg erwidert postwendend am 8. Juli, „entzückt von der „reizenden Bescheidenheit", die sich in jeder Zeile der Baronin ausspricht, „nicht weniger als durch Ihre wundervollen Erzählungen, die ich mit einem inneren Antheil gelesen, wie seit Jahren kein anderes Buch. Das Herz hat sich mir zuweilen dabei zusammen-

gepreßt vor innerem Weh und daneben wieder so viel Humor, freilich von der rechten Art, die durch Thränen lächelt." Er freut sich, daß Kreyssig in der „Deutschen Rundschau" sich ganz in demselben Sinn äußern wird, und legt als Zeichen, wie die Berliner Kritik sich mit ihr zu befassen beginne, eine Kritik der „Dossischen Zeitung" bei, die den „Spätgeborenen" — nach Rodenbergs Empfinden nur viel zu wenig — rühmt: „Und in der Rothenturmstraße wohnen Sie zu Wien, in dieser alten trauten Gasse, die ich wol hundertmal auf- und abgegangen, zu keinem anderen Zwecke, als weil mir's so gut darin gefiel, mit dem Lugeck und der schwarzen Bärenapotheke und den Steinfiguren vom Regensburger Hof und den Durchhäusern, bald dunkel unter den alten mächtigen Wölbungen, bald hell von einem Sonnenstreifen, der quer über die Straße fiel, und dem Treppengewirr beim Lazzenhof und Fischhof und zuletzt immer dieser alte Stephansdom, an den ich nicht denken kann, ohne weich zu werden vor Sehnsucht, ich möchte fast sagen vor Heimweh." Eindrücke, die Rodenberg während des Weltausstellungsjahres 1873 in stimmungsreichen, Alt-Wien vor Neu-Wien bevorzugenden Feuilletons und 1875 in dem heute noch lesens- und liebenswerten Buch „Wiener Sommertage" festgehalten hat. „Noch habe ich zu danken für die gütigen Worte, die Sie mir persönlich gesagt haben. Ja, meine Gnädigste, ich bin ein Freund Oesterreichs und mein Herz ist immer und immer noch in Wien. Wie könnte das auch anders sein einer Stadt, einem Lande gegenüber, aus welchem mir so viel Gutes und so viel aufrichtige Sympathie zu Theil geworden? Um so wohlthuender würde es für mich sein, wenn es mir vergönnt wäre, eines der bedeutsamsten Talente, das aus Oesterreich hervorgegangen, an die „Deutsche Rundschau" zu fesseln, welche sich's zur Aufgabe gemacht, den

Zusammenhang des Geistes- und Gemütslebens zwischen Deutschland und Oesterreich in seinem vollen Umfange aufrecht zu erhalten und zu stärken."

Am 22. Juli 1875 schreibt Marie Ebner aus Brixlegg, ein lästiges Unwohlsein habe sie an der sofortigen Beantwortung von Rodenbergs wohltuendem Brief gehindert. Ihr bange, ob sie seine gute Meinung von ihrem Erzählertalente auch in der Folge werde rechtfertigen können. „Ich habe mich bisher beinahe ausschließlich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt und äußerst geringe Erfolge errungen. So wollte ich denn einmal versuchen, ob mir durch ein Buch gelänge, was mir von der Bühne herab versagt blieb, die Menschen zu ergreifen und zu erheitern. Nun ist dieser Versuch weit über meine Erwartungen hinaus gelungen und ich werde weiterzustreben trachten auf dem Wege, den ich so spät eingeschlagen habe. Ob nicht zu spät, müssen meine nächsten Arbeiten lehren. Die — nächsten, verehrter Hr. Doktor! In diesem Augenblicke ist wol einiges begonnen, jedoch nichts ausgeführt und vor dem Spätherbste, in dem ich wieder heimkehre, habe ich keine Aussicht, mich einer schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können. Wären Sie jedoch geneigt, mir schon jetzt einen kleinen Raum in der „Deutschen Rundschau" anzuweisen, so würde ich denselben gar gerne für eine Sammlung von Aphorismen in Anspruch nehmen, die ich fertig habe und, wenn Sie es gestatten, Ihnen schicken könnte." Zum Schluß ladet sie auch im Namen ihres Mannes, der zu seinen wärmsten Verehrern gehört, Rodenberg in ihr Haus zu den drei Raben in der alten Rotenturmstraße.

Am letzten Juli dankt sie überschwänglich für Kreyssigs wohlwollende Kritik: „Es ist gar nicht zu beschreiben, wie segenbringend eine Aufmunterung aus dem Munde verehrter Menschen nach langen vergeblichen Mühen

wirken kann. Ich hoffe Ihnen, verehrtester Herr Doktor, vielleicht früher als ich noch vor kurzem dachte, eine Erzählung zur Verfügung stellen zu können, und wünsche nichts inniger, als daß dieselbe Ihnen entsprechen möge."

Mehr als vier Jahre sollten indessen vergehen, bevor Marie Ebner in der „Rundschau" zu Worte kommen konnte. Erst am 10. Dezember 1879 schreibt die Dichterin: „Verehrter Herr Doctor! Da ist sie — möge sie Ihnen entsprechen. Ob es nicht besser wäre die Erzählung statt „Kunst und Handwerk" „Lotti die Uhrmacherin" zu nennen, überlasse ich Ihrer Entscheidung. Wie glücklich ich wäre, wenn Sie sich mit meiner Arbeit zufrieden geben könnten, das verschweige ich — weil es sich nicht sagen läßt.

Der Empfang, den Rodenberg der „Uhrmacherin" bereitete, war enthusiastisch.

„Berlin, 16. December 1879. Meine verehrte gnädige Frau! Es macht mich sehr glücklich, Sie zu Ihrer neuen Novelle zu beglückwünschen, Ihnen sagen zu können, daß Sie etwas geschaffen haben, was hoch über der Gewöhnlichkeit des Tages steht, nicht nur in der Noblesse der Gesinnung, sondern auch in seinem poetischen Gehalt und dessen technischer Ausführung. Den ganzen Tag habe ich mich mit Ihrer Lotti beschäftigt und es ist mir wohl dabei geworden, wie in der wirklichen Nähe einer guten, reinen, edlen Menschennatur. Haben Sie Dank, verehrte Frau, für den guten Tag, den zunächst ich Ihnen verdanke. Sie werden sehen, Ihr neues Werk wird nicht nur Freude bereiten, es wird auch im veredelnden Sinne wirken und Zustimmung finden. Und dabei so gar nichts Übertriebenes. — Alles so natürlich, so schlicht, so glaubhaft, so wahr und so meisterhaft die Schilderung Agathens, so bezaubernd die ihrer Intérieurs. Indem ich mich huldigend vor Ihnen verneige, verehrte Frau, mache ich die Thür der „Rundschau" weit auf für „Lotti die Uhrmacherin" und hoffe, daß sie bald darin erscheinen werde, wenigstens so bald, als ich es mit meiner ganzen Liebe für diese brave Person nur irgend möglich machen kann. Bis dahin aber soll sie in guter Hut bei mir sein; mir ist, als ob ein lieber Gast bei mir

wohne, seit ich Ihre Lotti im Hause habe. Schaffen Sie noch viele solcher Werke und geben Sie der „Rundschau“ Gelegenheit, Ihnen die Treue zu vergelten, mit welcher Sie unter Umständen, die eine weniger hochgesinnte Natur längst abgeschreckt haben würden“ — Rodenberg hatte Božena, die Gemperlein und eine Probe der Aphorismen abgelehnt — „zu ihr zurückgekehrt sind. Und nun noch eine Bitte, gnädige Frau, schicken Sie mir Ihr Bild, damit ich mir eine Vorstellung machen kann, wie die Verfasserin von „Lotti die Uhrmacherin“ aussieht. In herzlicher Ergebenheit und Verehrung Ihr Julius Rodenberg. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Sie die Correcturen erhalten werden und zu fragen, ob ich als Verfasserin nennen darf „Marie von Ebner-Eschenbach“? Auch glaube ich, daß es besser sei statt „Novelle“ „Erzählung“ zu sagen.“

Fünf Tage später erwidert die Dichterin: Glücklich sei sie seit dem Eintreffen von Rodenbergs Brief: „Meine kühnsten und ehrgeizigsten Wünsche sind jetzt erfüllt. Daß Sie mir nicht nur sagen: Seien Sie gegrüßt, sondern mich auch hoffen lassen, daß ich ein anderes mal wiederkommen dürfe, ist mehr des Guten, als ich je geträumt. Ich habe ein lang angestrebtes Ziel endlich erreicht — das ist doch das Schönste, das es giebt, wenn es uns auch in einem Alter zu Theil wird, das nicht mehr schön ist, wie Sie aus der beiliegenden Photographie sehen werden. Eigennützig wie ich nun einmal bin nicht ohne leise Hoffnung auf Erwiderung.“ Korrektur erbittet sie, auch wenn Lotti noch lange nicht erscheint, bald in Fahnen. „Im Druck gefällt mir manches nicht, was sich im Manuscript recht gut ausnahm.“ Es wäre ihr das eine wahre Beruhigung, wenn sie das in Muße zu einer Zeit tun könnte, in der ihre Liebe für ihr letztes papierenes Kind noch nicht ganz erloschen sei. „Der Titel der Geschichte also wäre ‚Lotti die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.‘ Ich bin froh, daß Sie sich für ‚die Uhrmacherin‘ entschieden haben, das scheint mir das Richtige!“

Am 31. Januar verkündet ein Jubelruf der überraschten Dichterin, wie glückselig Rodenberg sie durch die Anzeige gemacht, daß „Lotti“ schon im Märzheft kommen werde. „Jetzt wage ich es auch — wozu mir bisher der Mut fehlte — Ihnen meine kleine Sammlung Aphorismen zu schicken.“ „Es wird Ihnen Freude machen“, so entgegnet Rodenberg am 23. März, „das inliegende Kärtchen von Fanny Lewald zu lesen. Ich hatte dieser meiner Freundin und Nachbarin Ihre Aphorismen gegeben; Sie sehen, welchen Eindruck Ihr Büchlein macht. Meine Meinung über dasselbe kennen Sie. Lotti behauptet sich in der allgemeinen Gunst, man ist überall gespannt auf den Schluß und man wird nicht enttäuscht werden — je vous l'assure.“ Fanny Lewalds Kärtchen dankte für die Aphorismen, „die ein wahres Buch der Weisheit sind und mir viel lieber als die Maximes von La Rochefoucauld.“

Marie Ebner vergaß, wie sich Jahrzehnte darauf zeigen sollte, keine dieser Kundgebungen Rodenbergs: „Sie verschönern mir noch in jeder Weise das langersehnte Glück, das Sie mir durch die Aufnahme einer meiner Arbeiten gewährt haben. Sie wird wol noch wenige Nachfolgerinnen haben“, fährt sie mit einer Voraussage fort, die sich zu ihrem, wie zum Heil der „Rundschau“ nicht erfüllen sollte; „für mich ist der Abend bereits herangezogen, der Lebensabend, dessen Nahen Sie besungen haben, wie kein Anderer vor Ihnen.“

Was der Briefwechsel begonnen, setzte eine persönliche Begegnung erfreulich fort. Gelegentlich eines Wiener Gastvortrages, den Rodenberg auf Einladung der „Concordia“ hielt, führte ihn der Präsident dieses Vereins, der alte Hausfreund des Ehepaares Ebner, Joseph von Weilen, bei ihr ein. „Weilen kam mit Rodenberg“,

lese ich im Tagebuch-Eintrag vom 12. März, „den kennen zu lernen mir eine große Freude war. Er hat eine liebe, stille, ungemein sympathische Art und versteht schön, interessant und ohne Prätension zu erzählen.“ Nach Berlin heimgekehrt, schreibt ihr Rodenberg am 17. März: „Wie sehr bedaure ich, Sie nicht noch einmal und recht ordentlich gesehen und gesprochen zu haben. Das mächtige alte Haus in der Rothenthurmstraße, die Nachbarshäuser, die Uhren, die Werkstätte und vor Allem das Original von „Lotti die Uhrmacherin“ lebt in meiner Erinnerung.“ Die Zeilen beschließen eine voraufgehende Redaktionsbitte: Rodenberg hat vom Verleger gehört, daß ihr neues „Romänchen“ nicht viel umfangreicher werden würde, als der „Katzenjunker“ der François. In diesem Fall erbittet er das Manuskript. Die Dichterin willfahrt.

„Ich bin betrübt“, so meldet Rodenberg am 23. Juli 1881, „daß ich Ihnen heut nicht so schreiben kann, wie damals nach der Lotti. Zürnen Sie mir aber darum nicht; was ich sagen muß, das sage ich nach reiflichem Erwägen und nach bester Überzeugung und bin gewiß, daß Sie hochherzig genug denken, um mir daraus keinen Vorwurf zu machen, auch wenn die Sentenz sich gegen Sie kehrt. Es schmerzt mich doppelt, weil ich noch immer unter dem Eindruck Ihres Unwohlseins stehe, welches ich durch eine gute frohe Nachricht so gern erleichtert hätte. Doch sind Sie hoffentlich zu dieser Frist wieder hergestellt und nehmen auch das Unangenehme, welches ich von Ihnen nicht abzuwenden vermag, nicht schwerer, als es in der That wiegt. Denn daraus, daß mir persönlich Ihre „Margarethe“ nicht zusagt, folgt am Ende noch nichts für das Schicksal der Novelle, deren Technik eine glänzende genannt werden muß. Mir ist der Gegenstand und die Heldin antipathisch; damit ist Alles gesagt, was ich von meinem Standpunkt sagen kann, aber keineswegs ausgeschlossen, daß Andere anders denken oder fühlen. Obgleich dieser Eindruck schon nach dem ersten Drittel der Lectüre sich geltend machte, glaubte ich doch ein subjektives Empfinden zurückdrängen zu müssen und war in der That bis über die Hälfte hinaus ent-

schlossen, trotzdem die Novelle zu geben; aber als ich an das virtuos behandelte Bacchanal gekommen, da sah ich freilich, daß diese Erzählung in der „Rundschau“ überhaupt nicht am Ort sei. Ich las weiter in Hoffnungslosigkeit und endete mit der traurigen Gewißheit, daß ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten muß. Das ist das Peinliche meiner Stellung, selbst Denen, die man verehrt, zuweilen wehe thun zu müssen. Ich wünsche nichts so sehr, als daß ich mich geirrt habe und daß Ihre „Margaretha“ Ihnen noch viel Freude machen möge, denn ich bin überzeugt, so wie ich die Ehre habe, Sie zu kennen, daß Sie um diesen Preis den Irrthum verzeihen würden. Glauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich mich schwer zu einem Refus entschlossen, der mich in Verlegenheit bringt, denn ich hatte fast mit Sicherheit darauf gerechnet, Ihre neue Novelle im nächsten Quartal zu bringen. Aber daß ich selbst davor nicht zurückgeschreckt, wird Ihnen wenigstens an der Ehrlichkeit meiner Meinung keinen Zweifel lassen; und Sie wiederum wird es beruhigen, daß abweichende Meinungen möglich sind, wie die des Frl. v. François, vor welcher ich, wie Sie wissen, den größten Respect habe. Auch hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir um dieses Fehlschlages willen nicht für alle Zeit Ihre Mitwirkung entziehen werden. Sie haben ja erfahren, wie glücklich mich Etwas macht, was mir wirklich gefällt und was ich mit gutem Gewissen aus vollem Herzen loben kann. Und somit empfehle ich mich trotz Allem Ihrem freundlichen Andenken und bin in aufrichtiger Verehrung Ihr Julius Rodenberg.“

Musterhaft, wie die Wahrhaftigkeit und Herzenshöflichkeit, die aus jedem Satz dieser unbedingten Abweisung spricht, ist die Art, wie Marie Ebner den harten Spruch aufnimmt. Sie legt „Margarethe“ beiseite, macht nicht den geringsten Versuch, das Werk anderwärts drucken zu lassen, und ruft, erst ein Jahrzehnt hernach, auf der Höhe ihres Ruhms, von Fritz Mauthner um einen Beitrag für das vorübergehend von ihm geleitete „Magazin für die Literatur“ gedrängt, sein strengstes Urteil an, ob das ihm ängstlich anvertraute Manuskript der „Margarethe“ einer Umarbeitung fähig

und würdig sei. Rodenberg entgegnete sie gleich damals, am 26. Juli 1881:

„Wie können Sie denken, daß ich auch nur einen Augenblick eine andere Empfindung habe wie die, als daß Sie recht haben, durch und durch r e c h t, die „Margarethe“ nicht in der „Rundschau“ aufzunehmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihre Ablehnung erwartete. Diese „Margarethe“ ist eine alte Arbeit, die nur umgemodelt wurde, und hat nichts mit dem „Romänchen“ zu tun, von dem ich Ihnen in Wien sprach.“ Das letztere soll nach dem Fertigwerden in ein paar Monaten seine Aufwartung machen und, will's Gott, Rodenbergs Zustimmung erringen. „Verlieren Sie nicht die Geduld mit mir. Die großherzige Güte, die aus jeder Zeile Ihres Briefes spricht, hat mich auf das Tiefste gerührt. Sie sind wahrlich ein Freund für mich, bleiben Sie mir es immer, so wie ich bleiben werde bis zu meiner letzten Stunde Ihre dankbare Verehrerin Marie Ebner. Frl. L. v. François, die mich leider schon nächste Woche verläßt, empfiehlt sich Ihnen auf das Angelegentlichste.“

„Dieser Brief ist schön von Ihnen; Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen“, bekennt Rodenberg, „und ich weiß nicht, wie ich Ihnen genug dafür danken soll. Je größer und aufrichtiger meine Verehrung für Sie ist, desto tiefer würde mich's geschmerzt haben, Sie zu verlieren. Nach d i e s e m Brief darf ich mir sagen, daß dies nie der Fall sein wird; denn nicht nur die Herzensverhältnisse sind es, welche darauf beruhen, daß man sich gegenseitig vertrauen darf. Also noch einmal herzlichen Dank für diesen Brief, welchen ich mir gut aufbewahren werde zur steten Erinnerung an eine hochgesinnte adlige Seele.

Und wie glücklich es mich macht, daß Sie sich wieder gesund fühlen und zum Schaffen aufgelegt — daß diese Novelle nicht d a s Romänchen ist und daß ich letzteres bald zu erwarten habe. Ich kann Ihnen gar nicht genug sagen, w i e gut ich es gebrauchen kann, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es Frl. François (der

ich mich ergebenst empfehle) ins Ohr sagen wollten. Gute Novellen sind so selten, wie edle Menschen. Bitte, sagen Sie es ihr und daß Sie mir helfen sollen."

„Gute Novellen sind so selten wie edle Menschen": dieses Wahrwort Rodenbergs wurzelte in seinen tiefgründenden Lebenserfahrungen. Er hatte das Glück, in seinen berufensten Erzählern Keller, Meyer, Heyse, Storm, L. v. François Leuten zu begegnen, die beides zugleich, Mustermenschen und Meisternovellisten, waren; sein Verdienst dabei war, so seltene Wesen mit feinstem Spürsinn unter Hunderten herauszufinden; überlegenem Kunstgeschmack die Fähigkeit zu gesellen, jede dieser grundverschiedenen Persönlichkeiten in ihrer Besonderheit zu fassen und nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur frei walten zu lassen, ohne sich selbst oder dem Charakter der von ihm geführten Zeitschrift etwas zu vergeben. Ohne vorbedachte Redaktionsdiplomatie wußte Rodenberg der Sache zu dienen, den Forschern und Künstlern seines Kreises vollen Spielraum zu gewähren. Kein Zweiter kam mit Gottfried Keller besser aus und weiter ans Ziel, den Staatsschreiber zum Abschluß allzulang verschobener Pläne zu bringen. Und kein anderer wäre, wie der kürzlich von Langmesser veröffentlichte Briefwechsel bezeugt, sorgsamer und hingebender auf Art und Kunst des „Tacitus der Novelle" (wie Vischer brieflich C. F. Meyer einmal nannte) eingegangen.

Am leichtesten zu behandeln unter allen Größen war Marie Ebner. Was in seiner Macht stand, geschah, ihren Wünschen zuvorzukommen. Bald nachdem er ihr zu seinem eigenen Leidwesen durch die Ablehnung der „Margarethe" Kummer machen mußte, bat er, der durch die François von ihrer „Geschichte in Correspondenzkarten" gehört hatte, um deren Überlassung für die „Rundschau". Demütig, mit der kindlichen Freude einer

unvermutet mit einem Preis ausgezeichneten Konservatoristin, dankt die Ebner. Da er auch das „Romänchen“ wieder zur Sprache bringt, berichtet sie: „Es heißt „Späte Reife“. Die Idee, die ihm zugrunde liegt, ist leider Gottes nicht neu. Zwei Liebende, die sich nicht verstehen; er ist zu leichtfertig, sie zu hart. Aber das Leben nimmt sie in seine Schule, er bekommt ein Gewissen und sie ein Herz. Ich glaube, daß Sie nicht unzufrieden sein werden, ich hoffe es ganz leise, aber ich fürchte, daß ich die Arbeit noch nicht so bald fertig bringen kann. Hierher“, so schreibt sie am 29. September 1881 aus Hoschtiz, einem mährischen Herrensitz ihrer Familie, „habe ich sie gar nicht mitgenommen, ich sah voraus, was auch eingetroffen ist, daß ich mich auf eigene Hand beschäftigen kann.“ Vor Ende des Jahres würde sie mit dem Romänchen kaum fertig werden; Rodenberg möge nun bestimmen, ob sie deshalb nicht eine Novelle, eine halbe Dorfgeschichte, zu der sie an Ort und Stelle einige Studien nach der Natur mache, vorher beenden solle. „Beide Arbeiten sind mir ans Herz gewachsen, beide mir gleich, das heißt unendlich lieb. Zum Glück erlischt die Liebe für meine Brut, sobald sie flügge geworden ist.“

Rodenberg sagt ihr ein paar Wochen hernach, daß das Novellettchen in Korrespondenz-Karten allen Lesern der Rundschau als graziöse Gabe erschienen sei, für die man nicht genug dankbar sein kann. „Was Sie mir über Ihre Dorfgeschichte sagen, ist nicht geeignet mich abzuschrecken, im Gegenteil, ich habe das größte Vertrauen zu dem neuen Werke. Einfachheit, Schlichtheit — das sind Tugenden, deren Wert man erst recht zu schätzen lernt in dieser Zeit der Übertreibungen und Stillosigkeiten. Was kann einfacher, schlichter sein als die Natur, und ist sie nicht unser Aller Meister? Also schicken Sie mir das fertige Stück; ich freue mich herzlich darauf und werde Ihnen die

volle Wahrheit darüber sagen." Sie fällt tröstlich genug aus:

„Ich bin entzückt von der „Unverstandenen auf dem Dorfe" und brenne vor Ungeduld — der des naiven Lesers noch mehr als des Redacteurs — den Schluß kennen zu lernen." Rodenberg findet die Figuren „ganz ausgezeichnet, originell und doch natürlich. Viele feine und gute Gedanken stehen wie Blumen am Wege." Schon nach diesen Proben gibt er, im Begriff zu verreisen, den Schluß ungelesen in die Druckerei. Die Dichterin „Zitter-Pappel bis ans Ende" erschrickt darüber nicht wenig, da die Schüchterne, von Selbstkritik Gequälte glaubt, daß für die letzten Kapitel Nachbesserungen nötig sind. Allein ihre Besorgnisse werden von der Redaktion nicht geteilt.

Ihr Ansehen wächst mit ihren Erfolgen bei den Lesern. Mehr und mehr wird die Erzählerin, die vordem oft und überoft vergeblich um Aufnahme ihrer Arbeiten bei Dutzenden von Zeitschriften warb, von Verlegern und Zeitungsleitern umworben. So schwer es ihr fällt, irgendwem nein zu sagen, ihr Vertrauensmann bleibt Rodenberg; „rundschauwürdig" zu sein, gilt ihr als Prüfstein für große wie kleine Arbeiten. Ihre Geltung im Kreise der „Rundschau" veranlaßte begabte und unbegabte, würdige und unwürdige Männlein und Weiblein, sie zur Fürbitterin zu wählen. Ihre Herzensgüte bestimmt sie, jedem Anliegen zu willfahren, wenn auch ihr kritisches Urteil sich nicht immer zum Schweigen bequemen kann: „An schriftstellerischem Talent fehlt es gewiß nicht," so schreibt sie von einer Dame, die durchaus Rodenberg empfohlen sein will; „die Frage ist nur," so lautet der muntere Nachsatz, „ob sie auch genau weiß, wozu man ein Talent bekommen hat."

Rodenberg erstreckt bei aller Menschenfreundlichkeit sein

Wohlwollen nicht unbesehen auf alle Schützlinge Marie Ebners, die nach wie vor für andere eifriger sorgt, als für sich selbst. Rodenberg wird auch in Verlagsfragen von der in geschäftlichen Dingen ebenso unerfahrenen als übertrieben gewissenhaften Dichterin ein- und das anderemal zu Rate gezogen. Sie gewinnt es nicht über sich, früheren Verlegern, die ihr übel mitgespielt haben, äußerer Vorteile wegen, weiterzugehen: „Eine Freude, die man nicht mit ganz reinem Gewissen genießen kann, ist einmal keine für Leute von unserer Complexion," schreibt sie Rodenberg, der ihre grundlosen Bedenken weise beschwichtigt. Sein Lohn aller Fürsorge bleibt nicht aus: die Ebner „schickt ihre Kinder unter keines anderen Schutz und Schirm lieber in die Welt", eines Sinnes mit Luise v. Francois, die sie „am liebsten bei dem Gestrengen in Berlin sieht".

Durch übertriebene Zuversicht sündigt sie niemals; wiederholt muß ihr erst Rodenberg sagen, welche Treffer sie gemacht hat. „Ihr „Jacob Szela" (diesen Titel hab' ich gewählt) ist ein kleines Meisterwerk. Der Held erinnert mich an unseren Michael Kohlhaas. Wie konnten Sie zweifeln, daß Ihnen etwas sehr Vortreffliches gelungen ist. Ich habe wol in der kunstvollen Composition und der knappen antithetischen Handlung die Arbeit gemerkt, die darin steckt; aber dem Leser wird Alles ganz einfach und natürlich erscheinen. Das rein Menschliche der Erzählung oder vielmehr ihres Charakters wird ihn ergreifen, das Local- und Zeit-Colorit wird dazu beitragen, den Eindruck der Wahrheit zu verstärken. Sie haben, verehrte Freundin, aus sprödem Material etwas Gutes und Bleibendes gemacht, was man nicht nur in Oesterreich schätzen wird." Erst dieser ermutigende Zuruf öffnet ihr vollends die Lippen: sie deutet neben anderen Plänen (unter anderen

den des „Haſcherl“) das (nachmals im „Kreisphyſicus“ verwirklichte) Motiv einer zweiten, aus demſelben Stoffkreis geholten hiſtoriſchen Erzählung an: „Nun habe ich ein Jahr hindurch die Geſchichte der polniſchen Revolution anno 1846 fleißig ſtudiert und möchte nicht völlig um die Frucht meiner Mühen kommen. Außer Szela gibt es noch Einen, dem ich meine Bewunderung zolle: Eduard Dembowski. Ein kleiner Buddha, ſage ich Ihnen, beſter Freund. Er ſoll noch gezeichnet werden, wie er leibte und lebte, und dann ſage ich dieſer traurigen, kindiſchen, fruchtloſen polniſchen Revolution Valet und werfe mich meinem Schmerzenskind „Haſcherl“ in die Arme.“

Leichte Mißverſtändniſſe läßt Rodenberg nicht lange währen; als die Dichterin allzulange nach der Empfindung des Herausgebers keine neue Geſchichte ſtiftet, wendet er ſich im Dezember 1885 mit offener Ausſprache an ſie. Er konnte den in Aushängebogen an ihn gelangten „Kreisphyſicus“ nicht nach ihrer eiligen Friſtbeſtimmung bringen; nun ſieht er in anderen Zeitſchriften andere Beiträge. Die Aufklärung erfolgt auf der Stelle. Seit vier Wochen Krankenwärterin, ſei ſie ſelbſt mitten in einer ſchmerzhaften Augenkur. Aber die Ärzte verheißen hoch und heilig Beſſerung. Dann will ſie Rodenberg in einem ausführlichen Brief den Grund ihrer Zaghaftigkeit ſagen.

Vier Monate ſpäter, im April 1886, kündigt ſie an, daß ein andernorts gegebenes halbes Verſprechen ihr großmütig zurückgegeben wurde; im Sommer hoffe ſie neue Arbeitskraft in der Stille des Landlebens zu gewinnen. Am 16. Auguſt beendigt ſie das 16. Kapitel ihrer Erzählung, die noch drei haben ſoll. „Ich glaube, ich hoffe, daß die Arbeit nicht ſchlecht iſt, aber kommt mir in der Sache ein Urteil zu?“ Bis Ende

Oktober hofft sie ihm das Manuskript, ein ziemlich umfangreiches, zu senden. „Es ist eine Dorfgeschichte, wie ich mittheile und Ihnen vielleicht des bescheidenen Kreises wegen, in dem sie spielt, vielleicht zu gering. In dem Fall, lieber verehrter Freund, weisen Sie „Das Gemeindekind“ einfach zurück; es wird sich Ihrem Verdikt still und ehrerbietig fügen und denken, daß ihm nur sein Recht geschah.“ Rodenberg macht das Schreiben ebenso wie Herrn Paetel sehr glücklich. „Was Sie schicken, kann nicht anders als edel und schön sein, und was Sie mit Ihren liebevollen Blicken anschauen, wird dadurch geadelt.“

Das Urteil, das Rodenberg zwei Monate später, nach Einlangen des Manuskriptes, abgibt, verdirbt der Ebner die Nacht: „Ich konnte nicht schlafen vor Freude“ über Rodenbergs Lob und vor Besorgnis, ob die Fortsetzung seinen Erwartungen entsprechen würde. Rodenbergs erster Spruch über „Das Gemeindekind“ ist heute noch so aufrecht, wie sein erstes Urteil über „Lotti, die Uhrmacherin“.

„Ich las mit einer Spannung, die bei der ersten Seite begann, und einer Sicherheit, die sich von Seite zu Seite steigerte, bis ich jetzt bei dem rührenden Gebet Pavels, in welches der Leser so herzlich einstimmt, sagen muß: liebe Freundin, das ist das Schönste, was Sie geschrieben haben, nicht nur, es gehört zu dem Schönsten, was seit langer Zeit überhaupt geschrieben worden ist. Die Handlung, soweit ich bis jetzt urteilen kann, wundervoll angelegt, die Composition durchsichtig, klar, die Zeichnung der Charaktere fest, der Stil edel und über dem Ganzen ein unbeschreiblicher Hauch von Hoheit und Milde — wenn, wie mir eine innere Stimme sagt, der Verlauf und das Ende diesem vorliegenden Stück entspricht, so haben Sie ein Meisterwerk geschaffen, welches in der deutschen Litteratur dauern und welches von der „Rundschau“ zuerst gebracht worden zu sein einen ihrer Ruhmestitel bilden wird.“

Rodenbergs Botschaft ergriff die Dichterin dermaßen,

daß sie die Schlußkapitel nicht erst in besonderer Reinschrift abwartete, sondern in anspruchsloserer Form mit dem Begleitwort nachschickte: „Es kommt nicht ein Buch zu Ihnen, lieber Freund, eine Seele kommt, Alles, was ich auf dem Herzen habe, alles was ich guten Menschen ans Herz legen möchte. Von der Höhe, die ich zu erreichen angestrebt habe, der des letzten Capitels, werden Sie das Ganze überschauen und dann urteilen, ob ich wirklich — ich demütige Arbeiterin im Weinberge der Kunst (demütig, denn, wenn ich gekonnt habe, was kann ich dafür?) ein Werk zu Stande gebracht, das zu dauern verdient. Und noch etwas. Der Dichter Rodenberg hat gewiß manchmal eine Vorliebe für eine Einsendung, die der Herausgeber einer weitverbreiteten, für ein großes Publicum berechneten Revue nicht teilen darf. Ich weiß das, bester Freund, und nicht im Traum einfallen wird es mir zu grollen, wenn Sie „am End' des Endes" das „Gemeindekind" doch nicht für die „Rundschau" brauchen können."

Rodenbergs Erwiderung erneut und verstärkt sein unter dem ersten Eindruck abgegebenes Votum. Die Ebner billigt zum voraus alle von ihm angeregten kleinen Kürzungen: „Ich tue es mit unbegrenztem Vertrauen, ich weiß, daß alles, was Sie verfügen, meinem Kind zu Gute kommen wird. Ich kann heut nur diese wenigen Zeilen schreiben, ich bin so leidend mit Gesichtsschmerzen, seit fünf vollen Tagen. Sie hätten großes Erbarmen mit mir, wenn Sie wüßten w i e leidend. Aber Ihre unbeschreibliche Güte für mich wirkt durch alle Schmerzen hindurch wie ein Balsam." Rodenberg macht das Unmögliche möglich: er beschleunigt den Druck so, daß die Geschichte schon im Februarheft zu erscheinen beginnen kann. „Damit werden Sie nun zufrieden sein und es ist allerdings das Wenigste, was ich für Sie tun

konnte, nachdem Sie für mich so viel gethan haben. Jetzt, wo ich mit meinem Plan im Reinen bin, ist es mir selbst beglückend zu denken, daß Ihre neue Schöpfung so bald in die Welt hinaustreten und Ihnen den verdienten Lohn und Beifall und die Anerkennung aus den weitesten Kreisen einbringen wird. Sie waren, als Sie mir zuletzt schrieben, mit dem Lauf der Welt nicht ganz einverstanden, vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, Sie wenigstens mit dem Winkel der Welt auszusöhnen, in welchem Derjenige lebt, der sich nennt in treuer herzlicher Ergebenheit Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Wie sehr sie dem hilfreichen, wohlgesinnten Freund für sein Eingreifen sich verpflichtet fühlte, gab sie gleich in den nächsten Wochen durch begeisterte Zustimmung zu seinem Gedicht für den Kaiser kund: „So schön ist er noch nie besungen worden." Rodenberg dankt und fährt mit der aufrichtigen Wendung fort:

„Noch viel glücklicher macht es mich, Ihnen sagen zu können, wie tief und allgemein die Wirkung Ihres „Gemeindekindes" ist. Ihnen dies mitzutheilen lag mir lange schon wie Freundespflicht auf dem Herzen. Der Erfolg bestätigt nicht nur meine Voraussagungen, er übertrifft sie bei Weitem. Wol darf ich sagen, daß die „Rundschau" lange nichts gebracht hat, welches so sehr wie Ihre Erzählung den einstimmigen Beifall unserer Besten, der sich vielfach bis zum Enthusiasmus steigert, gefunden hat. In dieser Weise sprach sich gestern auch Geheimrat Professor Friedländer aus, der Verfasser der classischen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, einer unserer feinsten Litteraturkenner. Ich war erstaunt — freudig natürlich —, den sonst so strengen Mann so warm und beredt zu sehen; worauf er mir erwiderte, daß man in seinem Kreis in Königsberg — er ist dort Professor und hier nur als Herrenhausmitglied anwesend — dem Fortgang des Werkes mit reger Begeisterung und Bewunderung für die meisterhafte psychologische Entwicklung, den edlen Stil folge und daß man ihm namentlich von Seiten der Pädagogen den höchsten Wert beilege. Doch nicht die Pädagogen und Professoren, auch die Kinder der Welt, Männer

und Frauen, sprechen sich ähnlich aus; und kaum ein Tag vergeht, daß ich nicht solche Stimmen aufs Neue vernehme. Hab' ich nun nicht Recht in Allem behalten, was ich unter dem ersten Eindruck Ihnen aus Fulda schrieb? Auch der Theil meiner Prophezeiung wird sich erfüllen, daß Ihr Werk ein dauerndes sein, daß es sich einen bleibenden Platz in unserer zeitgenössischen Litteratur erringen und daß es diesen behaupten wird. Möchten Sie, theure Freundin, urbi et orbi, der „Rundschau" und der Welt in nicht zu ferner Zeit eine neue Schöpfung wie diese zu Theil werden lassen. Der Freundin in der Rothenthurmstraße zu Wien, dieser von mir noch immer sehr geliebten Stadt, meinen innigsten Dank, meine treuesten Grüße. Verehrungsvoll Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Marie Ebner liest diesen Brief immer wieder ihren liebsten Menschen vor: sein Glaube an den Bestand ihrer schlichten Schöpfung erfüllt ihr das Herz mit freudiger Hoffnung. Sie wird niemals vergessen, wieviel sie Rodenberg verdanke, und nie versäumen, bei jedem neuen Zeichen von Freundschaft und Wohlwollen sich aller derjenigen zu erinnern, die sie schon von ihm empfangen habe.

Wiederholt versichert sie nun in der Folge, bei Lobsprüchen des „Gemeindekindes", Dritten und Rodenberg selbst, daß ihm der Löwenanteil des Erfolges gebühre. Jede besondere neue Gabe der „Rundschau" begrüßt sie voll Anteil für das Gedeihen der Zeitschrift, für die Tatkraft und das Finderglück des Leiters. So feiert sie spontan die Veröffentlichung der Kaiser-Tagebücher in der „Rundschau" mit dem Zuruf: „Keine Zeitschrift der Welt war jemals die Vermittlerin einer edleren Botschaft." Und sie steht, als die unvorhergesehene schlimme Wendung der Geffcken-Publikation kommt, in den Tagen der Bedrängnis treu und tröstend zu Rodenberg. Nur arge physische Leiden, die sie heimsuchen, sind der Grund, daß sie, von der „Rundschau" jetzt in diesen kritischen Zeiten begreiflicherweise doppelt dringend um

Beiträge gebeten, Rodenbergs Wünschen nicht sofort willfahrt, bis sie sich 1889 mit „Unsühnbar“ einstellt.

„Der Umfang der Erzählung dürfte ungefähr derselbe wie der des Gemeindekind sein. Sie bewegt sich in österreichischen aristokratischen Kreisen und beruht auf einem Ereigniß, das sich vor Jahren bei uns zutrug, das ich aber in die Gegenwart versetze. Nur die Pointe desselben war mir bekannt, doch beschäftigte mich der Gedanke seit Langem, den heroischen Entschluß einer edlen und allgemein geehrten Frau zu motivieren, die, um der Wahrheit die Ehre zu geben, mit einigen Worten ihren makellosen Ruf vernichtete. Ich habe mich genau ein Jahr mit dem Buch geplagt. Es ist meine sorgfältigst ausgeführte, gewiß meine letzte größere Arbeit. Soll ich sie schicken? Werden Sie, verehrter Freund, falls sie Ihnen entspricht, im Laufe des Sommers einen Raum anweisen können in unserer geliebten Deutschen Rundschau?“ Rodenberg nimmt die „gute, die frohe, die beglückende“ Aussicht beseligt auf. Schon die Andeutung des Problems läßt ihn begierig nach der Arbeit greifen. Er muß nur Ende März Berlin verlassen, um nach den Aufregungen des Winters, zumal nach dem jähen Abbruch seiner Ferien durch die Geffcken-Affäre, Erholung an der Riviera zu suchen. „Ob ich Ihnen eine Erholung gönne?“ antwortet die Dichterin. „Wahrlich nicht um ein Atom weniger, als mir selbst. Mögen Sie gestärkt und erquickt heimkehren. Meine Maria wird Sie auf der Schwelle empfangen. Die Erzählung heißt aber nicht nach ihrer Heldin, sondern „Unsühnbar“. Denken Sie nur, daß ich noch nie ein so festes Vertrauen in eine meiner Arbeiten gesetzt habe, wie in diese. Wenn ich doch wüßte, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist.“

Als Rodenberg nach seinem Urlaub das Manuskript vorfindet, erhält er gleichzeitig die Nachricht vom vorzeitigen Tod Weilens, des gemeinsamen Freundes, der ihn 1881 in Wien zu ihr geführt hat. Er weiß, daß mit ihm die Ebner um Weilen trauern werde „um den frühzeitigen Verlust des alten treuen Freundes. Ich aber traure zugleich um eine edle Heimgegangene, von der ich innerlich ergriffen mir doch sagen muß, daß sie nur der Dichtung angehört. Nur der Dichtung! Als ob diese

nicht des Lebens besserer Theil, ihr einzig wahrer sei, der es allein vermag, uns mit einer Wirklichkeit auszusöhnen, welche Niemanden befriedigt. Damit habe ich Alles ausgesprochen, was ich über Ihr Werk sagen möchte, und ich denke, es ist das Höchste, was über ein Werk gesagt werden könne, daß sich die Welt in ihm spiegelt, die Welt wie sie ist, und daß es dennoch die Ahnung, nein die Zuversicht einer besseren gibt, nach der wir uns Alle sehnen, auf die wir alle hoffen. Diese Marie erscheint mir wie eine Märtyrerin, die das Kreuz auf sich genommen, um Tausende zu entsündigen, Tausende besser zu machen, die nun um ihr Schicksal weinen werden."

Trotz oder vielmehr gerade wegen seiner unbegrenzten Bewunderung unterläßt der sorgfältige Leser nicht, eine Reihe sprachlicher und stilistischer Änderungen vorzuschlagen: „Seien Sie mir nicht böse, daß, wo es sich um so Großes handelt, ich von so kleinen Dingen reden mag. Aber eben deßwegen: auch das kleinste Stäubchen möchte ich von dem Glanz und der Reinheit Ihres Werkes entfernt sehen, und was kann mehr für seine Vortrefflichkeit sprechen, als daß es, mit der Lupe betrachtet, zu nicht mehr und gewichtigeren Bemerkungen Anlaß gibt? In der That ein Werk, zu welchem das reifste Können und die gewissenhafteste, ausdauerndste Arbeit sich verbunden haben."

So wenig wie — nach Gustav Freytags sachkundigen Worten — mit so kleinen „redaktionellen Bürstenstrichen" begnügt sich Rodenberg diesmal mit einer großen allgemeinen Huldigung für die Zentralfigur. „Unter dem Glockengeläute und Chorgesang" der Pfingstfeier „am benachbarten Sanct Matthäuskirchlein hab' ich ihn fortgesetzt, indem ich in Ihrer Geschichte weitergelesen habe bis dahin, wo die arme un-

glückliche Marie am Sterbebette Wolfis um Hilfe ruft.“ „Und doch, während Sie den Leser hinreißen, erschüttern, wird er nicht umhin können, die Hoheit und Ruhe zu bewundern, mit welcher die Dichterin über den Leidenschaften steht.“ Er kann sich nicht genug tun, in einer Reihe von Briefen allen Reizen und Geheimnissen der Dichtung nachzugehen und nicht geringen Stolz zu äußern, daß es der „Rundschau“ vorbehalten bleibt, „die erste Vermittlerin zwischen Marie Ebner und einem Publikum zu sein, welches Sie liebt und verehrt wie der Herausgeber.“ „Ich muß es Ihnen doch sagen“, heißt es auf einem tags darauf abgesandten Blättchen, „wie herzlich ich eben mitten in der traurig schönen Geschichte gelacht habe über den braven Doctor, der seine silberne Hochzeit brieflich gefeiert hat. Das erinnert fast an den jungen Ehemann, der der Kostenersparniß halber die Hochzeitsreise ohne seine Frau macht. Brava! brava! Die Scene zwischen dem Doctor und dem Fräulein ist ein Meisterstück feinen Humors, wie die der Schuldentwicklung Marias eins ist der tiefsten Tragik.“

Die Ebner fühlt sich durch Rodenbergs Zustimmung beruhigt und erquickt. Vierzehn Monate hat ihre Marie sie beschäftigt, „ausschließend und einzig, auch nicht Einen Tag ausgenommen. Aber welche Sorgen quälen mich, als ich so krank war im Winter und fürchten mußte, mein Büchlein nicht mehr fertig bringen zu können. Mein vortrefflicher und weiser Arzt, und die gütigen Meinen hatten ein Einsehen und ließen mich fleißig sein und dachten, auch eine gichtbrüchige Ameise schleppt noch Material zu einem Bau, an dessen Vollenden dem armen „Dingerl“ so viel liegt, wie irgendeinem Napoleon an der Errichtung eines Weltreiches.“ „Wenn Sie wüßten, welche Wohltat mir Ihre Briefe sind! aber nie werde ich im Stande sein, dies auszusprechen.“

Rodenberg berichtet ihr von dem außerordentlichen Eindruck der Erzählung bei den Lesern, „froh, daß in unserer von dem groben Realismus durchwühlten Zeit eine Dichtung von so reiner Gestalt und von solcher Erhabenheit das Publikum noch zu elektrisieren vermag"; er übermittelt ihr die Aufforderung des von „Unsühnbar" ergriffenen Physiologen Preyer, mit ihrer großen Kraft weiterhin im Geist ihrer sittlichen Mission zu schaffen. Wehmütig weist sie das von sich:

„Eine Mission habe ich doch wol nicht, sonst wäre mir die Möglichkeit gegeben, dieselbe auszuüben; wie ich schreibe, schreibt man nicht lange. Denken Sie, daß es fast immer in herzklopfender Angst vor einer Störung geschieht, gar oft auch mit bösem Gewissen, weil diese oder jene Pflicht darüber versäumt wird. Das ist Qual und ruinirt die Nerven, besonders, wenn man eine Pedantin ist, die tagelang über einen Satz nachdenkt, die nicht schlafen kann, wenn sie einen Correcturbogen im Hause hat. Weil man nicht weinen will — lacht man, aber ein bischen zum Weinen ist es, daß ich z. B. seit drei Tagen an Sie schreibe. Das ist mein fünfter Brief, bei allen früheren wurde ich so oft unterbrochen, daß sie endlich ein elendes Geflick wurden und im Papierkorb ihr Grab fanden. Nein, auf die Art, wie ichs treibe, wird man am Ende doch nichts Rechtes, so ganz besonders Rechtes, meine ich."

Im Dezember 1889 hat ihr Gatte, Exzellenz Ebner, eine glücklich verlaufende Staroperation zu bestehen. Wie zuvor für alle anderen Patienten der Familie ist sie selbstverständlich für den trefflichen Lebensgefährten die gewissenhafteste Pflegerin. Daneben vergißt sie nicht, für Moriz Necker und seinen Ebner-Essay ein gutes Wort bei Rodenberg einzulegen und für Fritz Mauthner ihre — wie sie dem Berliner Freund schreibt, 1881 von ihm verschmähte — „Margarethe" umzugestalten. Rodenberg kann sich der Abgewiesenen nicht entsinnen: es tut ihm leid, daß sie das erneute Werk nicht der Rundschau gegeben, nachdem sie nochmals die Hand

daran gelegt habe, diese Hand, die seitdem eine Meisterhand geworden.

An seinem sechzigsten Geburtstage fühlt er sich durch ihre herzenswarmen Wünsche besonders erhoben; mehr als sie ahnen könne, sei sie bei der Feier beteiligt gewesen: kaum ein Festgruß, Trinkspruch, Artikel zu seinen Ehren habe unerwähnt gelassen, daß Rodenberg durch die „Rundschau" die Ebner zuerst in ihrer vollen Größe gezeigt habe. „Und in der That, wenn ich jedes andere Verdienst zurückweisen muß: auf dieses bin ich stolz, wenngleich es immer noch mehr mein gutes Glück als mein Verdienst gewesen ist." Der unausbleibliche Schluß des Dankbriefes wirbt um einen neuen Beitrag für die „Rundschau": das wäre sein schönstes Festgeschenk.

Die Dichterin kündigt die Gabe aus Sankt Gilgen an, eine Erzählung: „Sie heißt, „Albrecht Oversberg" und wird von einem Wirtschaftsbeamten anderen Beamten, seinen Untergebenen, erzählt. Ich kenne diesen Erzähler persönlich und muß leider gestehen, daß seine Redeweise nicht die feinste ist. Auch fehlt ihm und seinen Zuhörern (mit Ausnahme Eines unter ihnen) der Maßstab für den Wert des Menschen, von dem er spricht. Aber zwischen dem Leser und mir soll sich hinter dem Rücken des Berichterstatters ein stilles Einverständnis bilden, und ich hoffe von meinem bescheidenen Helden mehr verraten zu haben, als der Herr Director sich träumen läßt." Rodenberg läßt sich das Gericht, das den Lesern der „Rundschau" zugleich mit C. F. Meyers neuer (leider seiner letzten) Novelle „Angela Borgia" aufgetischt wurde, beim Vorkosten als Kenner munden: „Das ist Ihnen herrlich gelungen. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Schlichtheit und Natürlichkeit des Vortrags oder

die Kunst, die sich darin ich sollte eher sagen verbirgt als offenbart! Welches Behagen ist über diese Tafelrunde gebreitet, mit welchem Humor ist Alles in Szene gesetzt, wie lebendig und individuell eine jede dieser Menschenfiguren angelegt und durchgeführt, und mit welcher Macht tritt aus dieser harmlosen Umgebung das erschütternde Bild heraus, von dessen tragischer Wirkung der Erzähler selbst nicht einmal eine Ahnung hat. Und welch ein herziger Mensch ist er doch, dieser Inspector; wie gewinnt man ihn lieb in seiner kleinen Geschichte mit dem Dechanten." „Sie haben niemals ein in sich vollendeteres Werk geschaffen, als dieses dem Umfang nach ein so kleines; in der Reihe dessen, was die Welt Ihnen verdankt, wird dieser Oversberg immer wie ein Edelstein vom reinsten Feuer sein."

Nicht die geringste (von der Ebner verlangte und erwartete) Ausstellung hat er zu machen, nur — mit den Gänsefüßchen habe sie sich in dem belebten Hin und Wider des Tischgespräches hier und da ein paarmal geirrt, darauf allein könne sich seine redaktionelle Tätigkeit beschränken. Mit derselben Post nimmt — unbesehen — er auch ihre „Prinzessin Leiladin" an, um nach der Lektüre der „aufrichtig bewunderten Freundin" zu sagen, daß er von der Dichtung, die er als Märchen für große Kinder nur mit Zagen zu lesen begann, hingerissen wurde.

In den nächsten Tagen, so kündigt die Ebner am 3. Februar an, wird sich erlauben, Ihnen mit einer Bitte zu nahen, die sie schon lang auf dem Herzen hat, Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner. Am 12. Februar 1892 schreibt sie:

„Mein lieber, verehrter Freund! Was ich zu bitten habe, ist: lachen Sie mich nicht aus! Sie werden in den allernächsten Tagen eine nicht mehr neue Uhr zugeschickt bekommen, dieselbe

Duplex-Uhr von F. Alexy und Sandoz frères, die in der Erzählung Lotti beschrieben ist. Noch immer ist die gute alte eine meiner treuesten Zeitmesserinnen, und in meinem Testamente wurde sie Ihnen, lieber hochverehrter Freund, zur Erinnerung an jenen 31. Jänner bestimmt, an dem Sie schrieben, Lotti sei angenommen und werde schon im März in der Deutschen Rundschau erscheinen. Nun aber fragte ich mich schon oft, warum ich nicht noch bei Lebzeiten kommen soll und Sie bitten, nehmen Sie dieses kleine Andenken an Ihren dankbaren Schützling Frl. Feßler und die ebenso dankbare gehorsamst Unterzeichnete gütig und rücksichtsvoll auf. Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Man sollte meinen, daß keine andere Feder mit gleicher Feinheit solchen Herzenstakt verbinden könnte: Rodenbergs Dankbriefe werden zeigen, daß sie wert wären, in einer Novelle der Ebner ihren Schreiber zu kennzeichnen.

„Berlin, 14. Februar 1892. Meine theure, meine geliebte und verehrte Freundin! Ihr heutiger Brief hat mich freudig überrascht und wehmütig ergriffen. Wie kann ich Ihnen in wenig Worten für ein solches Geschenk danken, welches durch die Gesinnung, aus der es hervorgegangen, und die Hand, welche es bietet, einen unschätzbaren Wert für mich hat. Innig bewegt nehme ich die Lotti-Uhr an, obwol ich es fast schmerzlich empfinde, daß Sie sich davon trennen sollen. Aber Sie wissen, was diese Gabe mir bedeutet, sie soll mich auf der letzten Strecke meines Lebens begleiten und jede Stunde, die sie zeigen wird, mir verschönern durch den Gedanken an die große Dichterin, welche Freundin nennen zu dürfen ich als den krönenden Gipfel meiner literarischen Laufbahn betrachte. Ja, Sie hatten Recht, mich die Fülle dieses Glückes fühlen zu lassen, solange wir Beide noch unter den Lebenden, Wirkenden, Schaffenden sind, und mir das Pfand einer Gemeinschaft nicht vorzuenthalten, die meinerseits auf der reinsten Verehrung beruht und in der Hoffnung lebt, daß, wie es mir vergönnt war, der erste Verkünder Ihres Ruhmes zu sein, nun auch beschieden sein möge, noch eine Weile mich an ihm zu sonnen. So senden Sie denn die treue Gefährtin Ihrer Arbeit auf die weite Reise hierher: sie soll gut aufgenommen und gut aufgehoben sein; ihr und meines dank-

baren Herzens Pochen sollen einträchtiglich mit einander gehen — solange es Gott gefällt. In Freundschaft ergeben Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Vier Tage danach, 18. Februar 1892, ist die Uhr bei ihm eingetroffen:

„Theure Freundin! Noch einmal Dank — und jetzt erst der rechte, seitdem Ihre Lotti-Uhr an meinem Herzen klopft, dem Platze, den sie nicht mehr verlassen soll, solange das Herz noch schlägt. Offen gestanden, ich erinnerte mich so genau nicht mehr und hätte nicht etwas so Kostbares erwartet. In der That, ein Geschenk unvergleichlich durch seinen Wert und Ihre Zuschrift. Wie silberfein dies Stimmchen, das mir beständig von Ihnen sprechen wird, wie rein und klar das Antlitz dieses Zifferblattes und wie zart der Zeiger, der mir die Stunde weist und selbst in der trübsten sagen wird, daß Freundschaft sie mit mir theilt. Ja, theure Freundin, dies Alles wird Ihre Uhr für mich thun, sie wird mich glücklich machen, wenn ich mit ihr allein bin, und stolz, wenn ich sie Anderen zeigen darf. Wenn die Uhr Dingelstedts, die dessen Kinder mir verehrt haben, mich stumm an die Vergangenheit mahnt, so wird die Ihre den Glauben und das Vertrauen an eine Zukunft lebendig erhalten, in der wir einander gut und treu bleiben und mit einander arbeiten werden, solange das Leben selber währt. Ich drücke Ihre lieben Hände und bin in Dankbarkeit und Verehrung unwandelbar Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Marie Ebner kam mit einem allerliebsten Scherz über alle Rührung fort: „Ihr Brief — wie oft habe ich Ihnen das schon gesagt als Mitarbeiterin? — macht mich glücklich. Ich habe so recht das Gefühl einer Person, die verwöhnt wird, und ich weiß mir nichts schöneres, nicht besseres, als verwöhnt werden von Menschen, die man liebt und verehrt. Möge die Lotti-Uhr ihre Schuldigkeit thun und Sie täglich überraschen durch ihre Pünktlichkeit. Dank also, Dank, mein theurer, hochverehrter Freund. Es bleibt Ihnen unwandelbar treu ergeben bis ans Ende Ihre alte Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Sie hat Wort gehalten. Sie stiftete der von ihm geleiteten „Deutschen Rundschau“ noch eine Reihe von Prachtbeiträgen (Die Totenwacht — Mazlans Frau — Glaubenslos? — Rittmeister Brand — Verschollen — Der Erstgeborene, dessen Handschrift er dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar stiftete — Der Vorzugsschüler — Meine Kinderjahre — Der Einbruch, später ungetauft „Der Herr Hofrat“), die Rodenberg mit alterprobter jugendlicher Empfänglichkeit der Freundin gegenüber würdigte, jederzeit erbaut durch Wollen und Können der Ebner, bis zur allerletzten Gabe zugleich freimütig in Einwendungen und Änderungsvorschlägen.

Die emsigen Briefschreiber sollten einander, ein halbes Menschenalter nach Rodenbergs erstem Wiener Besuch, nur noch ein einziges Mal persönlich begegnen: Rodenbergs Tagebuch berichtet am 23. April 1896:

„Die schönsten Stunden, Montag nachmittag, verlebten wir in dem alten Hause der Ebner-Eschenbach, Rothethurmstraße 27 — so alt, daß der über achtzigjährige Feldmarschallleutnant seine Kindheit seit dem siebenten Jahre darin verlebte — in dem Zimmer, in welchem er seine Schülerarbeiten gemacht, rauchten wir unsere Cigarre. Das Diner war ausgesucht gut und verlief sehr heiter — neben Frau Marie v. Ebner-Eschenbach und ihrer Gesellschafterin (die die schönen Manuskripte schreibt) saß ich, wie ich selten bei einem Diner gesessen habe. Die Dame der besten Gesellschaft, die liebenswürdige, aufmerksame Wirtin, die wahrhafte Freundin vereinigte sich in ihr; ihre feine weiße Aristokratenhand, diese Hand, die so viel Schönes geschaffen, konnte ich nicht ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Ihre guten Augen, ihr Gesicht, jede ihrer Bewegungen atmeten Sanftmut. Sie war von ungemeiner Herzlichkeit gegen Justine und Alice (Rodenberg). Und die Blumen, die sie von ihrem Tische mitgenommen, werden unverwelklich für sie sein. Ganz zuletzt kam noch ein alter Kamerad des Feldmarschalls, einer mit dem er vor sechzig Jahren auf der Kriegsschule gewesen und seitdem in Freundschaft verbunden geblieben ist. Dann die uralten Ahnenbilder der Ebner bis ins zwölfte Jahrhundert; der alte

Herr ist der Cousin seiner Frau, seine Mutter war eine Dubsky. Das Bild seiner Gemalin, die er mit achtzehn Jahren geheiratet, als Braut von jugendlichem Liebreiz. Er beklagte, daß das Haus, in dem sie fast ihr ganzes Leben gelebt, so bald niedergerissen werden würde, denn der Demolirungs-Proceß im Innern der Stadt ist in unaufhaltsamem Gange" —:

Das schicksalreiche, von der Dichterin anschaulich in den „Kinderjahren" geschilderte Rabenhaus mußte noch bei ihren Lebzeiten einem neumodischen Häuserblock weichen.

1897 ließ Marie Ebner auf das Widmungsblatt ihrer Erzählungen „Alte Schule" drucken: „Herrn Doctor Julius Rodenberg zugeeignet." Eine Auszeichnung, für die der brave Mann nicht nur brieflich mit der eingehenden Erklärung dankte, daß und warum auch er sich allen Neuerern zum Trotz dauernd mit Marie Ebner zur alten Schule bekenne: er stellte sich 1907 mit einer Gegengabe, dem Idyll „Aus der Kindheit", nach meinem Geschmack dem lieblichsten Buch Rodenbergs, ein, dessen ergreifender Widmungsbrief, an die Ebner gerichtet, dem Schreiber und der Empfängerin zu gleicher Ehre gereicht.

Liebe, verehrte Freundin!

Woher nehme ich den Mut, Ihren gefeierten Namen auf das erste dieser Blätter zu schreiben? Sie haben ihn mir gegeben und unter Ihrem Schutze mögen sie hinausgehen. Jahrelang haben sie, vielfach vorgenommen, immer wieder zurückgelegt, in meinem Pulte geschlummert, bis Sie sie erweckten.

Erinnern Sie sich, was ich Ihnen anvertraute, nachdem ich, noch in der Handschrift, Ihr herrliches Werk „Meine Kinderjahre" gelesen hatte, und welches Versprechen ich Ihnen damals gab? Ich will es, wenn auch nicht ohne Zagen, halten; und einer Freundschaft sicher, die auch die bescheidene Gabe nicht verschmäht, seien diese Erinnerungen aus der Kindheit Ihnen gewidmet.

Berlin, im November 1906. J. R.

Am siebzigsten Geburtstage Rodenbergs war die Ebner in Rom. Sie beschenkt ihn nicht bloß mit ihrem

Bild und einer zweiten Lotti-Uhr; sie schließt sich dem Freundeskreis an, der ihm einen Brief Schillers als Liebesgabe darbringt. Und das Gedenkbuch, das die Nächsten im Verlag von Gebrüder Paetel drucken ließen, bringt gleich nach Elwin Paetels Einleitung an erster Stelle „an Professor Doktor Julius Rodenberg zum 26. Juni 1901“ einen Brief der Meisterin:

„Lieber, Verehrtester! Heute kommen Ihre Getreuen in Scharen heran, Sie zu beglückwünschen, und jeder denkt dabei: uns selbst ist Glück zu wünschen, daß er da ist, daß wir ihn haben. In allen Tonarten wird man Sie preisen, dem edlen Menschen, dem Poeten, dem Schriftsteller, dem Leiter einer führenden Zeitschrift, aus der Tausende Belehrung und Erquickung schöpfen, Huldigungen darbringen. Ich stimme jedem warmen Worte, das zu Ihnen gesprochen wird, bei und lobe mir im Stillen — den Freund. Dem danke ich heute, dem immer Getreuen, dem Förderer und Beschützer meiner geistigen Kinder. Ihn begrüße ich nicht bloß wie Eine, die theilnimmt an seinem Feste, sondern wie Eine, die dazu gehört. Sie selbst geben mir dieses Recht, und mit freudigem Stolze mache ich es geltend. Unserem kleinen Stern Erde wird zwar viel Böses nachgesagt; das aber kann der verbissenste Pessimist nicht leugnen, daß etwas Köstliches auf ihr gedeiht: echte, treue Freundschaft! Gesegnet ist das Leben eines Jeden, der sie empfindet und erfährt, gesegnet ist Ihr Leben, mein verehrter Freund! Rom. Marie Ebner-Eschenbach.“

Diese Freundschaft Marie Ebners, die Rodenberg in Kunst und Leben nur durch sein eigenes Verdienst gewonnen und in einer nahezu vierzigjährigen Arbeitsgemeinschaft behauptet hat, zählte er bis an das Ende seiner Tage zum kostbarsten Besitz seines Daseins. Unter den Erzählern, die er für die „Deutsche Rundschau“ zu werben und festzuhalten verstand, war ihm neben Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer Marie von Ebner-Eschenbach am wertesten. „Ihre Freundschaft war sein Stolz, sein Glück“, hieß es (nach einem Tagebucheintrag der Dichterin vom Juni 1914) in dem Dank der Witwe Rodenberg für die von aufrichtiger

Trauer getragene Beileidsbezeugung der Ebner, die zuvor seinen durch sein hohes Alter bedingten Rücktritt von der Leitung der „Deutschen Rundschau“ schmerzlich beklagt und nun seinen Tod wie den Verlust eines unersetzlichen Wahlverwandten nicht verwinden konnte.

Die Achtzigerin gedachte noch für ein Rodenberg-Heft der „Deutschen Rundschau“ mit einer eigenen Würdigung ihres Musterredakteurs sich einzustellen: ein Vorhaben, dem, wie dem Rodenberg-Heft, der Krieg leider ein Ende machte. Desto dankbarer war der Biograph für die von Frau Professor Justine Rodenberg und Frau Gräfin Marie Kinsky gütig gewährte Erlaubnis, Einblick in den brieflichen Gedankenaustausch der Dichterin mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ zu erhalten: er sollte und er wird hoffentlich beispielgebend noch für kommende Geschlechter sein, in welcher Gesinnung echte Kunst gepflanzt und gepflegt werden kann. —

Dieselbe Jahreswende 1879/1880, die der Erzählerin den ersten entscheidenden Sieg in der „Deutschen Rundschau“ gewann, beschied ihr den Dank der Besten für ein Bändchen „Aphorismen“, dem Zeitschriften und Verleger jahrelang ebenso mißtrauisch abwehrend begegnet waren, wie den Freiherren von Gemperlein. Wie diese seither als klassisch anerkannte Meisterhumoreske froh sein mußte, sich, wie die Dichterin besorgte, im Massengrab eines Beamtenjahrbuches mehr versargt als versorgt zu sehen, fand sie für ihre Weisheitssprüche keine andere Zufluchtsstätte, als dieselben „Dioskuren“, die 1877 und 1878 für eine spärliche Auswahl je zwei Seiten zu Gebote stellten: unter diesen ersten Proben stand allerdings der prophetische Satz: „Nur, was für die Gegenwart zu gut ist, ist gut für die Zukunft.“

Was große Verleger hochnasig verschmäht hatten, nahm

ein Kleiner barmherzig an. 1879 erklärte sich Ebhardt in Berlin bereit zu Verhandlungen: „Der Verfasser soll aber dem Verleger entgegenkommen", verlangte er. Wie willig, und wie die Folge zeigt, wie sehr zum materiellen Schaden der Dichterin das geschah, werden wir noch hören. Immerhin erschienen die „Aphorismen" im Dezember 1879. „Sehr hübsch ausgestattet", rühmt das Tagebuch. „Kosten drei Gulden. Wer soll das kaufen? 300 Aphorismen um drei Gulden, kommt das Stück auf einen Kreuzer, das ist zu teuer." Sie hat geirrt. Die Zahl der Auflagen hat sich versechsfacht, die Zahl der Sprüche bis zu ihrem Tode mindestens verdoppelt. Und nicht nur ziffernmäßig wurden ihre Befürchtungen um die Zukunft ihrer Aphorismen widerlegt.

Sie, die bei der Zueignung der Urausgabe: „Meinen Freunden widme ich dies kleine Buch" bescheiden nur an eine Handvoll Bekannter gedacht hatte, hörte durch den Widerhall, mit dem Tausende und Zehntausende Blatt um Blatt und Satz um Satz willkommen hießen, wie viel Unbekannte, darunter die Edelsten und Empfänglichsten, sich zu ihren Freunden zählten. U. A. ein gescheiter Tiroler Bauer, der das von einem Touristen vergessene Buch beständig las. Witz und Weisheit ihrer durchweg selbständigen Gedanken über den Weltlauf wurzeln in ihrer unbedingten Wahrhaftigkeit, und alle bunten Farben, in denen sie ihre Laune spielen läßt, führen zu dem einen reinen Lichtquell ihrer „sonnenhaften" Seele zurück.

In aller Anspruchslosigkeit behauptet sie das Recht ihres Geschlechts, auch in den heikelsten Problemen mitzureden, durch die epigrammatische Wendung: „Eine gescheite Frau hat Millionen Feinde, alle dummen Männer", und sie beglaubigte die Befugnis, daß auch nicht Schulgerechte neue Wege weisen, durch die Tatsache: „Dilettanten haben

nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues"; — Erzieher und Führer der Menschheit, die wirksamer als ungezählte Systematiker in scheinbar willkürlich aneinander gereihten Erfahrungs-Sätzen, Sentenzen, Ein- und Ausfällen — mehr als einmal auch durch fruchtbaren Widerspruch weckende Irrtümer — Keime kommender Ernten ausstreuen. „In einem guten Buch stehen mehr Wahrheiten", sagt in diesem Sinne ein Ebnerscher Aphorismus, „als sein Verfasser hineinzuschreiben meinte." Und nicht minder scheidet sie die Stimmführer durch die Beobachtung: „Es gibt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die anderen verdunkeln sie."

Marie Ebner gehört zur ersten Gruppe. Sie kennt menschliche Gebrechlichkeit, Halbheit, Eitelkeit, Verderbtheit, Verworfenheit von Grund aus, gewitzigt und geschädigt durch Heimsuchungen ihres Gatten, durch Leiden im eigenen Beruf, und sie verschweigt in ihren Aphorismen so wenig, wie in mancher erbarmungslosen Geschichte („Das Schädliche." „Die Totenwacht." „Glaubenslos" usw.) die Frevel und Sünden ihrer Mitmenschen nicht wehleidig. Selbsttäuschung und Lüge widerstreiten ihrem innersten Wesen. Ebendarum wird ihr Spiegel nie zum Zerrspiegel.

Die geniale Einseitigkeit Swifts, Chamforts, Schopenhauers, die an Welt und Gesellschaft in ihren Maximen und Reflexionen verzweifeln, kann einer Natur nichts anhaben, die sich lebenslang nicht nur in Worten, sondern durch die Tat zu der Überzeugung bekennt: „Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell." „Die

Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient nicht den Namen.“ „Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei.“ Wohlgemerkt: die Güte stärker in den Kern der Dinge dringender, durch keine noch so trüben Erlebnisse in ihren Pflichten zu beirrender Naturen, denn „die Gutmütigkeit gemeiner Menschen gleicht dem Irrlicht. Vertrau nur auf seinen gleißenden Schein, es führt dich gewiß in den Sumpf“.

Sie schenkt, wie dieses Beispiel zeigt, der satten Pharisäermoral, dem zahlungsfähigen Geschmack, läßlichem Selbstbetrug, nichts: nur hält sie es bei solchen Mahnungen wie Nathan mit Recha: ‚es ist Arznei, nicht Gift, was ich Dir reiche.‘ Selbst ihre schärfsten Spottreden mildert jene angeborene Anmut, die nach einem Aphorismus „ein Ausströmen reiner Harmonie ist.“ Frei von Selbstgefälligkeit war sie wählerisch in der Auslese dieser Aussprüche, von denen jeder nach ihrer Erklärung als „Aphorismus“ das letzte Glied einer langen Gedankenkette war. „Gedanken, die schockweise kommen, sind“, wie sie sagt, „Gesindel. Gute Gedanken erscheinen in kleiner Gesellschaft. Ein göttlicher Gedanke kommt allein.“

In Marie Ebners Gedankenwelt fühlt man sich erfrischt, wie in hoher Bergluft oder in salzhaltigem Meerbad. Wie die Mitlebenden werden deshalb noch kommende Geschlechter an ihren Aphorismen sich kühlen und erquicken. Auch von ihnen gilt Goethes Wort auf Shakespeare, daß der Geist ewig den Geist anregt. Und vor allem: diese Aphorismen sind das unübertreffliche, lebenstreue Selbstbildnis einer in ihrer Art einzigen Frau. Sie zeigen in Marie Ebners Zügen Schärfe des Geistes und Weichheit des Gemütes in herrlichstem Einklang.

7. Neue Freundschaften: Louise von François, Paul Heyse.

Vom 50. bis 70. Jahr.

Mühsam hatte Marie Ebner den langwierigen Aufstieg überwunden. Rast hielt die Fünfzigerin nun in ihrem jungen Ruhm indessen so wenig, wie nachmals die mit ihren unablässig wachsenden Leistungen immer allgemeiner anerkannte Sechzigerin und Siebzigerin und die als Achtzigerin von Alten und Neuesten aller Lager unbestrittene Matriarchin der deutschen Dichtung ihrer Tage. Quälende Leiden, ein jahrzehntelang peinigender Tic douloureux und ein lästiges Augenübel hinderte ihre Arbeiten auf die Dauer so wenig, wie nie verwundene Verluste: in den achtziger Jahren starb ein ihrem Herzen besonders nahestehender Neffe, der blutjunge Eugen Dubsky, Ende der neunziger Jahre ihr Gemahl.

Trost in physischen Beschwerden und seelischen Kümmernissen fand sie nur in ihrer triebfähigen Schöpferlust, die sich nicht genugtun konnte, die Anforderungen an das eigene Können zu steigern, unverdrossen zuzulernen, mit keinem abgeschlossenen Werk sich zufrieden zu geben. Alte zuverlässige Richter ihrer Erstlinge, Devrient, Münch, Laube sanken ins Grab. Neue traten an ihre Stelle.

Sonst über die Maßen zaghaft und zurückhaltend hatte Marie Ebner in enthusiastischer Aufwallung der Erzählerin der „Letzten Reckenburgerin“ aus freiem Antrieb sich brieflich genähert. Ihre huldigende Zuschrift wurde der Ausgangspunkt einer bis zum Tode

Duplex-Uhr von F. Alexy und Sandoz frères, die in der Erzählung Lotti beschrieben ist. Noch immer ist die gute alte eine meiner treuesten Zeitmesserinnen, und in meinem Testamente wurde sie Ihnen, lieber hochverehrter Freund, zur Erinnerung an jenen 31. Jänner bestimmt, an dem Sie schrieben, Lotti sei angenommen und werde schon im März in der Deutschen Rundschau erscheinen. Nun aber fragte ich mich schon oft, warum ich nicht noch bei Lebzeiten kommen soll und Sie bitten, nehmen Sie dieses kleine Andenken an Ihren dankbaren Schützling Frl. Feßler und die ebenso dankbare gehorsamst Unterzeichnete gütig und rücksichtsvoll auf. Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Man sollte meinen, daß keine andere Feder mit gleicher Feinheit solchen Herzenstakt verbinden könnte: Rodenbergs Dankbriefe werden zeigen, daß sie wert wären, in einer Novelle der Ebner ihren Schreiber zu kennzeichnen.

„Berlin, 14. Februar 1892. Meine theure, meine geliebte und verehrte Freundin! Ihr heutiger Brief hat mich freudig überrascht und wehmütig ergriffen. Wie kann ich Ihnen in wenig Worten für ein solches Geschenk danken, welches durch die Gesinnung, aus der es hervorgegangen, und die Hand, welche es bietet, einen unschätzbaren Wert für mich hat. Innig bewegt nehme ich die Lotti-Uhr an, obwol ich es fast schmerzlich empfinde, daß Sie sich davon trennen sollen. Aber Sie wissen, was diese Gabe mir bedeutet, sie soll mich auf der letzten Strecke meines Lebens begleiten und jede Stunde, die sie zeigen wird, mir verschönern durch den Gedanken an die große Dichterin, welche Freundin nennen zu dürfen ich als den krönenden Gipfel meiner literarischen Laufbahn betrachte. Ja, Sie hatten Recht, mich die Fülle dieses Glückes fühlen zu lassen, solange wir Beide noch unter den Lebenden, Wirkenden, Schaffenden sind, und mir das Pfand einer Gemeinschaft nicht vorzuenthalten, die meinerseits auf der reinsten Verehrung beruht und in der Hoffnung lebt, daß, wie es mir vergönnt war, der erste Verkünder Ihres Ruhmes zu sein, nun auch beschieden sein möge, noch eine Weile mich an ihm zu sonnen. So senden Sie denn die treue Gefährtin Ihrer Arbeit auf die weite Reise hierher: sie soll gut aufgenommen und gut aufgehoben sein; ihr und meines dank-

baren Herzens Pochen sollen einträchtiglich mit einander gehen — solange es Gott gefällt. In Freundschaft ergeben Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Vier Tage danach, 18. Februar 1892, ist die Uhr bei ihm eingetroffen:

„Theure Freundin! Noch einmal Dank — und jetzt erst der rechte, seitdem Ihre Lotti-Uhr an meinem Herzen klopft, dem Platze, den sie nicht mehr verlassen soll, solange das Herz noch schlägt. Offen gestanden, ich erinnerte mich so genau nicht mehr und hätte nicht etwas so Kostbares erwartet. In der That, ein Geschenk unvergleichlich durch seinen Wert und Ihre Zuschrift. Wie silberfein dies Stimmchen, das mir beständig von Ihnen sprechen wird, wie rein und klar das Antlitz dieses Zifferblattes und wie zart der Zeiger, der mir die Stunde weist und selbst in der trübsten sagen wird, daß Freundschaft sie mit mir theilt. Ja, theure Freundin, dies Alles wird Ihre Uhr für mich thun, sie wird mich glücklich machen, wenn ich mit ihr allein bin, und stolz, wenn ich sie Anderen zeigen darf. Wenn die Uhr Dingelstedts, die dessen Kinder mir verehrt haben, mich stumm an die Vergangenheit mahnt, so wird die Ihre den Glauben und das Vertrauen an eine Zukunft lebendig erhalten, in der wir einander gut und treu bleiben und mit einander arbeiten werden, solange das Leben selber währt. Ich drücke Ihre lieben Hände und bin in Dankbarkeit und Verehrung unwandelbar Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Marie Ebner kam mit einem allerliebsten Scherz über alle Rührung fort: „Ihr Brief — wie oft habe ich Ihnen das schon gesagt als Mitarbeiterin? — macht mich glücklich. Ich habe so recht das Gefühl einer Person, die verwöhnt wird, und ich weiß mir nichts schöneres, nicht besseres, als verwöhnt werden von Menschen, die man liebt und verehrt. Möge die Lotti-Uhr ihre Schuldigkeit thun und Sie täglich überraschen durch ihre Pünktlichkeit. Dank also, Dank, mein theurer, hochverehrter Freund. Es bleibt Ihnen unwandelbar treu ergeben bis ans Ende Ihre alte Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Sie hat Wort gehalten. Sie stiftete der von ihm geleiteten „Deutschen Rundschau“ noch eine Reihe von Prachtbeiträgen (Die Totenwacht — Mazlans Frau — Glaubenslos? — Rittmeister Brand — Verschollen — Der Erstgeborene, dessen Handschrift er dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar stiftete — Der Vorzugsschüler — Meine Kinderjahre — Der Einbruch, später ungetauft „Der Herr Hofrat“), die Rodenberg mit alterprobter jugendlicher Empfänglichkeit der Freundin gegenüber würdigte, jederzeit erbaut durch Wollen und Können der Ebner, bis zur allerletzten Gabe zugleich freimütig in Einwendungen und Änderungsvorschlägen.

Die emsigen Briefschreiber sollten einander, ein halbes Menschenalter nach Rodenbergs erstem Wiener Besuch, nur noch ein einziges Mal persönlich begegnen: Rodenbergs Tagebuch berichtet am 23. April 1896:

„Die schönsten Stunden, Montag nachmittag, verlebten wir in dem alten Hause der Ebner-Eschenbach, Rothethurmstraße 27 — so alt, daß der über achtzigjährige Feldmarschallleutnant seine Kindheit seit dem siebenten Jahre darin verlebte — in dem Zimmer, in welchem er seine Schülerarbeiten gemacht, rauchten wir unsere Cigarre. Das Diner war ausgesucht gut und verlief sehr heiter — neben Frau Marie v. Ebner-Eschenbach und ihrer Gesellschafterin (die die schönen Manuskripte schreibt) saß ich, wie ich selten bei einem Diner gesessen habe. Die Dame der besten Gesellschaft, die liebenswürdige, aufmerksame Wirtin, die wahrhafte Freundin vereinigte sich in ihr; ihre feine weiße Aristokratenhand, diese Hand, die so viel Schönes geschaffen, konnte ich nicht ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Ihre guten Augen, ihr Gesicht, jede ihrer Bewegungen atmeten Sanftmut. Sie war von ungemeiner Herzlichkeit gegen Justine und Alice (Rodenberg). Und die Blumen, die sie von ihrem Tische mitgenommen, werden unverwelklich für sie sein. Ganz zuletzt kam noch ein alter Kamerad des Feldmarschalls, einer mit dem er vor sechzig Jahren auf der Kriegsschule gewesen und seitdem in Freundschaft verbunden geblieben ist. Dann die uralten Ahnenbilder der Ebner bis ins zwölfte Jahrhundert; der alte

Herr ist der Cousin seiner Frau, seine Mutter war eine Dubsky. Das Bild seiner Gemalin, die er mit achtzehn Jahren geheiratet, als Braut von jugendlichem Liebreiz. Er beklagte, daß das Haus, in dem sie fast ihr ganzes Leben gelebt, so bald niedergerissen werden würde, denn der Demolirungs-Proceß im Innern der Stadt ist in unaufhaltsamem Gange" —:

Das schicksalreiche, von der Dichterin anschaulich in den „Kinderjahren" geschilderte Rabenhaus mußte noch bei ihren Lebzeiten einem neumodischen Häuserblock weichen.

1897 ließ Marie Ebner auf das Widmungsblatt ihrer Erzählungen „Alte Schule" drucken: „Herrn Doctor Julius Rodenberg zugeeignet." Eine Auszeichnung, für die der brave Mann nicht nur brieflich mit der eingehenden Erklärung dankte, daß und warum auch er sich allen Neuerern zum Trotz dauernd mit Marie Ebner zur alten Schule bekenne: er stellte sich 1907 mit einer Gegengabe, dem Idyll „Aus der Kindheit", nach meinem Geschmack dem lieblichsten Buch Rodenbergs, ein, dessen ergreifender Widmungsbrief, an die Ebner gerichtet, dem Schreiber und der Empfängerin zu gleicher Ehre gereicht.

Liebe, verehrte Freundin!

Woher nehme ich den Mut, Ihren gefeierten Namen auf das erste dieser Blätter zu schreiben? Sie haben ihn mir gegeben und unter Ihrem Schutze mögen sie hinausgehen. Jahrelang haben sie, vielfach vorgenommen, immer wieder zurückgelegt, in meinem Pulte geschlummert, bis Sie sie erweckten.

Erinnern Sie sich, was ich Ihnen anvertraute, nachdem ich, noch in der Handschrift, Ihr herrliches Werk „Meine Kinderjahre" gelesen hatte, und welches Versprechen ich Ihnen damals gab? Ich will es, wenn auch nicht ohne Zagen, halten; und einer Freundschaft sicher, die auch die bescheidene Gabe nicht verschmäht, seien diese Erinnerungen aus der Kindheit Ihnen gewidmet.

Berlin, im November 1906. J. R.

Am siebzigsten Geburtstage Rodenbergs war die Ebner in Rom. Sie beschenkt ihn nicht bloß mit ihrem

Bild und einer zweiten Lotti-Uhr; sie schließt sich dem Freundeskreis an, der ihm einen Brief Schillers als Liebesgabe darbringt. Und das Gedenkbuch, das die Nächsten im Verlag von Gebrüder Paetel drucken ließen, bringt gleich nach Elwin Paetels Einleitung an erster Stelle „an Professor Doktor Julius Rodenberg zum 26. Juni 1901" einen Brief der Meisterin:

„Lieber, Verehrtester! Heute kommen Ihre Getreuen in Scharen heran, Sie zu beglückwünschen, und jeder denkt dabei: uns selbst ist Glück zu wünschen, daß er da ist, daß wir ihn haben. In allen Tonarten wird man Sie preisen, dem edlen Menschen, dem Poeten, dem Schriftsteller, dem Leiter einer führenden Zeitschrift, aus der Tausende Belehrung und Erquickung schöpfen, Huldigungen darbringen. Ich stimme jedem warmen Worte, das zu Ihnen gesprochen wird, bei und lobe mir im Stillen — den Freund. Dem danke ich heute, dem immer Getreuen, dem Förderer und Beschützer meiner geistigen Kinder. Ihn begrüße ich nicht bloß wie Eine, die theilnimmt an seinem Feste, sondern wie Eine, die dazu gehört. Sie selbst geben mir dieses Recht, und mit freudigem Stolze mache ich es geltend. Unserem kleinen Stern Erde wird zwar viel Böses nachgesagt; das aber kann der verbissenste Pessimist nicht leugnen, daß etwas Köstliches auf ihr gedeiht: echte, treue Freundschaft! Gesegnet ist das Leben eines Jeden, der sie empfindet und erfährt, gesegnet ist Ihr Leben, mein verehrter Freund! Rom. Marie Ebner-Eschenbach."

Diese Freundschaft Marie Ebners, die Rodenberg in Kunst und Leben nur durch sein eigenes Verdienst gewonnen und in einer nahezu vierzigjährigen Arbeitsgemeinschaft behauptet hat, zählte er bis an das Ende seiner Tage zum kostbarsten Besitz seines Daseins. Unter den Erzählern, die er für die „Deutsche Rundschau" zu werben und festzuhalten verstand, war ihm neben Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer Marie von Ebner-Eschenbach am wertesten. „Ihre Freundschaft war sein Stolz, sein Glück", hieß es (nach einem Tagebucheintrag der Dichterin vom Juni 1914) in dem Dank der Witwe Rodenberg für die von aufrichtiger

Trauer getragene Beileidsbezeugung der Ebner, die zuvor seinen durch sein hohes Alter bedingten Rücktritt von der Leitung der „Deutschen Rundschau“ schmerzlich beklagt und nun seinen Tod wie den Verlust eines unersetzlichen Wahlverwandten nicht verwinden konnte.

Die Achtzigerin gedachte noch für ein Rodenberg-Heft der „Deutschen Rundschau“ mit einer eigenen Würdigung ihres Musterredakteurs sich einzustellen: ein Vorhaben, dem, wie dem Rodenberg-Heft, der Krieg leider ein Ende machte. Desto dankbarer war der Biograph für die von Frau Professor Justine Rodenberg und Frau Gräfin Marie Kinsky gütig gewährte Erlaubnis, Einblick in den brieflichen Gedankenaustausch der Dichterin mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ zu erhalten: er sollte und er wird hoffentlich beispielgebend noch für kommende Geschlechter sein, in welcher Gesinnung echte Kunst gepflanzt und gepflegt werden kann. —

Dieselbe Jahreswende 1879/1880, die der Erzählerin den ersten entscheidenden Sieg in der „Deutschen Rundschau“ gewann, beschied ihr den Dank der Besten für ein Bändchen „Aphorismen“, dem Zeitschriften und Verleger jahrelang ebenso mißtrauisch abwehrend begegnet waren, wie den Freiherren von Gemperlein. Wie diese seither als klassisch anerkannte Meisterhumoreske froh sein mußte, sich, wie die Dichterin besorgte, im Massengrab eines Beamtenjahrbuches mehr versargt als versorgt zu sehen, fand sie für ihre Weisheitssprüche keine andere Zufluchtsstätte, als dieselben „Dioskuren“, die 1877 und 1878 für eine spärliche Auswahl je zwei Seiten zu Gebote stellten: unter diesen ersten Proben stand allerdings der prophetische Satz: „Nur, was für die Gegenwart zu gut ist, ist gut für die Zukunft.“

Was große Verleger hochnasig verschmäht hatten, nahm

ein Kleiner barmherzig an. 1879 erklärte sich Ebhardt in Berlin bereit zu Verhandlungen: „Der Verfasser soll aber dem Verleger entgegenkommen", verlangte er. Wie willig, und wie die Folge zeigt, wie sehr zum materiellen Schaden der Dichterin das geschah, werden wir noch hören. Immerhin erschienen die „Aphorismen" im Dezember 1879. „Sehr hübsch ausgestattet", rühmt das Tagebuch. „Kosten drei Gulden. Wer soll das kaufen? 300 Aphorismen um drei Gulden, kommt das Stück auf einen Kreuzer, das ist zu teuer." Sie hat geirrt. Die Zahl der Auflagen hat sich versechsfacht, die Zahl der Sprüche bis zu ihrem Tode mindestens verdoppelt. Und nicht nur ziffernmäßig wurden ihre Befürchtungen um die Zukunft ihrer Aphorismen widerlegt.

Sie, die bei der Zueignung der Urausgabe: „Meinen Freunden widme ich dies kleine Buch" bescheiden nur an eine Handvoll Bekannter gedacht hatte, hörte durch den Widerhall, mit dem Tausende und Zehntausende Blatt um Blatt und Satz um Satz willkommen hießen, wie viel Unbekannte, darunter die Edelsten und Empfänglichsten, sich zu ihren Freunden zählten. U. A. ein gescheiter Tiroler Bauer, der das von einem Touristen vergessene Buch beständig las. Witz und Weisheit ihrer durchweg selbständigen Gedanken über den Weltlauf wurzeln in ihrer unbedingten Wahrhaftigkeit, und alle bunten Farben, in denen sie ihre Laune spielen läßt, führen zu dem einen reinen Lichtquell ihrer „sonnenhaften" Seele zurück.

In aller Anspruchslosigkeit behauptet sie das Recht ihres Geschlechts, auch in den heikelsten Problemen mitzureden, durch die epigrammatische Wendung: „Eine gescheite Frau hat Millionen Feinde, alle dummen Männer", und sie beglaubigte die Befugnis, daß auch nicht Schulgerechte neue Wege weisen, durch die Tatsache: „Dilettanten haben

nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues"; — Erzieher und Führer der Menschheit, die wirksamer als ungezählte Systematiker in scheinbar willkürlich aneinander gereihten Erfahrungs-Sätzen, Sentenzen, Ein- und Ausfällen — mehr als einmal auch durch fruchtbaren Widerspruch weckende Irrtümer — Keime kommender Ernten ausstreuen. „In einem guten Buch stehen mehr Wahrheiten", sagt in diesem Sinne ein Ebnerscher Aphorismus, „als sein Verfasser hineinzuschreiben meinte." Und nicht minder scheidet sie die Stimmführer durch die Beobachtung: „Es gibt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die anderen verdunkeln sie."

Marie Ebner gehört zur ersten Gruppe. Sie kennt menschliche Gebrechlichkeit, Halbheit, Eitelkeit, Verderbtheit, Verworfenheit von Grund aus, gewitzigt und geschädigt durch Heimsuchungen ihres Gatten, durch Leiden im eigenen Beruf, und sie verschweigt in ihren Aphorismen so wenig, wie in mancher erbarmungslosen Geschichte („Das Schädliche." „Die Totenwacht." „Glaubenslos" usw.) die Frevel und Sünden ihrer Mitmenschen nicht wehleidig. Selbsttäuschung und Lüge widerstreiten ihrem innersten Wesen. Ebendarum wird ihr Spiegel nie zum Zerrspiegel.

Die geniale Einseitigkeit Swifts, Chamforts, Schopenhauers, die an Welt und Gesellschaft in ihren Maximen und Reflexionen verzweifeln, kann einer Natur nichts anhaben, die sich lebenslang nicht nur in Worten, sondern durch die Tat zu der Überzeugung bekennt: „Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell." „Die

daran gelegt habe, diese Hand, die seitdem eine Meisterhand geworden.

An seinem sechzigsten Geburtstage fühlt er sich durch ihre herzenswarmen Wünsche besonders erhoben; mehr als sie ahnen könne, sei sie bei der Feier beteiligt gewesen: kaum ein Festgruß, Trinkspruch, Artikel zu seinen Ehren habe unerwähnt gelassen, daß Rodenberg durch die „Rundschau" die Ebner zuerst in ihrer vollen Größe gezeigt habe. „Und in der That, wenn ich jedes andere Verdienst zurückweisen muß: auf dieses bin ich stolz, wenngleich es immer noch mehr mein gutes Glück als mein Verdienst gewesen ist." Der unausbleibliche Schluß des Dankbriefes wirbt um einen neuen Beitrag für die „Rundschau": das wäre sein schönstes Festgeschenk.

Die Dichterin kündigt die Gabe aus Sankt Gilgen an, eine Erzählung: „Sie heißt, „Albrecht Oversberg" und wird von einem Wirtschaftsbeamten anderen Beamten, seinen Untergebenen, erzählt. Ich kenne diesen Erzähler persönlich und muß leider gestehen, daß seine Redeweise nicht die feinste ist. Auch fehlt ihm und seinen Zuhörern (mit Ausnahme Eines unter ihnen) der Maßstab für den Wert des Menschen, von dem er spricht. Aber zwischen dem Leser und mir soll sich hinter dem Rücken des Berichterstatters ein stilles Einverständnis bilden, und ich hoffe von meinem bescheidenen Helden mehr verraten zu haben, als der Herr Director sich träumen läßt." Rodenberg läßt sich das Gericht, das den Lesern der „Rundschau" zugleich mit C. F. Meyers neuer (leider seiner letzten) Novelle „Angela Borgia" aufgetischt wurde, beim Vorkosten als Kenner munden: „Das ist Ihnen herrlich gelungen. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Schlichtheit und Natürlichkeit des Vortrags oder

die Kunst, die sich darin ich sollte eher sagen verbirgt als offenbart! Welches Behagen ist über diese Tafelrunde gebreitet, mit welchem Humor ist Alles in Szene gesetzt, wie lebendig und individuell eine jede dieser Menschenfiguren angelegt und durchgeführt, und mit welcher Macht tritt aus dieser harmlosen Umgebung das erschütternde Bild heraus, von dessen tragischer Wirkung der Erzähler selbst nicht einmal eine Ahnung hat. Und welch ein herziger Mensch ist er doch, dieser Inspector; wie gewinnt man ihn lieb in seiner kleinen Geschichte mit dem Dechanten." „Sie haben niemals ein in sich vollendeteres Werk geschaffen, als dieses dem Umfang nach ein so kleines; in der Reihe dessen, was die Welt Ihnen verdankt, wird dieser Oversberg immer wie ein Edelstein vom reinsten Feuer sein."

Nicht die geringste (von der Ebner verlangte und erwartete) Ausstellung hat er zu machen, nur — mit den Gänsefüßchen habe sie sich in dem belebten Hin und Wider des Tischgespräches hier und da ein paarmal geirrt, darauf allein könne sich seine redaktionelle Tätigkeit beschränken. Mit derselben Post nimmt — unbesehen — er auch ihre „Prinzessin Leiladin" an, um nach der Lektüre der „aufrichtig bewunderten Freundin" zu sagen, daß er von der Dichtung, die er als Märchen für große Kinder nur mit Zagen zu lesen begann, hingerissen wurde.

In den nächsten Tagen, so kündigt die Ebner am 3. Februar an, wird sich erlauben, Ihnen mit einer Bitte zu nahen, die sie schon lang auf dem Herzen hat, Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner. Am 12. Februar 1892 schreibt sie:

„Mein lieber, verehrter Freund! Was ich zu bitten habe, ist: lachen Sie mich nicht aus! Sie werden in den allernächsten Tagen eine nicht mehr neue Uhr zugeschickt bekommen, dieselbe

Duplex-Uhr von F. Alexy und Sandoz frères, die in der Erzählung Lotti beschrieben ist. Noch immer ist die gute alte eine meiner treuesten Zeitmesserinnen, und in meinem Testamente wurde sie Ihnen, lieber hochverehrter Freund, zur Erinnerung an jenen 31. Jänner bestimmt, an dem Sie schrieben, Lotti sei angenommen und werde schon im März in der Deutschen Rundschau erscheinen. Nun aber fragte ich mich schon oft, warum ich nicht noch bei Lebzeiten kommen soll und Sie bitten, nehmen Sie dieses kleine Andenken an Ihren dankbaren Schützling Frl. Feßler und die ebenso dankbare gehorsamst Unterzeichnete gütig und rücksichtsvoll auf. Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Man sollte meinen, daß keine andere Feder mit gleicher Feinheit solchen Herzenstakt verbinden könnte: Rodenbergs Dankbriefe werden zeigen, daß sie wert wären, in einer Novelle der Ebner ihren Schreiber zu kennzeichnen.

„Berlin, 14. Februar 1892. Meine theure, meine geliebte und verehrte Freundin! Ihr heutiger Brief hat mich freudig überrascht und wehmütig ergriffen. Wie kann ich Ihnen in wenig Worten für ein solches Geschenk danken, welches durch die Gesinnung, aus der es hervorgegangen, und die Hand, welche es bietet, einen unschätzbaren Wert für mich hat. Innig bewegt nehme ich die Lotti-Uhr an, obwol ich es fast schmerzlich empfinde, daß Sie sich davon trennen sollen. Aber Sie wissen, was diese Gabe mir bedeutet, sie soll mich auf der letzten Strecke meines Lebens begleiten und jede Stunde, die sie zeigen wird, mir verschönern durch den Gedanken an die große Dichterin, welche Freundin nennen zu dürfen ich als den krönenden Gipfel meiner literarischen Laufbahn betrachte. Ja, Sie hatten Recht, mich die Fülle dieses Glückes fühlen zu lassen, solange wir Beide noch unter den Lebenden, Wirkenden, Schaffenden sind, und mir das Pfand einer Gemeinschaft nicht vorzuenthalten, die meinerseits auf der reinsten Verehrung beruht und in der Hoffnung lebt, daß, wie es mir vergönnt war, der erste Verkünder Ihres Ruhmes zu sein, nun auch beschieden sein möge, noch eine Weile mich an ihm zu sonnen. So senden Sie denn die treue Gefährtin Ihrer Arbeit auf die weite Reise hierher: sie soll gut aufgenommen und gut aufgehoben sein; ihr und meines dank-

baren Herzens Pochen sollen einträchtiglich mit einander gehen — solange es Gott gefällt. In Freundschaft ergeben Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Vier Tage danach, 18. Februar 1892, ist die Uhr bei ihm eingetroffen:

„Theure Freundin! Noch einmal Dank — und jetzt erst der rechte, seitdem Ihre Lotti-Uhr an meinem Herzen klopft, dem Platze, den sie nicht mehr verlassen soll, solange das Herz noch schlägt. Offen gestanden, ich erinnerte mich so genau nicht mehr und hätte nicht etwas so Kostbares erwartet. In der That, ein Geschenk unvergleichlich durch seinen Wert und Ihre Zuschrift. Wie silbersein dies Stimmchen, das mir beständig von Ihnen sprechen wird, wie rein und klar das Antlitz dieses Zifferblattes und wie zart der Zeiger, der mir die Stunde weist und selbst in der trübsten sagen wird, daß Freundschaft sie mit mir theilt. Ja, theure Freundin, dies Alles wird Ihre Uhr für mich thun, sie wird mich glücklich machen, wenn ich mit ihr allein bin, und stolz, wenn ich sie Anderen zeigen darf. Wenn die Uhr Dingelstedts, die dessen Kinder mir verehrt haben, mich stumm an die Vergangenheit mahnt, so wird die Ihre den Glauben und das Vertrauen an eine Zukunft lebendig erhalten, in der wir einander gut und treu bleiben und mit einander arbeiten werden, solange das Leben selber währt. Ich drücke Ihre lieben Hände und bin in Dankbarkeit und Verehrung unwandelbar Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Marie Ebner kam mit einem allerliebsten Scherz über alle Rührung fort: „Ihr Brief — wie oft habe ich Ihnen das schon gesagt als Mitarbeiterin? — macht mich glücklich. Ich habe so recht das Gefühl einer Person, die verwöhnt wird, und ich weiß mir nichts schöneres, nicht besseres, als verwöhnt werden von Menschen, die man liebt und verehrt. Möge die Lotti-Uhr ihre Schuldigkeit thun und Sie täglich überraschen durch ihre Pünktlichkeit. Dank also, Dank, mein theurer, hochverehrter Freund. Es bleibt Ihnen unwandelbar treu ergeben bis ans Ende Ihre alte Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Sie hat Wort gehalten. Sie stiftete der von ihm geleiteten „Deutschen Rundschau“ noch eine Reihe von Prachtbeiträgen (Die Totenwacht — Mazlans Frau — Glaubenslos? — Rittmeister Brand — Verschollen — Der Erstgeborene, dessen Handschrift er dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar stiftete — Der Vorzugsschüler — Meine Kinderjahre — Der Einbruch, später ungetauft „Der Herr Hofrat“), die Rodenberg mit alterprobter jugendlicher Empfänglichkeit der Freundin gegenüber würdigte, jederzeit erbaut durch Wollen und Können der Ebner, bis zur allerletzten Gabe zugleich freimütig in Einwendungen und Änderungsvorschlägen.

Die emsigen Briefschreiber sollten einander, ein halbes Menschenalter nach Rodenbergs erstem Wiener Besuch, nur noch ein einziges Mal persönlich begegnen: Rodenbergs Tagebuch berichtet am 23. April 1896:

„Die schönsten Stunden, Montag nachmittag, verlebten wir in dem alten Hause der Ebner-Eschenbach, Rothethurmstraße 27 — so alt, daß der über achtzigjährige Feldmarschalleutnant seine Kindheit seit dem siebenten Jahre darin verlebte — in dem Zimmer, in welchem er seine Schülerarbeiten gemacht, rauchten wir unsere Cigarre. Das Diner war ausgesucht gut und verlief sehr heiter — neben Frau Marie v. Ebner-Eschenbach und ihrer Gesellschafterin (die die schönen Manuskripte schreibt) saß ich, wie ich selten bei einem Diner gesessen habe. Die Dame der besten Gesellschaft, die liebenswürdige, aufmerksame Wirtin, die wahrhafte Freundin vereinigte sich in ihr; ihre feine weiße Aristokratenhand, diese Hand, die so viel Schönes geschaffen, konnte ich nicht ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Ihre guten Augen, ihr Gesicht, jede ihrer Bewegungen atmeten Sanftmut. Sie war von ungemeiner Herzlichkeit gegen Justine und Alice (Rodenberg). Und die Blumen, die sie von ihrem Tische mitgenommen, werden unverwelklich für sie sein. Ganz zuletzt kam noch ein alter Kamerad des Feldmarschalls, einer mit dem er vor sechzig Jahren auf der Kriegsschule gewesen und seitdem in Freundschaft verbunden geblieben ist. Dann die uralten Ahnenbilder der Ebner bis ins zwölfte Jahrhundert; der alte

Herr ist der Cousin seiner Frau, seine Mutter war eine Dubsky. Das Bild seiner Gemalin, die er mit achtzehn Jahren geheiratet, als Braut von jugendlichem Liebreiz. Er beklagte, daß das Haus, in dem sie fast ihr ganzes Leben gelebt, so bald niedergerissen werden würde, denn der Demolirungs-Proceß im Innern der Stadt ist in unaufhaltsamem Gange" —:

Das schicksalreiche, von der Dichterin anschaulich in den „Kinderjahren" geschilderte Rabenhaus mußte noch bei ihren Lebzeiten einem neumodischen Häuserblock weichen.

1897 ließ Marie Ebner auf das Widmungsblatt ihrer Erzählungen „Alte Schule" drucken: „Herrn Doctor Julius Rodenberg zugeeignet." Eine Auszeichnung, für die der brave Mann nicht nur brieflich mit der eingehenden Erklärung dankte, daß und warum auch er sich allen Neuerern zum Trotz dauernd mit Marie Ebner zur alten Schule bekenne: er stellte sich 1907 mit einer Gegengabe, dem Idyll „Aus der Kindheit", nach meinem Geschmack dem lieblichsten Buch Rodenbergs, ein, dessen ergreifender Widmungsbrief, an die Ebner gerichtet, dem Schreiber und der Empfängerin zu gleicher Ehre gereicht.

Liebe, verehrte Freundin!

Woher nehme ich den Mut, Ihren gefeierten Namen auf das erste dieser Blätter zu schreiben? Sie haben ihn mir gegeben und unter Ihrem Schutze mögen sie hinausgehen. Jahrelang haben sie, vielfach vorgenommen, immer wieder zurückgelegt, in meinem Pulte geschlummert, bis Sie sie erweckten.

Erinnern Sie sich, was ich Ihnen anvertraute, nachdem ich, noch in der Handschrift, Ihr herrliches Werk „Meine Kinderjahre" gelesen hatte, und welches Versprechen ich Ihnen damals gab? Ich will es, wenn auch nicht ohne Zagen, halten; und einer Freundschaft sicher, die auch die bescheidene Gabe nicht verschmäht, seien diese Erinnerungen aus der Kindheit Ihnen gewidmet.

Berlin, im November 1906. J. R.

Am siebzigsten Geburtstage Rodenbergs war die Ebner in Rom. Sie beschenkt ihn nicht bloß mit ihrem

Bild und einer zweiten Lotti-Uhr; sie schließt sich dem Freundeskreis an, der ihm einen Brief Schillers als Liebesgabe darbringt. Und das Gedenkbuch, das die Nächsten im Verlag von Gebrüder Paetel drucken ließen, bringt gleich nach Elwin Paetels Einleitung an erster Stelle „an Professor Doktor Julius Rodenberg zum 26. Juni 1901“ einen Brief der Meisterin:

„Lieber, Verehrtester! Heute kommen Ihre Getreuen in Scharen heran, Sie zu beglückwünschen, und jeder denkt dabei: uns selbst ist Glück zu wünschen, daß er da ist, daß wir ihn haben. In allen Tonarten wird man Sie preisen, dem edlen Menschen, dem Poeten, dem Schriftsteller, dem Leiter einer führenden Zeitschrift, aus der Tausende Belehrung und Erquickung schöpfen, Huldigungen darbringen. Ich stimme jedem warmen Worte, das zu Ihnen gesprochen wird, bei und lobe mir im Stillen — den Freund. Dem danke ich heute, dem immer Getreuen, dem Förderer und Beschützer meiner geistigen Kinder. Ihn begrüße ich nicht bloß wie Eine, die theilnimmt an seinem Feste, sondern wie Eine, die dazu gehört. Sie selbst geben mir dieses Recht, und mit freudigem Stolze mache ich es geltend. Unserem kleinen Stern Erde wird zwar viel Böses nachgesagt; das aber kann der verbissenste Pessimist nicht leugnen, daß etwas Köstliches auf ihr gedeiht: echte, treue Freundschaft! Gesegnet ist das Leben eines Jeden, der sie empfindet und erfährt, gesegnet ist Ihr Leben, mein verehrter Freund! Rom. Marie Ebner-Eschenbach.“

Diese Freundschaft Marie Ebners, die Rodenberg in Kunst und Leben nur durch sein eigenes Verdienst gewonnen und in einer nahezu vierzigjährigen Arbeitsgemeinschaft behauptet hat, zählte er bis an das Ende seiner Tage zum kostbarsten Besitz seines Daseins. Unter den Erzählern, die er für die „Deutsche Rundschau“ zu werben und festzuhalten verstand, war ihm neben Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer Marie von Ebner-Eschenbach am wertesten. „Ihre Freundschaft war sein Stolz, sein Glück“, hieß es (nach einem Tagebucheintrag der Dichterin vom Juni 1914) in dem Dank der Witwe Rodenberg für die von aufrichtiger

Trauer getragene Beileidsbezeugung der Ebner, die zuvor seinen durch sein hohes Alter bedingten Rücktritt von der Leitung der „Deutschen Rundschau“ schmerzlich beklagt und nun seinen Tod wie den Verlust eines unersetzlichen Wahlverwandten nicht verwinden konnte.

Die Achtzigerin gedachte noch für ein Rodenberg-Heft der „Deutschen Rundschau“ mit einer eigenen Würdigung ihres Musterredakteurs sich einzustellen: ein Vorhaben, dem, wie dem Rodenberg-Heft, der Krieg leider ein Ende machte. Desto dankbarer war der Biograph für die von Frau Professor Justine Rodenberg und Frau Gräfin Marie Kinsky gütig gewährte Erlaubnis, Einblick in den brieflichen Gedankenaustausch der Dichterin mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ zu erhalten: er sollte und er wird hoffentlich beispielgebend noch für kommende Geschlechter sein, in welcher Gesinnung echte Kunst gepflanzt und gepflegt werden kann. —

Dieselbe Jahreswende 1879/1880, die der Erzählerin den ersten entscheidenden Sieg in der „Deutschen Rundschau“ gewann, beschied ihr den Dank der Besten für ein Bändchen „Aphorismen“, dem Zeitschriften und Verleger jahrelang ebenso mißtrauisch abwehrend begegnet waren, wie den Freiherren von Gemperlein. Wie diese seither als klassisch anerkannte Meisterhumoreske froh sein mußte, sich, wie die Dichterin besorgte, im Massengrab eines Beamtenjahrbuches mehr versargt als versorgt zu sehen, fand sie für ihre Weisheitssprüche keine andere Zufluchtsstätte, als dieselben „Dioskuren“, die 1877 und 1878 für eine spärliche Auswahl je zwei Seiten zu Gebote stellten: unter diesen ersten Proben stand allerdings der prophetische Satz: „Nur, was für die Gegenwart zu gut ist, ist gut für die Zukunft.“

Was große Verleger hochnasig verschmäht hatten, nahm

ein Kleiner barmherzig an. 1879 erklärte sich Ebhardt in Berlin bereit zu Verhandlungen: „Der Verfasser soll aber dem Verleger entgegenkommen", verlangte er. Wie willig, und wie die Folge zeigt, wie sehr zum materiellen Schaden der Dichterin das geschah, werden wir noch hören. Immerhin erschienen die „Aphorismen" im Dezember 1879. „Sehr hübsch ausgestattet", rühmt das Tagebuch. „Kosten drei Gulden. Wer soll das kaufen? 300 Aphorismen um drei Gulden, kommt das Stück auf einen Kreuzer, das ist zu teuer." Sie hat geirrt. Die Zahl der Auflagen hat sich versechsfacht, die Zahl der Sprüche bis zu ihrem Tode mindestens verdoppelt. Und nicht nur ziffernmäßig wurden ihre Befürchtungen um die Zukunft ihrer Aphorismen widerlegt.

Sie, die bei der Zueignung der Urausgabe: „Meinen Freunden widme ich dies kleine Buch" bescheiden nur an eine Handvoll Bekannter gedacht hatte, hörte durch den Widerhall, mit dem Tausende und Zehntausende Blatt um Blatt und Satz um Satz willkommen hießen, wie viel Unbekannte, darunter die Edelsten und Empfänglichsten, sich zu ihren Freunden zählten. U. A. ein gescheiter Tiroler Bauer, der das von einem Touristen vergessene Buch beständig las. Witz und Weisheit ihrer durchweg selbständigen Gedanken über den Weltlauf wurzeln in ihrer unbedingten Wahrhaftigkeit, und alle bunten Farben, in denen sie ihre Laune spielen läßt, führen zu dem einen reinen Lichtquell ihrer „sonnenhaften" Seele zurück.

In aller Anspruchslosigkeit behauptet sie das Recht ihres Geschlechts, auch in den heikelsten Problemen mitzureden, durch die epigrammatische Wendung: „Eine gescheite Frau hat Millionen Feinde, alle dummen Männer", und sie beglaubigte die Befugnis, daß auch nicht Schulgerechte neue Wege weisen, durch die Tatsache: „Dilettanten haben

nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues"; — Erzieher und Führer der Menschheit, die wirksamer als ungezählte Systematiker in scheinbar willkürlich aneinander gereihten Erfahrungs-Sätzen, Sentenzen, Ein- und Ausfällen — mehr als einmal auch durch fruchtbaren Widerspruch weckende Irrtümer — Keime kommender Ernten ausstreuen. „In einem guten Buch stehen mehr Wahrheiten", sagt in diesem Sinne ein Ebnerscher Aphorismus, „als sein Verfasser hineinzuschreiben meinte." Und nicht minder scheidet sie die Stimmführer durch die Beobachtung: „Es gibt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die anderen verdunkeln sie."

Marie Ebner gehört zur ersten Gruppe. Sie kennt menschliche Gebrechlichkeit, Halbheit, Eitelkeit, Verderbtheit, Verworfenheit von Grund aus, gewitzigt und geschädigt durch Heimsuchungen ihres Gatten, durch Leiden im eigenen Beruf, und sie verschweigt in ihren Aphorismen so wenig, wie in mancher erbarmungslosen Geschichte („Das Schädliche." „Die Totenwacht." „Glaubenslos" usw.) die Frevel und Sünden ihrer Mitmenschen nicht wehleidig. Selbsttäuschung und Lüge widerstreiten ihrem innersten Wesen. Ebendarum wird ihr Spiegel nie zum Zerrspiegel.

Die geniale Einseitigkeit Swifts, Chamforts, Schopenhauers, die an Welt und Gesellschaft in ihren Maximen und Reflexionen verzweifeln, kann einer Natur nichts anhaben, die sich lebenslang nicht nur in Worten, sondern durch die Tat zu der Überzeugung bekennt: „Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell." „Die

Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient nicht den Namen." „Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei." Wohlgemerkt: die Güte stärker in den Kern der Dinge dringender, durch keine noch so trüben Erlebnisse in ihren Pflichten zu beirrender Naturen, denn „die Gutmütigkeit gemeiner Menschen gleicht dem Irrlicht. Vertrau nur auf seinen gleißenden Schein, es führt dich gewiß in den Sumpf".

Sie schenkt, wie dieses Beispiel zeigt, der satten Pharisäermoral, dem zahlungsfähigen Geschmack, läßlichem Selbstbetrug, nichts: nur hält sie es bei solchen Mahnungen wie Nathan mit Recha: ‚es ist Arznei, nicht Gift, was ich Dir reiche.' Selbst ihre schärfsten Spottreden mildert jene angeborene Anmut, die nach einem Aphorismus „ein Ausströmen reiner Harmonie ist." Frei von Selbstgefälligkeit war sie wählerisch in der Auslese dieser Aussprüche, von denen jeder nach ihrer Erklärung als „Aphorismus" das letzte Glied einer langen Gedankenkette war. „Gedanken, die schockweise kommen, sind", wie sie sagt, „Gesindel, Gute Gedanken erscheinen in kleiner Gesellschaft. Ein göttlicher Gedanke kommt allein."

In Marie Ebners Gedankenwelt fühlt man sich erfrischt, wie in hoher Bergluft oder in salzhaltigem Meerbad. Wie die Mitlebenden werden deshalb noch kommende Geschlechter an ihren Aphorismen sich kühlen und erquicken. Auch von ihnen gilt Goethes Wort auf Shakespeare, daß der Geist ewig den Geist anregt. Und vor allem: diese Aphorismen sind das unübertreffliche, lebenstreue Selbstbildnis einer in ihrer Art einzigen Frau. Sie zeigen in Marie Ebners Zügen Schärfe des Geistes und Weichheit des Gemütes in herrlichstem Einklang.

7. Neue Freundschaften: Louise von François, Paul Heyse.

Vom 50. bis 70. Jahr.

Mühsam hatte Marie Ebner den langwierigen Aufstieg überwunden. Rast hielt die Fünfzigerin nun in ihrem jungen Ruhm indessen so wenig, wie nachmals die mit ihren unablässig wachsenden Leistungen immer allgemeiner anerkannte Sechzigerin und Siebzigerin und die als Achtzigerin von Alten und Neuesten aller Lager unbestrittene Matriarchin der deutschen Dichtung ihrer Tage. Quälende Leiden, ein jahrzehntelang peinigender Tic douloureux und ein lästiges Augenübel hinderte ihre Arbeiten auf die Dauer so wenig, wie nie verwundene Verluste: in den achtziger Jahren starb ein ihrem Herzen besonders nahestehender Neffe, der blutjunge Eugen Dubsky, Ende der neunziger Jahre ihr Gemahl.

Trost in physischen Beschwerden und seelischen Kümmernissen fand sie nur in ihrer triebfähigen Schöpferlust, die sich nicht genugtun konnte, die Anforderungen an das eigene Können zu steigern, unverdrossen zuzulernen, mit keinem abgeschlossenen Werk sich zufrieden zu geben. Alte zuverlässige Richter ihrer Erstlinge, Devrient, Münch, Laube sanken ins Grab. Neue traten an ihre Stelle.

Sonst über die Maßen zaghaft und zurückhaltend hatte Marie Ebner in enthusiastischer Aufwallung der Erzählerin der „Letzten Reckenburgerin“ aus freiem Antrieb sich brieflich genähert. Ihre huldigende Zuschrift wurde der Ausgangspunkt einer bis zum Tode

Louise v. François' fortdauernden Korrespondenz, der Anlaß mehrfacher persönlicher Begegnungen in Hauheim und Reichenhall, die Epoche machen im Leben beider Meisterinnen. Die Briefe der François an Marie Ebner, die für sich ein Buch füllen würden, geben über Leben und Schaffen beider Freundinnen unersetzliche Aufschlüsse; sie beurteilen alte und neue Schöpfungen der Ebner unbefangen, mit der sachlichen Überlegenheit, die nur Jemand selbst mit den Geheimnissen der Werkstatt Vertrautem eignet; sie bilden ein geschlossenes Ganzes, dem nur leider — im Gegensatz zu dem Briefwechsel Louise v. François' mit Conrad Ferdinand Meyer — die von Marie Ebner vernichteten Gegenbriefe fehlen.

Vollständig, wie die Korrespondenz mit Rodenberg, ist dafür ihr Briefwechsel mit Paul Heyse erhalten. Äußerlich spann sich diese Beziehung dadurch an, daß Heyse die Erlaubnis ausbat, für den Neuen Deutschen Novellenschatz „die Freiherrn von Gemperlein" ausheben zu dürfen. Was Heyse vorher oft und herzlich zu gemeinsamen Bekannten geäußert, seine bedingungslose Bewunderung der Art und Kunst Marie Ebners, das sprach er bei dieser Gelegenheit unmittelbar zur Dichterin und bald hernach öffentlich in seiner knappen unübertrefflichen Einleitung zu den „Gemperlein" aus und er wurde in den folgenden 36 Jahren nicht müde, sie brieflich, in gebundener und ungebundener Rede gleicher Gesinnungen zu versichern. Er widmete ihr einen Band Novellen und Marie Ebner erwiderte die Gabe mit der Zueignung ihrer „Drei Novellen". Und er kennzeichnete fast jede ihrer heiteren und tragischen Geschichten, nach denen er im Einlauf seiner Zeitschriften und Bücher stets zuerst langte, so sachkundig und künstlerisch, daß auch dieser Brief-

wechsel besonderer Ausgabe nicht minder würdig wäre, als Heyses Briefwechsel mit Keller und Storm. Geschickteres, Aufrichtigeres, Geschmackvolleres über Marie Ebners dichterisches Schaffen ist nirgends gesagt und geschrieben worden, als in den Briefen der François und Paul Heyses. Am 14. Juni 1880 vermerkt das Tagebuch aus Nauheim:

Louise v. François kommt aus Meiningen an. Ich erwartete sie auf dem Bahnhof. Sie ist groß, sehr mager, man sieht ihr ihre 63 Jahre an, aber sie hat edle schöne Züge und geistvolle, leuchtende, tiefblickende Dichter-Augen und trotz ihrer mehr als einfachen Kleidung ein vornehmes Äußere.

15. Glücklich, L. v. François da zu haben. Sie spricht viel, gern, gut. Über ihre eigenen Arbeiten vorläufig noch nicht. Über die anderer gibt sie scharfe kluge Urteile ab, auch über Persönlichkeiten. Stahr sagte von seiner Frau Fanny Lewald „Sie ist groß, groß, groß, aber sie vergißt nicht den Regenschirm." Frl. v. François sprach über Fanny Tarnow mit ihrem heißen Herzen, von Amely Bölte: „Sie ist gedroschen, gewalkt, gepeitscht worden", von Louise Brachmann: „Sie hatte zahlreiche Liebschaften, die fast immer einseitig waren, wie die arme Dichterin selbst. Sie hat sich aus Scham und Verzweiflung über ihre unglückselige leidenschaftliche Natur einmal aus dem Fenster gestürzt und noch manchen Selbstmordversuch gemacht."

17. Juni. Frl. v. François erzählte mir von der Krankheit, die sie vor zwei Jahren durchgemacht hat, wie schwer es ihr gewesen sei, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß sie wieder ins Leben zurück müsse, mit dem sie fertig geworden zu sein glaubte. Es hat mich tief ergriffen, wie sie das so einfach, beinahe trocken hervorbrachte. Nun lebt sie in ihrer Mansarde in Weißenfels arm, alt, allein. Daß sie mir Ehrfurcht und Mitleid, das heißt eine Art Anbetung einflößt, versteht sich von selbst.

18. Juni. Frl. v. François ist heute abgereist. Ich komme mir ganz verarmt vor nach der Trennung von dieser großen Persönlichkeit.

21. L. v. François ist nach Wiesbaden gekommen, um mich dort auf der Durchreise noch zu sehen und um mir das Manuskript ihres Lustspiels, „Der Posten der Frau" zu übergeben.

23. Juni 1881. Die Uhr schlägt eins, jetzt setzt sich der Zug in Bewegung, der L. v. François hierher — nach Reichenhall — bringen soll. Um ½3 Uhr war sie angekommen. Früher von München abgereist, als sie mir verraten hatte, damit ich ihr nicht auf dem Bahnhof entgegengehen könne. Promenade im Kirchholz und dann noch ein Plauderstündchen. L. v. François meint, Herzensgüte sei Idas[1] überwiegende Eigenschaft, sie hat nicht Zeit gehabt, zu erfahren, daß Idas Verstand ihrer Güte vollkommen gewachsen ist. Ich habe in 16 Jahren die Grenzen der einen ebensowenig kennen gelernt wie die des anderen.

Just ein Jahr später, bestellen sich die Beiden wieder zusammen, diesmal in Reichenhall:

4. Juni. Helene Druskovitz[2] schreibt mir, daß Wallishauser ihr Drama in Verlag nehmen wolle. Mit Louise beim Hofwirt im Freien gespeist. Ein schweres Gewitter nach dem andern stieg auf. Der Ausblick war herrlich. Louise teilt mir sehr vergnügt einen Brief mit, den sie vor einiger Zeit von C. F. Meyer erhalten hat und der sie mit Recht sehr glücklich macht. Er nennt sich: „Ihr Kollege in der Rundschau" und sagt: wäre ich nur auch Ihr Kollege an Talent."[3]

25. Louise erzählt: Müllner studierte seine „Schuld" einer Gesellschaft von Dilettanten in Weißenfels ein. 70 Proben hatten stattgefunden, einzelne Szenen waren schon unzähligemal wiederholt worden, Müllner war noch immer nicht zufrieden. Frl. Kunze, die als Elvira an der Harfe niedergleiten sollte, konnte es ihm vollends nicht recht machen. Sie wurde ungeduldig und äußerte diese Ungeduld mit mehr Lebhaftigkeit als Geist, zugleich ließ sie sich aber auf den Boden niedergleiten, und zwar so vortrefflich, daß Müllner ausrief: „Mein Fräulein, Sie reden wie eine Gans, aber Sie fallen wie ein Engel."[4]

27. Victor[5] und Rosine kommen nach Reichenhall, lernen L. v. François kennen. Victor ist ganz entzückt von ihr.

29. Spemann schrieb an Louise, daß der erste Band seiner Kollektion, der ihre Erzählungen enthält, in 1000 Exemplaren gedruckt wurde und schon vergriffen ist. Wir sprechen von der „Reckenburgerin". Louise meint, sie sei 46 Jahre alt gewesen, als sie dieses ihr schönstes Werk schrieb. Danach erkrankte sie und schrieb ein volles Jahr hindurch nichts. Die nächste Arbeit

war „Frau Erdmuthe“, „an der ‚Judith‘ kritzelte ich, während mir mein Bruder die Légende des siècles von Victor Hugo vorlas.“

30. Langer Spaziergang. Wir kamen erst um 9 Uhr abends nach Hause. Die Zeit verging, wir wußten nicht wie. Louisens Gespräch und die Luft im Kirchholz: wer dabei nicht gesund würde an Leib und Seele, der wäre überhaupt unheilbar.

7. Juli. Louise bestimmt mich, das Manuskript von „Margarethe“ an Rodenberg zu schicken und begleitete es mit einer warmen Empfehlung. Nachmittags Promenade gegen das Lattengebirge. Wir fragten ein altes Weib, das wir trafen, nach dem Wege ins Alpthal. Sie gab Bescheid, sah L. v. François eine Weile schweigend an und rief dann plötzlich: „Aber die Frau, die muß amol schön gewesen sein, die Augen, nein!“

9. Juli. Ich denke mir oft, L. v. François ist von der Hand des Schicksals von Erz geformt worden, während ich in ihr verbröckelt bin.

10. Louise hat gestern Helene Druskowitz auf dem Bahnhof abgeholt, an meiner Statt, weil es regnete und ich Gesichtsschmerzen hatte. Sie war heute abend so herrlich gelaunt, erzählte von einem Hauptmann, der ihr von seinem Sejour in Karlsbad erzählt hatte. Er hatte den Bichler (den Fürsten Pückler) dort gesehen mit seiner Apfelsinierin (Abyssinierin). Auch Griechen hat er dort gesehen, den Maurer Cordato (Maurocordato). „Lauter Maurer, diese Griechen.“

Auf einem Ausflug nach Berchtesgaden traf die François den greisen österreichischen Lexikographen Wurzbach, von dessen Schönheit sie entzückt war; die Popularität ihres „Phosphorus Hollunder“ macht sie zum Opfer ungezählter Autographensammler: „Ich schicke jedem eine Sentenz von Pascal. Was soll ich schreiben? Ich habe keine Gedanken.“

18. Juli. Wir goutirten beim Klosterhofer. Dort war ein Zitherkonzert, einige Leute tanzten. L. v. François war ganz elektrisiert. Bei einem Haar hätte sie selbst angefangen zu tanzen. Frl. Doktor hielt sie davon ab. Beim Herunterkommen aus dem Kirchholz tauchte plötzlich eine große Katze vor uns auf, verschwand aber sogleich wieder. Louise war völlig außer sich. Sie schlug die Hände zusammen und lief uns voran dem Hause zu. Wir hörten sie laut jammern und weinen.“

29. Frl. v. François bedankt sich für irgendeine Aufmerksamkeit: „Ich küsse Ihnen das Herz und die Hand und die Robe." In ihrer Schule wurde einmal die Wörteraufgabe gegeben: „Jungfrau — verheiratet — Hochzeit — Papst — Tanz — Braut." Eine der Schülerinnen lieferte die folgende Schularbeit ab: „Die Jungfrau, die schon zwei Jahre verheiratet war, hatte bei ihrer Hochzeit die Freude, daß der Papst beim Tanz erschien und mit der Braut tanzte."

30. Die Prüfung im Kloster fand heute statt. Es wurde vierhändig auf je zwei Klavieren gespielt, recht hübsch und gut. Es folgten Chorgesänge und Deklamationen. Am Schluß mußte der Herr Pfarrer eine Anrede halten, was ihm außerordentlich schwer fiel. Zuerst lobte er die Leiterinnen der Anstalt, dann wandte er sich an die Zöglinge: „Aber auch Sie haben dies Jahr" (Pause) „als ein Gefäß betrachtet, das Sie voll machen sollen" (Pause) „mit den Werken Ihres Fleißes." . . . Es war ein peinlicher Augenblick für mich, ich rang mit einer fast unüberwindlichen Lachlust. Da bin ich oft taub, warum konnt' ich's nicht bei dieser Rede sein?

2. August. Meine liebe hochverehrte Louise ist heute abgereist.

Noch ein drittesmal sahen sich die Freundinnen. Wieder verbrachten sie zusammen in Reichenhall „schöne Tage. Wir trennten uns in Freilassing. Ich glaube, daß wir beide das Gefühl hatten, das Gefühl eines Scheidens für immer. Beide sind wir alt, beide reiseunlustig und welch ein Glück war es doch für mich, ihr im Leben begegnet zu sein".

Es war kein geringeres im Leben der François: nicht nur in ihren Briefen an Marie Ebner offenbart sich ihr, bei einer so gefesteten Natur doppelt ergreifendes, Überströmen des Dankes für unbegrenzte Hingebung. Marie Ebner stand ihr rast- und selbstlos bei der Umarbeitung des „Posten der Frau" zur Seite; regte insgeheim die Verleihung eines Preises der Wiener Schillerstiftung für dieses Lustspiel und zur Feier des 70. Geburtstages der Freundin ein Huldigungsalbum von hundert der namhaftesten

Wiener Künstler und Kunstfreunde (Anzengruber, Saar, Wickenburg, Betty Paoli usw.) an; sie wollte C. F. Meyer bestimmen, den Festartikel in die „Nationalzeitung“ zu schreiben; sorgte für köstlichen Ungarwein, der jahraus, jahrein nach Weißenfels zu Weihnacht kam.

Wie tief L. v. François sich beglückt fühlte durch diese Fülle der ihr und den Ihrigen allen erfinderisch zugedachten Liebeszeichen, sprach sie ihrer Familie und C. F. Meyer gegenüber in aus dem Herzen kommenden Ergüssen aus. Und nach dem Tode der François widmete Marie Ebner der Geschiedenen einen Nachruf, dessengleichen niemand sonst zu schreiben vermocht hätte: ein dauerndes Denkmal eines Freundesbundes zweier gleich hochstehender, seltener Frauen.

Was beiden Damen dreimal wenigstens durch Wochen vergönnt war, einander von Angesicht zu sehen, sollte Marie Ebner und Paul Heyse nicht einen Tag beschieden sein. Die Dichterin kam seit den achtziger Jahren kein einzigesmal nach München und Paul Heyse, der ihretwegen während eines Aufenthaltes in Gmunden in den neunziger Jahren einen Abstecher nach Sanct Gilgen machen wollte, wurde durch einen Gast im letzten Augenblick am Traunsee festgehalten. Um so angelegentlicher gestaltete sich ihr brieflicher Verkehr.

Aus Alexandersbad bei Wunsiedel, dem „Fichtelgebirgsnest“, in das er „geflüchtet, um von übermäßiger Arbeit auszuruhen“, richtet er die ersten Zeilen an sie, die Bitte, für den Neuen Novellenschatz ihm seine „Lieblinge“, die Freiherrn von Gemperlein zu überlassen, dieses wundervolle, so ganz einzige Kabinettstück.“ Das Unternehmen kann die Konkurrenz der billigen Massenausgaben nur bestehen, wenn das gebundene Bändchen zu einer Mark verkauft wird:

unter diesen Umständen müssen die Herausgeber (Heyse und Laistner) hoffen, bei den Dichtern und Verlegern dasselbe freundliche, liberale Entgegenkommen zu finden, dessen sich die erste Serie zu erfreuen hatte. Er bittet Marie Ebner, ihr Fürwort bei ihrem Verleger einzulegen. „Ich brauche nicht zu sagen, welche Freude es mir sein würde, den freiherrlichen Brüdern alles Gute und Schöne öffentlich ins Gesicht zu sagen, was ich, seit ich sie kenne, ihnen hinter ihrem Rücken nachzureden nicht müde geworden bin." Schon vorher hatte Marie Ebner am 2. März 1882 Heyse gedankt für den freundlichen Gruß, den er ihr durch Frau Schlesinger, die Lebensfreundin der großen Tragödin Julie Rettich, hatte bestellen lassen. „Ich glaube jetzt zu wissen, wie einem Soldaten zu Mute sein mag, der auf dem Schlachtfelde dekoriert worden ist. Voll Stolz und Glück und so tief gerührt, wie uns immer der Augenblick findet, in welchem wir ein oft geträumtes, aber nie erhofftes Ziel plötzlich erreicht sehen." Mit ihrem allerwärmsten Dank gab sie ihrer „Bewunderung des großen Dichters und ihrer langgehegten Sympathie für den edlen Menschen Paul Heyse" Ausdruck. Heyses unmittelbare Aufforderung beantwortete sie nun mit heller Freude, die Gemperlein dem Novellenschatz eingereiht zu sehen und mit der in wenigen Zeilen für die erbetenen biographischen Daten gestifteten klassischen Schilderung ihres Werdeganges. Weihnachten 1883 schrieb Heyse:

„In aller Eile nur allerschönsten Dank, verehrte Frau Baronin, daß Sie mir mein ohnehin so angenehmes Geschäft noch in jeder Weise erleichtert haben. Die ipsissima verba werden sich in meinem Vorwörtchen trefflich ausnehmen — vor dem Druck sende ich Ihnen noch eine Revision — und durch die freundliche Mitteilung Ihrer sämtlichen Werke haben Sie mir die Sorge um die Herbeischaffung des Materials auf einen Schlag abgenommen. Freilich stehe ich nicht dafür, daß ich die Dramen nicht zurückbehalte. Ich sammle leidenschaftlich Bühnen-Manuskripte, und

die Ihrigen sind mir hier ganz unerreichbar. Nur an der Maria Stuart mit ihren Bleistiftkorrekturen werde ich mich natürlich nicht vergreifen. Höchst gespannt aber bin ich vor allem auf Ihre Marie Roland.[8] Wie lange schon spukt mir eine Roland-Buzot-Tragödie durch die Phantasie und immer bin ich durch die große Schwierigkeit aller Revolutionsstoffe zurückgeschreckt worden. Da ich Anfang Januar nach Berlin gehe, um meinem „Recht des Stärkeren" auch dort zu seinem Recht zu verhelfen — es gibt leider keine Richter mehr in Berlin — so habe ich die schönste Reisemuße, den großen Schatz, den Sie mir anvertraut, zu heben. Noch ein eigenes Zusammentreffen: auch ich habe von früh an mich nur um dramatische Pläne bekümmert und muß es eben leiden, daß man mich einen Novellisten nennt. Aber unser letztes dramatisches Wort ist noch nicht gesprochen, nicht wahr, meine verehrte Schicksalsgefährtin?"

Mit Recht sagte Heyses feine Würdigung im Novellenschatz, nichts Menschliches sei der Dichterin fremd geblieben; die Vorzüge der Geburt benütze sie nur, sich über alle traditionellen Vorurteile zu erheben, ihr Humor sei selten, in Deutschland doppelt selten bei Dichterinnen und von ihrem inneren Reichtum gäbe auch das, was davon in ihren Dichtungen niedergelegt sei, nur einen unvollkommenen Begriff. Denn „wie alle wahrhaft lebensvollen Schöpfungen deuten auch diese auf eine Natur zurück, die noch weit mehr zu geben hätte und deren persönliche Kraft und Anmut die Wirkung ihrer einzelnen Gaben überbietet."

„Lieber verehrter Herr Doktor", lautete die Danksagung der Ebner nach dem Empfang dieses Blattes. „Geweint habe ich vor Glückseligkeit. Ich verdanke Ihnen eine Freude, die so lange ich lebe, nicht erlöschen wird. Von nun an bin ich gefeit gegen Gleichgültigkeit und Mißgunst und unmöglich scheint es mir, daß ich je wieder den Mut sinken lasse." Und Paul Heyse sagt bei der nächsten Schöpfung der Ebner seiner Gattin: „Das kann wieder nur d i e s e Frau! Jeder kleinste Zug ist

von einem Reiz, einer Grazie des Herzens, der Niemand widerstehen kann."

„Verehrte Freundin!", schreibt er am 25. Oktober 1885. „Sie so zu nennen ist vielleicht eine Kühnheit von mir, da ich aber etwas viel Vermesseneres begangen habe, das beifolgende Buch mit Ihrem Namen zu schmücken, ehe ich wußte, ob Sie sichs gern gefallen lassen würden, muß ich wohl auf ein wenig Freundschaft von Ihnen hoffen, um mich Ihrer Vergebung getrösten zu können. Nicht, daß ich es für etwas Unverzeihliches hielte, ohne lange zu fragen, Ihnen öffentlich meine Liebe und Verehrung zu erklären. Niemand, der Sie kennt, wird mir das verdenken und wer Sie nicht kennt, wird mir auf mein ehrliches Gesicht hin glauben, daß ich nur getan, was ich nicht lassen konnte. Aber die Gelegenheit dazu hätte besser gewählt sein können. Von den drei Geschichten, die dieser Band enthält, sind zwei derart, daß viele Köpfe darüber werden geschüttelt werden. Und nun möchte es scheinen, als ob ich Sie, teure Frau, solidarisch haftbar machen wollte für alles, was den Überweisen eine Torheit und den Zahmen ein Ärgernis in diesen Blättern sein wird. Hierfür müssen Sie mir ausdrücklich Ihre Absolution erteilen. Und doch, hätte ich von Anbeginn an, Ihnen eine tiefe und freudige Neigung gewidmet, wenn ich nicht aus jeder Ihrer Dichtungen den Atemzug einer freien und ihrer selbstgewissen Seele empfangen hätte? der man gerade seine gewagtesten Probleme am liebsten anvertrauen möchte? Und so bedürfte es im Grunde Ihrer Nachsicht nur für das dichterisch Unvollkommene in diesem Buch."

Marie Ebner steht anfangs zwischen diesem Brief und dem ihr zugeeigneten Buch — Heyses „Himmlische und irdische Liebe" „F. U. R. I. A." „Auf Tod und Leben" — wie zwischen zwei Wundern. Sie dankt mehr als einmal, läßt sich die Novellen zuerst von Wally Münch, der Nichte des alten Freundes Halm, vorlesen, liest dann selbst trotz des ihren Augen auferlegten Leseverbotes und urteilt zuletzt:

Wien, 18. 11. 89. Hochverehrter Freund! Viele Sorgen gehabt, mich ihrer erwehren wollen, es nicht gekonnt, ihnen endlich sagen müssen: nehmt Platz und suchen wir uns mit einander zu vertragen. So ist es mir jüngst gegangen und deshalb schrieb ich

so lange nicht. Nun aber denk' ich, wenn auch das Fenster, durch welches Licht ins Haus dringen soll, verhangen worden, ganz absperren laß' ich mich von seinem hellen Schein nicht, ein tapferes Herz findet immer Mittel zwischen noch so viel Leid hindurch, einem Sonnenstrahl reiner Freude den Weg zu sich zu bahnen. In der letzten Zeit ging und geht mir dieser Sonnenstrahl von Ihrem Buche aus. Ihre Bedenken kann ich nicht teilen und es wäre interessant für mich, Leute kennen zu lernen, die über „Himmlische und irdische Liebe" und über „Auf Tod und Leben" die Köpfe schütteln. Die Männer fühlen mit Chlodwig und bewundern Rüdiger und die Frauen sind in beide verliebt.

Ich glaube, daß wir alle, bewußt oder unbewußt, damit beschäftigt sind, das Alphabet zu einer neuen Sprache zusammenzutragen, welche dereinst von der Moral gesprochen werden wird. Da wird manches Frevel heißen, was jetzt ein edles Opfer heißt und umgekehrt. Dann werden bessere und glücklichere Menschen, wenn sie sich in die Klassiker einer längst vergangenen Zeit vertiefen, staunend und bewundernd erkennen, daß es schon zu Ende des 19. Jahrhunderts einen Poeten gab, der die Empfindung eines feineren und höheren Rechtes als desjenigen, das damals gang und gäbe war, in sich getragen und es gelehrt hat, wie eben Dichter lehren, die zugleich die größten Klassiker sind. Und jetzt sollte ich viel mehr sein als ich bin, um das schöne Geheimnis dieses „wie" lösen und erklären zu können. Da steh' ich an der Grenze meines Vermögens. Das Bewußtsein meiner Ohnmacht liegt oft schwer auf mir, am schwersten aber, am beengendsten, wenn ich an Sie schreibe. Gar zu beschämend ist an sich das Mißverhältnis zwischen dem, was ich sage und dem, was ich sagen möchte. Ich habe nur den Trost, daß Sie trotz alledem und alledem doch wissen, wie unermeßlich meine Begeisterung für Sie ist.

Manches überschwänglich Klingende dieser und anderer Zeilen war durchaus rein und redlich empfunden. Heyses Ton ist gleichfalls durchweg ebenso hoch als aufrichtig gestimmt. Hören wir:

„Ich habe wieder zu danken und freue mich, daß ich's wieder so aus vollem Herzen tun kann. Gestern las ich: „Er läßt die Hand küssen" mit tiefster Bewegung wie nur noch Krambambuli. Das können nur Sie machen, aus dem parlando heraus diese tiefe Erschütterung, die Tragik des Wehrlosen, die mich sonst

peinigt, so mit großen einfachen Zügen hinstellen, daß der Schnitt wie ins Herz geht und heute früh las ich den „Guten Mond" zum zweitenmal mit noch größerer Bewunderung." Sein Wort über anderes vertagt er: „ich habe ein so lebhaftes Bedürfnis, Ihnen von Zeit zu Zeit meine Liebe zu erklären, daß ich die Anlässe dazu gern vervielfache. Da es mir sehr ernst damit ist, enthalte ich mich aller schönen Worte, die überdies für das, was Sie mir sind, viel zu literarisch klingen würden, zu sehr nach ästhetischer Kritik, während doch der Himmel weiß, daß mir bei allem, was Sie schreiben, das Talent gar nicht in erster Linie steht, sondern die Poesie: je älter ich werde, desto wesentlicher erscheint mir in allem Künstlerischen das Wesen und desto unfähiger werde ich, mich mit der vielgepriesenen Objektivität zu befassen. Und befinde mich wohler dabei als in meinen scharfsinnigen jungen Tagen, wo ich mir so gut Bescheid darüber zu geben wußte, wie es mit meinem Lieben und Hassen nach Regeln bestellt sei. Aber wenn ich jetzt über die Gemperlein und Genossen zu schreiben hätte, würde es doch noch ein bißchen anders ausfallen" (12. April 1886).

Als sie ihm „Das Gemeindekind" ankündigt und sagt: „Sie bleiben einmal unser Aller Meister und — ich sage das mit großer Wonne — der hat keine Augen, der sich nicht klein sieht neben Ihnen", entgegnet er:

„Wieder empfand ich so aus dem Vollem, wie sehr ich Ihnen angehöre und daß nur eines zwischen uns steht, Ihr ganz unberechtigter Bang, zu mir aufblicken zu wollen, der mich jedesmal beschämt und nun vollends, wenn ich eine Gabe wie Ihre letzte betrachte, die zu genießen und zu danken, ich nie müde werde, was mir wahrlich mit literarischen Geschenken nicht oft begegnet. Nein, teure Freundin, eine so große Sprachgewaltige Sie sind, in dieser Hinsicht müssen Sie Ihren Stil verbessern. Es kann bei allen, die fior d'intelletto haben, keine Rede von einer Unterordnung sein, vielmehr sind Sie mir in so Manchem überlegen, was meiner Natur versagt ist und was ich Ihnen alles unwiderleglich vorhalten werde, wenn ich wirklich einmal so glücklich sein werde, Sie von Angesicht kennen zu lernen. Anderes habe wieder ich vor Ihnen voraus. Was Sie aber zu dem macht, was Sie sind, ist so unschätzbar, daß Jeder es als eine Ehre betrachten muß, sich nur Ihren guten Kameraden nennen zu dürfen. Und darum nie wieder ein Wort von oben oder unten, sondern Treue

und Freundschaft geradeaus Auge in Auge. Und ebenso geradeaus will ich noch bekennen, daß ich Ihrem Gemeindekind zum Schluß ein wenig mehr Glück gegönnt hätte, als Sie ihm zuteil werden lassen. Ob Sie daran nicht weiser getan haben, als das von Ihnen verführte Lesergemüt sogleich einsehen kann, will ich noch reiflich erwägen, wenn ich das wundersame Werk jetzt in einem Zuge wiederlese. Ich sage Ihnen dann ehrlich, ob Sie mich bekehrt haben."

Hingerissen ist er auch von dem Bande, der „Wieder die Alte" an erster Stelle bringt: dann

„Der Traum", eines Ihrer Unica, von einem Helldunkel überhaucht, das wie Dämmerung eines milden Herbstabends uns umspinnt und mit bittersüßer Melancholie übermannt. Dann die beiden heiteren Stücke, in denen Ihre ganze Liebenswürdigkeit funkelt und sprüht und zugleich das Herz erwärmt. Sie hätten meine Frau sehen sollen, wie sie mir abends gegenüber saß und alle Augenblicke so recht von Herzen glücklich vor sich hinlachte, als sie den „Muff" und die Abenteuer der beiden Schwestern las, die „Anerkennung von einer Bank erfuhren".[9] Sie „läßt die Hand küssen" und er auch. Er aber wird sich hüten, noch weiter von diesem Buch zu berichten: es würde eine Abhandlung daraus, die weit über jedes Briefformat hinauswüchse."

Er bedurfte solchen räumlichen Riesenmaßes nicht, als er sein ganzes Empfinden ein nächstesmal in einem Satz zusammendrängte: „Auf Ihre „Bettelbriefe" gibt es keine andere Antwort, als einen Liebesbrief."

War auch Heyse nicht der Mann, Schmeichelsalbe aufzulegen, menschlich und zumal weiblich wäre es gewesen, nach solchen Lobsprüchen weiterhin wenig oder gar keinen Tadel zu vertragen. Die künstlerische Rechtschaffenheit Marie Ebners ließ solche Verblendung nicht aufkommen. Das Werk, mit dem sie sich vielleicht am meisten gemüht, der Ehebruchroman „Unsühnbar", wird von Erich Schmidt bei aller bewundernden Anerkennung von Einzelheiten in der Hauptsache angefochten: „Es läuft ein Sprung durch

dieses Kunstwerk", schloß seine Anzeige in der „Deutschen Literaturzeitung": „Ist es nun ein wenig besser?", schrieb ihm die Dichterin in das Exemplar der zweiten, wirklich verbesserten Auflage; ein rührendes Zugeständnis, das ihn nicht abhält, in seinem Festartikel zum 80. Geburtstag der Ebner zwei starke Skrupel aufrechtzuerhalten: „Gegen den hier so rasch, wie Fontane erotische Begebenheiten abtut, gebrachten Fall, der vielmehr ein Gewaltakt als eine Hingebung ist und gegen Gräfin Marias Durchführung der Lebenslüge, bis sie erst nach den Katastrophen des Gatten und des älteren Sohnes den zweiten Sprößling offen für illegitim erklärt, um fortan alle Folgen vor der Welt zu tragen, selbständig, ohne religiösen Trost, der auch ihr keiner ist." Sie hat Erich Schmidt seinen Einspruch so wenig verargt, wie dem Kritiker von „Velhagen und Klasings Monatsheften", Szczepanski[10]: „Mit solcher Mühe, mit solch beglückendem Verständnis wird niemand mehr das Buch beurteilen, so tut es überhaupt nur ein Selbstschaffender. Sie haben jede Absicht klar durchschaut. Sie sind über den großen Fehler, den ich leider zu spät einsah, schonend weggegangen." Und jüngerhaft gläubig hörte sie auf Louise von François' Vorbehalte, die gerade so offen wie zu C. F. Meyer auch der Wiener Freundin ihre Bedenken aussprach und ihr selbst oft gesagt hat, was ihr in einem Brief an Szczepanski aus der Feder floß als beherzigenswertes Endurteil:

Auch die schonende Berührung des kritischen Punktes in „Unsühnbar" hat mir wohlgetan, und mich verlangt nach Ihrem neuen Feuilleton über die liebenswerteste und geistvollste aller schriftstellernden Frauen, ja — nach meinem Empfinden — aller Frauen, die ich je gekannt. Sie haben Recht, Verehrter, Božena ist eine Hauptfigur. Wäre die Dichterin ihr als Heldin treu geblieben mit Beschränkung abirrender Nebenverhältnisse, so besäßen wir einen Roman ersten Ranges. Indessen besteht das un-

vergleichliche Talent Frau v. Ebners — die Studie des „Gemeindekindes“ abgerechnet — nicht im Roman, sondern in der gedrängten Seelenmalerei, der sogenannten Novelle, ja mehr noch der bloßen Skizze mit ihrem tiefsinnigen köstlichen Humor: „Krambambuli“, „Der Muff,“ „Mein Neffe“ etc. Mein letzte Kunde über die liebe Freundin datiert aus Sankt Gilgen, das sie Anfang August verlassen, um es gegen den Erbsitz der Familie, Zdislawitz, zu vertauschen.

Denn sie versäumte nach wie vor in Zdislawitz so wenig wie daheim in Wien keine ihrer Pflichten. Wer sie als Hausfrau, als fürsorgliche Tante und Großtante, als munterste Festgeberin und Spielleiterin kindlicher Haustheater oder am Krankenbett alter und junger Lieben mit dem Einsatz aller Kräfte walten sah, als ob sie nichts anderes auf Erden zu tun hätte, konnte nicht verstehen, wie sie, auch wenn sie früheste Morgen- und späteste Nachtstunden zu Hilfe nahm, Zeit für ihre künstlerischen Leistungen fand. Ein Rätsel, das noch unlösbarer wird beim Vergleich des Kalendariums ihrer Tagebücher mit dem Katalog ihrer Schriften, angesichts der selbstquälerischen Überarbeitung jedes Blattes ihrer Manuskripte, der sorgfältigen Durchsicht jeder Korrektur für den Druck neuer Auflagen, die ihr bisweilen mehr Mühe machten, als die erste Niederschrift. Sie teilte wohl mit der George Sand die Naturgabe reich und mühelos fließender Erfindung, die lactea ubertas: die Selbstgewißheit, mit der die geniale Französin ihre Manuskripte, ohne sie zu überlesen oder Striche zu machen, aus der Hand gab, hätte ihrem ganzen Wesen widerstrebt. So selbständig sie als Künstlerin schuf, ihre immerwache Selbstkritik bedurfte kritischer Zustimmung oder Aussprache vor dem endgültigen Abschluß eines Werkes.

25. Oktober 1886. Am 17. Kapitel des „Gemeindekindes“ gearbeitet. Jetzt kommt der Augenblick, in dem man dem Kinde, das fortzustürmen brennt, immer wieder die Hand auf die Schul-

ter legt und fragt: Bist Du auch wirklich reisefertig? Fehlt Dir auch wirklich nichts, das Du unterwegs brauchen könntest? oder hast Du nicht am Ende gar etwas Überflüssiges in Deinem Ränzel, das Dich unnötig beschwert? Laß mich doch noch einmal nachsehen.

18. November. Rodenberg bestätigt in einem übergütigen Brief den Empfang des Schlusses des „Gemeindekindes", und nun muß ich sagen: in dieser ganzen Geschichte ist nicht ein Kapitel, bei dem ich nicht Ida zu Rate gezogen hätte, nicht eine Zeile, die ihr nicht vorgelegt worden wäre. Wie oft und viel habe ich geändert. Wenn sie aber sagte: „Laß es, es ist gut", dann war ich aller Sorge enthoben.

Im Winter waren während ihres Wiener Aufenthaltes den Freundinnen im Rabenhaus oder in der Fleischl'schen Wohnung in der Habsburgeraasse, im Sommer auf gemeinsamen Ferienreisen die schönsten Stunden beschieden, in der Schweiz und seit 1879 in Sankt Gilgen am Abersee. den Marie Ebner in „Glaubenslos" und „Ihr Beruf" schildert: an dem Abersee im Salzkammergut in angeregtem Verkehr mit den dort angesiedelten Gelehrtenfamilien Exner und Billroth. Leid und Lust teilten die Freundinnen. Das tragische Schicksal des unter Martern hinsiechenden Ernst Fleischl, der trotzdem wissenschaftlich manchen Strauß ausfocht, ging Marie Ebner nahe wie der Schmerz um einen Blutsverwandten.

Große Reisen Baron Ebners, die nach Island führten und daheim zu einem parodistischen Festspiel ausgemünzt wurden, bei dem Adolf Dubsky Lachtränen über die Backen liefen; die Entdeckung eines vermeintlichen Rembrandt auf einem dem Dubskyschen Schloß benachbarten Herrensitz; frohe und traurige Familienereignisse; Begegnungen mit Miklosich, Pecht, Franz Brentano, Wildenbruch, Richard Voß, Brandes, Hermine Dillinger; Verlobungen, häusliche und Klostererziehung; die Ehe Ferdinand v. Saars und der Selbstmord seiner Frau Melanie; die Beiträge für die einander überbietenden, vordem so

spröden Zeitschriften Westermann, Lipperheide, Gartenlaube, Fels zum Meer, Velhagen u. Klasing, Deutsche Dichtung, Cosmopolis; die Burgtheaterfragen; Dingelstedt und Wilbrandt, Nahes und Fernes gab Anlaß zu unvergleichlichem Meinungsaustausch. Das Tagebuch gedenkt 1880 des Besuches vom Bildhauer Kundmann, der den Baron wegen des Tegetthoffdenkmals zu Rate zog; „Ich möchte wissen, ob es auf Erden eine Frau gibt, die in ihrer Art so viel geleistet hätte, wie dieser große Künstler, und dabei so schlicht, man kann sagen, demütig geblieben wäre, wie dieser große Künstler?“ Die Antwort hätte ihr der Spiegel geben können.

Ihr Gatte liest ihr Schopenhauer und seine eigenen Memoiren vor, die bei Lebzeiten Franz Josephs nicht gedruckt werden sollten: ein geschichtliches Denkmal, in aller Unbefangenheit zugleich ein Zeugnis aller Unbill, die dem Patrioten und Reformator widerfahren war, dessen Gedanken und Erfindungen andere sich zu eigen machten. Marie Ebner bat, Einzelheiten zu mildern, und der Baron, der unbedingte Wahrheit um der Sache willen wünschte, willfahrte seiner Frau — nicht immer gern — durch Dämpfungen des Tones, die jedoch in der Sache nichts verdunkelten.

Betrübt berichtet das Tagebuch von den letzten Erlebnissen der aus der Fremde heimgekehrten Meisterpädagogin Marie Kittl: unbelehrbar und unbekehrbar über den Unwert ihrer eigenen schriftstellerischen Versuche, brachte sie unter Entbehrungen ihre allerorts abgewiesenen Manuskripte im Selbstverlag zum Abdruck: Marie Ebners liebreich schonenden Ratschlägen leider nicht so zugänglich, wie die von Dichteritis befallenen Dilettanten und Stümper aus ihren „Bertram Vogelweid“.

Stillvergnügt vermerkt das Tagebuch Moriz Ebners

Bau der Wasserleitung und eines neuen Schloßtraktes in Zdislawitz:

Juli 1882. Darin befinden sich drei wunderhübsche Zimmer für mich und meine Gusti mit der Aussicht auf den Garten, und diese Zimmer haben sie mit unaussprechlicher Güte aufs allerbeste eingerichtet. Wohin ich sehe, erblicke ich Zeichen des liebevollsten Verständnisses, nichts, das mich freuen und mir wohltun könnte, ist vergessen. Wenn ich hier nicht zur Ehre von Zdislawitz und der Meinen mein Bestes schreibe, ist mir nicht zu helfen.

30. Dezember 1885. Bettys [11] 70. Geburtstag Gestern überreichten wir unserer Gefeierten das Album mit den vielen Unterschriften. Weilen hatte die Unterschriften des Kronprinzenpaares erwirkt. Kronprinz Rudolf sagte zu ihm: „Wir haben unterschrieben für Ihre Ebner. Wie alt wird sie? 70, 80, 90?" Weilen erwiderte: „Kaiserliche Hoheit haben nicht für Baronin Ebner unterschrieben, sondern für Betty Paoli." „Betty Paoli, wer ist denn das?"

Tagsüber kamen Adressen, Bürgermeister, Besuche etc. Vor dem Schlafengehen vermißt die Gefeierte ihr Taschentuch, durchstürmte alle Zimmer, forderte alle auf, mitzusuchen. Das Verschwundene fand sich endlich in ihrer Tasche und Ida rief aus: „Vivat! Jetzt können wir uns gute Nacht sagen."

Betty frägt bald nachher, wie das Tagebuch belustigt erzählt, ihr Patenkind, die kleine Bettelheim: „Bist du meine Alte?" „Nein, ich bin neu." Ein andermal sagt die Paoli, unzufrieden mit Brandstätters Ebnerbüste: „Sie sehen aus, wie ein alter General, der Ihnen nicht ähnlich sieht." Am 4. Dezember 1888 bucht sie: „Mit Betty Paoli zu Bettelheim nach Währing. Solange ich Betty kenne, habe ich sie noch nie so herzlich, so gütig und liebevoll gesehen, wie sie es mit den Kindern Bettelheims ist. Diese Kleinen disponieren über sie und es macht sie glücklich, sich von ihnen tyrannisieren zu lassen."

So heitere Zwischenspiele werden immer notwendiger.

Im Januar 1889 meldet das Tagebuch in einer inhaltschweren Zeile: „Heute zum ersten Male nach längerer Zeit habe ich eine Nacht ohne Herzkrampf — durchwacht.“ Und im Mai muß sich Baron Ebner einer Star-Operation unterziehen: der ersten einer langen, qualvollen Reihe chirurgischer Eingriffe. Als die Dichterin dem berühmten Augenarzt Mauthner dankt, sagt er lachend: „O, ich bitte, wir sind für nichts so dankbar, als für Dankbarkeit. Aphorismus 49. 4. Hundert.“

5. Juli. Mein lieber getreuer Freund Weilen tot. Voll der freudigsten Hoffnung auf seine völlige Wiederherstellung haben wir uns vor vier Wochen in Neulengbach getrennt — auf Nimmerwiedersehen. Ich werde seinen Verlust nie verschmerzen. Für die Seinen ist er unermeßlich. Aber nicht nur die Seinen, sondern viele Menschen und manche gute Sache haben durch den Tod dieses vortrefflichen Menschen einen schweren Verlust erlitten.

Ihr 60. Geburtstag bringt ihr aus Karlsruhe eine liebe alte Schwarzwälderuhr mit der Inschrift einiger Badenserinnen: „Ui Pendelschlag, er soll Dir sage, wie viele Herze für Di schlage. Im Ländle, wo me Heimat isch, wo Du scho lang kei Fremdes bisch.“ „Einer der schönsten Tage meines ganzen Lebens. Telegramme, Blumenspenden, Trinksprüche“: Beschluß der Gemeinde Wien, ihr Bild für die städtischen Sammlungen malen zu lassen. „Gute Nacht, Jahr 1890“, schreibt sie Sylvester. „Du hast mir einen Tag gebracht, an dem begraben wurde, was mehr als drei Jahrzehnte lang mein Dasein bereichert hatte: wahre Freundestreue. Und Du hast mir die Feier des 13. September gebracht und damit den Beweis, daß ich nicht umsonst lebe.“

23. Oktober 1891. Am Abend einen Brief von Ida: Du darfst nicht in Angst um uns sein. Wir sind ruhig. In der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag ließ Ernst durch seinen Diener um ½3 Uhr eine Injektion machen, und bat ihn um Verzeihung,

daß er ihn geweckt habe; um ½10 Uhr, als Johann nachsehen ging, war Ernst schon kalt. Er ist, während er schlief, gestorben.

27. Oktober. Billroth sprach beim Begräbnis des armen Ernst schöne und tiefempfundene Worte: „Seine Lebensarbeit wird fortwirken, denn sie war lebendige schöpferische Kraft. Ein gut Teil allgemeiner Menschenliebe senken wir in diese Gruft."

31. Dezember Professor Mauthner nimmt Moritz die Augenbinde ab. Moritz sieht und wird sehen. So haben wir am Schluß des Jahres für ein gutes zu danken. Aber welche Verluste hat es gebracht. Mein teurer Schwager Gustl,[12] Ernst Fleischl, mein treuer Freund Faust Pachler. Keiner von ihnen je zu verschmerzen.

2. März 1892. Meine neue Erzählung wird heißen: „Das Schädliche." Die Personen stehen alle zum Greifen sichtbar vor mir, sie schreiten, sie sprechen, sie leben. Ich habe nur abzuschreiben und abzuzeichnen.

17. Juni. „Die Waffen nieder" von B. v. Suttner. Ein Buch von so voll ehrlicher Überzeugung und Talent und oft wirklicher Beredsamkeit, und oft ganz dicht daneben kleine Orgien der Geschmacklosigkeit und des schlechten Tons, nicht nur gesellschaftlich schlechter.

2. Februar 1893. Unendlich gering gilt meine Ansicht über praktische Dinge bei meinen allerliebsten Menschen. Davon, glauben sie, könnte ich nichts verstehen. Meine Schriftstellerei hat mich in ihren Augen um den gesunden Menschenverstand gebracht. Sie ahnen nicht, wie viel davon gerade die Schriftstellerei braucht.

13. Februar. Theo Schücking schreibt mir zu meiner größten Bestürzung, daß ihre mit soviel Fleiß, Geschmack, Diskretion zusammengestellte Sammlung von Briefen der Droste von Rodenberg abgelehnt wurde. „Sie habe zu wenig Publikum", sagt er. Das wäre ja eine Schande für Deutschland.

13. Februar. Vollkommene Ruhelosigkeit, und meine Arbeit soll fertig werden. — Es gibt nur ein Glück: Zeit haben.

13. Juni. Heute ein Uhr nachts ist mein lieber gütiger Freund Karl Fleischl sanft und friedlich gestorben. Er sah nach seinem Tode im Fauteuil zurückgelehnt so schön aus, ernst und gut. Die große Ähnlichkeit, die er mit Papa hatte, war deutlicher ausgesprochen. Ida ist von dieser neuen Heimsuchung ganz unerwartet getroffen, Fleischl lag bewußtlos in seinem Lehnsessel, und sie meinte, er schliefe.

21. bis 23. Juni. Adele Wesemal ist gestorben. Die Nachricht macht auf Ida einen schmerzlichen Eindruck. Adele und die Sorgen und Verdrießlichkeiten, die sie Ida oft gemacht hat, gehörten zu ihrem Leben. Die Unbequemen, die Anspruchsvollen, man betrauert sie, wenn man nur die Überzeugung hat, daß sie unserer bedurften und es wußten. Ida sagte: „Weißt Du, was Karl war? Er war Abrahams Schoß. Alle Sorge, die mir weggeräumt werden konnte, jede Mühe, jede Unannehmlichkeit nahm er auf sich. Unabhängiger als ich ist nie eine Frau gewesen. Wenn ich einen Wunsch aussprach, war es im selben Augenblick sein Wunsch." Arme Ida, ich erschrecke über die oft tiefe Versunkenheit, in der ich sie oft antreffe, über ihr Zerstreutsein und besonders über den Ausdruck von Trostlosigkeit, den ihre Augen angenommen haben.

Die Trauerfälle häuften sich. Im September starb Louise v. François: „Die Todesanzeige aus Weißenfels. Es ist, als ob Kinder sie geschrieben hätten. X. haben keine Ahnung davon, welchen Schatz sie verloren haben." Was andere versäumten, holte Marie Ebner nach. Von Velhagen u. Klasing zu einem Nekrolog aufgefordert, setzte sie monatelange Arbeit an die Erfüllung dieser Liebespflicht, vertiefte sich in die Tagebücher: „Jetzt erst lerne ich L. v. François ganz kennen. Sie war in ihren Briefen doch immer etwas zu förmlich mit mir." Die zwei Nachrufe, die sie der großen Freundin widmete — sie schrieb außer für die Monatshefte für die Neue Freie Presse ein Feuilleton —, sind Ehrenmale für beide.

Im Februar 1899 verschied Billroth. Marie Ebner bestellte den Kranz: „Ich hätte gern lauter Rosen gehabt. Er hat uns so viele schöne Rosen geschenkt. Ich konnte nur Maréchal Niel bekommen, legte aber meinen Kranz selbst auf seinen Sarg. Er lag darin in einer wirklich erhabenen Schönheit."

Und im Juli, während Fleischls und die Ebner in Sankt Gilgen waren, starb Betty Paoli in Baden Sie hatte nach den Sterbesakramenten verlangt.

Nachdem der Priester sie ihr erteilt hatte und noch lange betete, sagte sie zu ihm: „Können Sie gar nicht enden?“ Die Stadt Wien widmete der Dichterin ein Ehrengrab, und Marie Ebner schrieb, von der Neuen Freien Presse gebeten, einen Nachruf, der nicht nur zu ihren Meisterschöpfungen, sondern zum menschlich und künstlerisch Besten zählt, was jemals Poeten über Poeten gesagt haben.

Einen Monat später, im August, schied Marie Kittl aus dem Leben: „Seit 59 Jahren standen wir einander nahe, sind nie außer Fühlung gekommen“, heißt es kurz im Tagebuch: desto länger und liebreicher beschäftigte sie sich mit der treuen Erzieherin in den „Kinderjahren“.

Und noch eine Todesnachricht bucht sie: der geniale Augenarzt ihres Mannes, Ludwig Mauthner, stirbt am Herzschlag an demselben Tage, an dem er das Ziel seiner Wünsche erreicht, seine Ernennung zum Ordinarius erhalten hatte. Für Baron Ebner, der stoisch seine Leiden trägt, Lieder komponiert, sich durch die lächerlichen Gedichte Friederike Kempners gern aufheitern läßt, ernste und bedeutende Bücher, Taine, Tolstoi, sich vorlesen läßt, gibt es keine Hoffnung mehr auf volle Heilung. Marie Ebner betreut ihn als Samariterin, arbeitet am „Schädlichen“, „Bertram Vogelweid“, „Rittmeister Brand“, „Verschollen“, dem „Fink“, „Die arme Kleine“ und anderen Geschichten und Gedichten unablässig weiter und beschert Klein und Groß erfinderisch neue Freude.

12. April 1895. Zu Bettelheim ins Cottage. Traf nur die sehr, sehr lieben Kinder. Fritzi,[13] der ich die Uhr Bettys brachte, fragte sogleich: „Hat Betty sie getragen?“ Heini, der jüngste, ist ein sympathisches Kind mit von Liebe überquellendem Herzen.

14. April. Einen wunderschönen Nachmittag bei Bettelheims im Cottage zugebracht.

26. April. Bettelheims schicken im Namen ihrer Kinder der Vorleserin des „Hirzepinzchen“ [14] einen Lorbeerkranz.

Eine Woche zuvor war der Dichterin ein Rosenstock ins Haus gebracht worden: ein paar Stunden darauf kam Frl. Maikki Friberg aus Finnland, die von ihrer Lehrerin Anna Blomquist den Auftrag erhalten hatte, wenn ihre Agitationsreise gegen Rußland sie durch Wien führe, Marie Ebner einen Blumenstock zu kaufen und zu überreichen.“

Der Zustand von Baron Ebner verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Ein Ophthalmologe nach dem anderen riet, neue Operationen zu verschieben, bis Professor Bergmeister sie wagte. Sie gelang scheinbar am 26. April 1896, der Exzellenzherr sah unmittelbar darnach ganz deutlich das Bild seiner Mutter. Allein die folgenden Nächte verschlimmern das Übel, das Auge entzündet sich und obwohl der Professor den sich allmählich erholenden Greis einen „Wundermann“ nennt und die Ärzte dem Kranken erlauben, mit zwei Pflegerinnen nach Zdislawitz zu reisen, obgleich er, im Winter nach Wien zurückgekehrt, trotzdem er sich nicht wohl fühlt, versucht auszugehen, sieht Marie Ebner das Unabwendbare voraus. Sylvester 1897 fragt sie sich: „Was wirst Du mir nehmen, neues Jahr? Meine liebe Schwester ist schon für immer von uns geschieden. Wer wird uns zunächst verlassen? Ich nenne sie nicht, um die mir am bängsten ist.“

Ihr Mann siecht hin, und am 26. Januar 1898 stirbt er, ein halbes Jahr vor der goldenen Hochzeit. 1899 wird Ida Fleischl vom Tod ereilt, 1900 erreicht Marie Ebner ihr siebzigstes Lebensjahr. Nach allem, was das Schicksal in diesen Zeiten der Prüfung über die selbst durch körperliche Leiden Gebeugte verhängt hatte, hätte sie wohl müde sein, wie sie zunächst

in Stimmungen der Entmutigung wähnte, mit allem weiteren Schaffen abschließen dürfen. Die Heilkraft ihrer Kunst und Natur wirkte aber Wunder. Sie vollendete in den ihr noch beschiedenen 18 Jahren eine Reihe von Schöpfungen, die das Lebenswerk vieler Jungen überbieten und überdauern.

In Rom.

Spät, in ihrer Witwenzeit, als hohe Sechzigerin, kam Marie Ebner zum erstenmal nach Rom, wo sie vom Oktober 1898 bis April 1899 blieb. „Für mich ist Rom kein Ausgangspunkt, sondern ein Ziel. Keiner von Euch kann ermessen, was es heißt, im 69. Jahre zum erstenmal seinen Fuß auf die Stätte zu setzen, die einst die Achse der Welt war. Über jeder Offenbarung des Gewaltigen und Schönen, die ich empfing, schwebte der Gedanke an das nahe Scheiden, und nie und niemals verließ mich die Überzeugung: Früchte werden diese goldenen Tage nicht mehr tragen. Ich habe nicht mehr die Zeit und nicht mehr die Kraft zu verwerten, was ich hier erwarb. Ein wehmütiges und doch auch ein köstliches Bewußtsein. Es macht diese jüngste Vergangenheit zu etwas Einzigem, in sich Abgeschlossenem, an das kein Wunsch, keine Hoffnung sich knüpft, das nichts sein will, als eine beseligende Erinnerung.“ Zu ihrem wie zum Heil ihrer Leser widerlegte die Zukunft diese Prophezeiung ihrer vom Ende April 1899 datierten, an ihre „Freunde“ gerichteten, 1900 in der „Gartenlaube“ gedruckten Briefe „Aus Rom“.

In der Folge führte Marie Ebner ihr Lebensweg noch viermal zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach Rom, wo sie, rastlos arbeitend, wie in ihren Jugendtagen, auf der Höhe ihrer reifen Kunst eine Reihe kleinerer und größerer Geschichten schrieb und an zwei Hauptwerke, Schöpfungen, deren Gedeihen das italienische Kunstklima sichtlich zustatten kam, die letzte Hand legte: an den im Quattrocento spielenden Künstler-

roman „Agave“ und die biographischen Skizzen „Meine Kinderjahre“. Denn hat auch die Meisterin zeitlebens ihr Bestes aus dem eigenen Innern geholt: zeitlebens bewahrte sie sich zugleich frische Empfänglichkeit für neue Eindrücke und überschwängliche Dankbarkeit für jede Mehrung ihres Wissens, für jede Förderung ihres Könnens.

Von Anfang wurde ihr also jeder Morgen, an dem sie in Roms reiner Luft, unter seinem sonnenklaren Himmel erwachte, ein Festmorgen. „Alles hat sich zusammengefunden, mir den Aufenthalt zu einem gesegneten zu machen, die Anwesenheit geliebter Menschen, die Güte und Sorgfalt treuer, fein- und kunstsinniger Freunde, denen Rom eine zweite Heimat geworden, und endlich ein Winter, wie er so mild und grün sogar in Italien selten ist. Die Erinnerung an die ersten Fahrten in die Campagna, die ersten Wanderungen in Rom wird den Rest meines Lebens erhellen und durchleuchten. Nie werd' ich ihrer vergessen, nie der magischen Gewalt, mit der das erste Betreten der Peterskirche, der vatikanischen Sammlungen, des Forums und der Kaiserpaläste auf mich gewirkt haben. Und doch um wie viel mehr als ein erster, ist ein zweiter, ein dritter und wäre ein hundertster Besuch dieser durch die Erinnerung an weltbewegende Ereignisse, an große Taten und an große Menschen geheiligte Stätten. Ein langes, von einem Denkenden, einem Schauenden in Rom zugebrachtes Leben ist ein kurzes Leben. Mir — und nicht mir allein — will manchmal scheinen, als gäbe es hier auch für die Zeit einen besonderen Maßstab.“ Wie sehr Marie Ebner diesen Maßstab in der Stadt, die sie die wahre und wirkliche Hauptstadt der Welt nannte, sich vor Augen hielt, zeigen mannigfaltige Ergebnisse ihrer Erlebnisse. Zwei namhafte Altertumsforscher, denen sie sich als lernbegierige

Jüngerin anschloß, huldigten dieser Meisterschülerin zum Gedächtnis vieler genußreicher Gänge in Dankbarkeit und Verehrung: Christian Hülsen[1] widmete ihr sein gehaltvolles Buch: „Das Forum Romanum. Seine Geschichte und seine Denkmäler.“ Und der Professor an der Sapienza, Emanuel Löwy, der Schöpfer des Gipsmuseums, eignete ihr seine Geschichte der griechischen Plastik zu. Und als ihr während ihres ersten Aufenthaltes in Rom, als der ersten und einzigen Frau, das österreichische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, das Gegenstück des Ordens pour le mérite, verliehen wurde, luden sie die berühmten Träger derselben Auszeichnung, der Wiener Theodor Sickel, der ungarische Historiker Bischof Fráknoi mit dem Dritten im Bunde, dem Tiroler P. Denifle zu einem gemeinsamen Festmahl als Kollegin. Tags darauf schickte ihr Sickel ein Album, in das die Mitglieder des Ordenskapitels sich eintragen sollten. Schlagfertig schrieb Marie Ebner:

An die Tafel der Propheten,
Durfte heut ein Weltkind treten,
Fühlte sich sehr arm und klein,
Doch glückselig da zu sein.

Ein Sprüchlein, das die gelehrten Herren herzlich belustigte. Und wie die Akademiker gewann Marie Ebner in Rom wie zuvor anderwärts die Herzen aller, die mit ihr in Berührung kamen. „Wenn Sie die Frau kennten“, schrieb L. v. François Neujahr 1888 an C. F. Meyer, „würden Sie sich für sie begeistern, wie es alle tun, die in ihren Kreis treten“. Dabei lag ihr in der Fremde, wie daheim nichts ferner, als gesellschaftliche Erfolge zu suchen, einen Salon zu machen, der Mittelpunkt einer kosmopolitischen Fremdenkolonie zu werden, wie das zu Beginn des 19. Jahrhunderts Madame de Staël in der Tat für ihre eigene Person und sinnbildlich für ihre Dop-

pelgängerin Corinna durch die Dichterkrönung ihrer Romanheldin auf dem Kapitol angestrebt hatte. Das Marktgewühl hatte sie stets gemieden. Und mit aus ihrer weltfernen Abgeschiedenheit erklärt es sich, daß sie anders als andere weitberufene weitgereiste Meisterinnen der europäischen Erzählungskunst, die Staël, die Sand, die Eliot erst an ihrem Lebensabend, nach dem Tode ihres Gemahls, nach Rom kam. Mit ihm verlor sie einen Gefährten, der sie buchstäblich schon in der Wiege gekannt, und gleichzeitig mit diesem löste sich noch ein anderes in ihre frühseste Kindheit zurückreichendes Band. Das Rabenhaus sollte der Stadterweiterung zum Opfer fallen, so daß der Witwe noch im Trauerjahr eine Übersiedlung drohte.

Trost in aller Trübsal suchte und fand die Dichterin in künstlerischer Tätigkeit, so daß sie schon in der ersten Juniwoche 1888 eine Meistererzählung „Uneröffnet zu verbrennen" abschließen konnte. Wenige Tage nachher empfing sie den Besuch einer in Italien ansässigen Schwäbin Helene Tafel[2], die mehrere Geschichten der Ebner ins Italienische übertragen hatte; im Gespräch redete Frl. Tafel unserer Dichterin zu, den Winter in Rom zu verbringen. „Das erscheint mir wie ein schöner unausführbarer Traum", bemerkt das Tagebuch zu dieser Anregung. Als ihr aber ihr Bruder, Graf Adolf Dubsky, dringend riet, die Fahrt anzutreten und Ida Fleischl, deren Sohn Botschaftsarzt in Rom war, beschließt, mit ihr den Winter im Süden zu verbringen, sind nach dem herkömmlichen Sommeraufenthalt in St. Gilgen alle Bedenken überwunden. In einem Zug ging es über Bozen dem Ziele zu.

„Als wir um 7 Uhr morgens durch Florenz fuhren", meldet das Tagebuch vom 22. Oktober, „stieg die Sonne eben hinter dem Dom, dem Grab der

Medicäer, und dem Turm von Giotto empor. Um ein Uhr in Rom. Der Eindruck, als meine Mitreisenden mir die Kuppel der Peterskirche zeigten.“ „Daß ich diese betreten werde, noch kann ich's nicht glauben. Wir sind sehr gut untergebracht im Hotel de Londres mit der Aussicht auf die Piazza di Spagna.“ 23. Oktober. „Herrliche Fahrt über die Engelsbrücke zur Engelsburg, zu S. Peter und dem Vatikan. Am Nachmittag zum Kloster S. Onofrio an der Tasso-Eiche vorbei. Unvergleichlich herrliche Aussicht über Rom. Da liegt es zu Füßen des Albaner- und Sabinergebirges in dem schimmernden Licht, das kein Maler nicht glaubt, der es nicht gesehen hat. 24. Oktober. Peterskirche. Die Geister Michel Angelos und Raphaels kommen uns entgegen und grüßen uns mit ihren gebenedeiten Werken. 25. Oktober. Pincio, Villa Borghese. 26. Früh Santa Maria del Popolo. In dieser schönen Kirche das Schönste die Grabmäler der Kardinäle Bosso della Rovere und Ascanio Sforza von Andrea Sansovino, Heute sind wir auf die Piazza di Spagna gezogen. Besonders traurig die Beleuchtung am Abend. Lauter elende Petroleumlampen.“ Dafür war der Ausblick unter Tags um so erquicklicher.

„Unsere Wohnung liegt eine Treppe hoch, drei ihrer Zimmer haben die Aussicht auf die Piazza di Spagna. Man braucht sich nur aus dem Fenster zu beugen, um links eine Fontaine und über ihr einige Cypressen des Pincio zu sehen. Uns gegenüber vor dem großen Hause der Propaganda Fide ragt eine Marienſäule empor. In der Mitte des Platzes sprudelt der flüssige Kristall der Acqua Vergine in Berninis marmorne Barke. Blumenverkäufer haben ringsum ihre Buden aufgeschlagen und jede ist ein Meisterstück der Dekorationskunst. Es gibt keine Jahreszeit, in der nicht diese fliegenden Gärtchen die Luft mit ihrem Duft erfül-

len würden." Dazu das Treiben der Modelle auf der spanischen Treppe, alte Männer in malerischen Lumpen, junge Burschen, Frauen, Mädchen, Kinder in ihrer Ciociarentracht, das allerliebste Gesindel der Tarantella tanzenden bettelnden Mädeln und Buben, beständig mit einander um die Beute balgenden Kerlchen: abwechslungsreiche Schauspiele, deren die Dichterin so wenig überdrüssig wird, daß sie das 1898 gewählte Absteigquartier beim Padrone Bonfili Piazza di Spagna 9 wieder bezog, unbekümmert um manches Allzumenschliche, was eine deutsche Hausfrau und doppelt und dreifach eine vornehme Dame ihrer gediegenen Lebensführung hätte stutzig machen können.

„Wenn es der Frau Sonne überhaupt zu scheinen beliebt — und es beliebt ihr fast täglich — scheint sie uns in die Zimmer. Die Einrichtung, die bei dieser Gelegenheit beleuchtet wird", scherzt die geborene Humoristin, „hat ihre ergötzliche Seite. Viel Marmor, weißer und grauer, viel Vergoldung, zu ewiger Rast verurteilte Pendulen," „besonders sträflich in den Augen von Marie Ebner, der Uhrmacherin", „Gipsfiguren, die sich auf die Bronzestatuen spielen, Lampen, die ihre Bestimmung erfüllt zu haben glauben, wenn sie sich Petroleum eingießen lassen, aber grimmige Rauchwolken gegen den Plafond wirbeln, sobald ihnen zugemutet wird, zu brennen. In jedem Zimmer steht in einer Fenstervertiefung ein kleiner eiserner Zylinder. Auf meine Frage, wozu er diene, antwortete man mir, daß er ein Ofen sei. Den Salon schmückt ein Kaminchen, eine cheminée de poche. Als man zum ersten Male Feuer darin machte, geriet eine sehr verehrte Familie, die ein Stockwerk über uns wohnt, in Erstickungsgefahr. Hingegen wurde unsere Küchenchefin, eine Tirolerin, eines Morgens beim Heraustreten aus ihrer Stube von einem Wasserguß auf den

Kopf getroffen und als wir unser Befremden darüber äußerten, erwiderten unsere Hausleute (vorzügliche Menschen, die wir hochschätzen und lieben), es gäbe nichts Natürlicheres, denn gestern sei oben gebadet worden. Aber was liegt an solchen Lappalien! Wir schwelgen in goldenem Lichte, wir atmen himmlisch reine Luft. Wir sind in Rom!"

Und nur in Rom selbst, so wiederholt sie mit Goethe, kann man sich auf Rom vorbereiten. Sie läßt sich das so ehrlich angelegen sein, daß sie gleich nach ihren ersten Besuchen von Kirchen, Museen, Galerien, nach den ersten eifrig und gelehrig gesuchten Winken großer Kenner sich eingesteht: Ich muß erst sehen lernen. Sie hat das selbstgegebene Gebot gewissenhaft beherzigt und doch nicht verlernt, in der Fremde, wie daheim, aus eigenen Augen zu schauen. Für Natur und Kunst, Landschaft und Geschichte, Phantasiestücke der Vergangenheit und Genrebilder der Gegenwart findet sie Töne, die sie von niemand anderem gehört hat. Das gleiche gilt von den Beispielen und Anekdoten, die sie über Art und Unart des Volkes gibt.

Als alte Tierfreundin geht die Malerin der „Spitzin", des „Fink" und „Krambambuli" nicht an den vielgehätschelten Haus-Tigern[3] und barbarisch gemarterten Zugtieren vorüber: in ganz Rom, lautet ihr lapidarer Ausspruch, hab' ich noch keinen lustigen Esel und noch keine traurige Katze gesehen. Eines Sinnes mit Vischer und Gregorovius, schilt sie die Tiermißhandlung einen Schandfleck Italiens und sie erzählt — nach einer Mitteilung von Helene Tafel — daß eine barmherzige Ausländerin einem Campagnolen begegnete, der sein erschöpftes, mit Striemen bedecktes Eselchen dermaßen prügelte, daß die Fremde den Jammer nicht länger anzusehen vermochte; sie kaufte dem rohen

Burschen seinen Asino ab und schenkte das arme Vieh einem Laienbruder der Abtei Tre Fontane unter der Bedingung, daß es fortan nur zu leichter Arbeit verwendet und bis an das Ende seiner Tage gut behandelt werde. „So hat", schließt schalkhaft die ernstgemeinte Geschichte „eine edle Frau wenigstens e i n e n Esel in Rom glücklich gemacht." Duldsam sah sie sonst, um der Grazie, Munterkeit, Umgänglichkeit der Italiener willen, über die spitzbübischen landesüblichen Prellereien, die Übervorteilungen durch Kutscher und Fremdenführer hinweg, die beide Damen, Ida Fleischl und Marie Ebner, gelegentlich in Gefahr brachten, angefallen zu werden. Über dem Nächsten ließ sie Fernes und Fernstes nicht aus den Augen. Sie mühte sich, an Ort und Stelle Goethes italienische Reise gründlich zu verstehen, las Grisars Geschichte Roms im Mittelalter und sah, angesichts von Tages-Ereignissen, — die angebliche Entdeckung von Cäsars Asche, — mit angeborenem historischem Sinn gewaltige Fresken, Triumphzüge, weltgeschichtliche Gestalten und Vorgänge dichterisch anschaulich aufsteigen.

Ein andermal, als sie im Nationalmuseum der Diokletiansthermen die Halbfigur einer Priesterin sieht, die in den achtziger Jahren bei den Ausgrabungen auf dem Forum im Atrium Vestae zum Vorschein gekommen war, verdichten sich ihre Gedanken-Reihen zur „Geschichte der Vestalin"[4], einem Gedicht in Prosa. In der seelischen Belebtheit ihrer Züge mutet sie jene seltenste Schönheit an, die dem Alter trotzt. Die Haare bilden einen Wulst, von der die breite Stirn und die Schläfen eingefaßt sind. Eine Binde schlingt sich um den Kopf, den Scheitel krönt diademartig eine sechsfach aufgestellte Rolle. Das Suffibulum, das Kopftuch der Vestalinnen, ist darüber gespannt und wird durch eine runde Spange am Halse fest-

gehalten. Aus den ernsten tiefblickenden Augen las vor und nach der Ebner mancher Beschauer Geheimnisse heraus und eine empfindsame Frau verglich diese Vestalin einer hochgeborenen Äbtissin, die sich aus dem Wirbel der Welt ins Kloster geflüchtet. Marie Ebner hört, wie sich die Lippen der Vestalin zur Beichte öffnen. Von Kind auf war sie sich bewußt, zur Priesterin berufen zu sein. Fehl- und fühllos waltete sie ihres Amtes, als Novize und Ober-Vestalin, unerbittlich gegen sündigere Genossinnen. Einmal, da sie pflichtmäßig dem Festspiel der Gladiatoren im slavischen Theater beiwohnen muß, wird sie Zeugin des Todeskampfes eines gefangenen Fürstensohnes mit dem berühmten Hermes. Der Sieger setzt dem überwundenen Prinzen den Fuß auf die Kehle und harrt der Entscheidung der Menge: Tod oder Gnade? Ein furchtloser fragender Blick des schönen Jünglings trifft die Strenge. „Ein Sterblicher, vor dem der Olymp sich öffnet und den eine Göttin zu sich emporwinkt, so erschien er mir.“ Sie stockt, als die Massen brüllen: Töten. Auch die Vestalinnen geben das verhängnisvolle Zeichen und schauen die Zaudernde spöttisch an, bis sie — den Blick im Blick des Jünglings — den Daumen gleichfalls senkt. Der Preisgegebene sieht das noch und schließt die Augen. Fortab ist die Herzenshärtigkeit der Priesterin für immer gewichen; die Anwandlung zärtlichen Mitgefühls hat sie gewandelt. Der Zwiespalt scheinbarer Pflichtvergessenheit und menschlichen Erbarmens bedrängt sie zeitlebens. „Ihr aber Menschen, die Ihr vor meinem stummen Bilde steht, und denen es verrät, was die Atmende schmerzvoll verbarg, Ihr liebt an mir, was meine Schuld gewesen ist, daß ich das Leid gekannt habe um fremdes Leid.“

Wie dem Gegensatz der Zeiten und dem Unterschiede der Volksart forscht sie auch dem Kontrast der Land-

schaften nach. „Was macht die italienischen Gegenden so schön und reizvoll? In unseren Salzburger Bergen ist es ja doch auch schön und schöner. Unsere Gletscherwelt, unsere Wälder, unsere grünen Täler und vom kristallklaren Wasser durchrauschten Klüfte sind doch noch etwas Anderes als diese Lavahügel und seenbildenden Krater. Wenn ich meine Empfindungen für Beide miteinander vergleichen soll, dann ist die Liebe zu meinen Heimatbergen die zu einem großen treuen Freunde und die zu den italienischen Landschaften die Liebe einer in ihr holdes Kind vernarrten Mutter."

Der Abschied von Rom fiel ihr dadurch leichter, daß sie — nach kurzem Verweilen in Wien, um Kaiser Franz Joseph, der sie mit größter Auszeichnung empfing, für das Ehrenzeichen zu danken — mit ihren Lieben wiederum Sommer-Quartier in Sankt Gilgen beziehen wollte.

Am Vorabend der auf den 28. Mai festgesetzten Abreise stürzte Frau v. Fleischl in ihrem Zimmer und erlitt einen Schenkelbruch. Der Zustand verschlimmerte sich zusehends. In einem lichten Moment befahl die Kranke ihrem Sohn, das Zimmer zu verlassen. Allein mit Marie Ebner sagte sie: „Man kann plötzlich vom Schlag gerührt werden. Es kann auch langsam kommen. Ich weiß nicht, ob der Schlag mich gerührt hat und ich glaube, die Ärzte wissen es auch nicht. Jetzt bin ich noch bei Bewußtsein und sage Dir: es war das Glück meines Lebens, daß ich Dir bei Deinen Arbeiten manchmal durch Zufall helfen konnte und nur weil vier Augen mehr sehen als zwei." Am 4. Juni verschied Ida Fleischl. Ihren Verlust hat Marie Ebner nie verwunden [5]. Idas, von Marie Müller als sinnige Überraschung gestiftetes Ölbild stand stets auf ihrem Schreibtisch. In den ihr noch beschiedenen 17 Lebensjahren hat sie bei jeder Arbeit nach der unersetzten, unersetzlichen Beraterin sich gesehnt und sie

noch in ihrem letzten 1916 gedruckten Zeitlosen Tagebuch geschildert.

„So.“ Es war merkwürdig, was sie aus diesem „So“ zu machen wußte. Wenn sie es sagte, im engsten Gespräch mit einem ihr geistig Ebenbürtigen, langsam und nachdenklich, da kam es wie eine Pause auf dem Wege des Suchens nach dem letzten Grund der Dinge. Wenn es bestimmt und durchdringend klang, dann bekräftigte sie damit einen ihrer weisen und ureigenen Gedanken. Ein anderesmal warf sie es leicht hin, als bequemes Auskunftsmittel, als ein Zeichen barmherziger Anteilnahme, wenn ein Langweiliger redete, den niemand anhören wollte. Sie sagte es heiter, aufmunternd, frisch, wenn einer einen Ausspruch getan hatte, der ihr gefiel, und dann tat es dem, dem es zugestimmt, mehr Ehre an, als Lob und Preisgesänge aus dem Munde Vieler getan hätten.

In ihren ungedruckten Tagebüchern kann sie sich nicht genug tun, zu wiederholen, wie viel sie in einem mehr als 30jährigen vertrauten Umgang der Einzigen zu verdanken hatte, die sich selbst Louise v. François gegenüber als schöpferische Künstlerin eine Stummgeborene nannte, doch mit außerordentlichem Kunstgefühl das Werden und Wachsen fremder Schöpfungen zu pflegen, Dichterträume auszulegen vermochte.

Die Reise nach Sankt Gilgen gab Marie Ebner nicht nur für diesen Sommer, sondern nach dem Tod Idas für alle Zukunft auf. Eine Aufforderung des Burgtheaters, einen Prolog zur Goethefeier an dessen 150. Geburtstag zu dichten, schlug sie aus: „wenn Ida am Leben wäre, wenn wir in Sanct Gilgen wären, mit welcher Wonne hätte ich Ja gesagt.“

Und doch brachte ihr nach der anfänglichen dumpfen Trostlosigkeit nur neue Arbeit neue Aufrichtung. Als sie, von den Ihrigen gedrängt, im Herbst 1899 wieder nach Italien fuhr, machte sie zunächst Halt in Florenz, wo sie, von Helene Tafel und Theo Schücking geleitet,

Lokalstudien machte für die „Agave", deren weitgediehenes Manuskript sie mit auf die Reise genommen hatte. Von Ende Oktober bis Ende Mai weilte sie wieder in Rom, emsig an der „Agave" weiter schaffend, deren zweiten Teil sie bei Helene Tafel vorlesen konnte.

Der Sommer brachte ihr als Vorboten ihres 70. Geburtstags die Verleihung des Ehren-Doctorats durch die philosophische Fakultät der Universität Wien, eine Auszeichnung, die vor- und nachher keiner Frau zuteil geworden war[6]. Und am 13. September 1900 zeigten ihr die Huldigungen aller Stände und Richtungen in Nord und Süd, weit über alles, was sie je geahnt oder gewünscht, welch unbegrenzte Verehrung ihr alle Stimmfähigen in Deutschland und Österreich entgegenbrachten: die Alten mit Heyse, die Jungen mit Gerhart Hauptmann als Führer wetteiferten mit den Sprechern der Arbeiterschaft Pernerstorfer und Victor Adler, mit dem Bürgermeister von Wien, mit Adel und Volk, die Meisterin ihrer bewundernden Liebe zu versichern.

Ihr Dank war echt und tief. Im Stillen freilich dachte und handelte sie nach ihrer alten Losung: Der Ruhm ist nichts, Schaffen ist Alles. Im November 1900 machte sie sich zum drittenmal nach Italien auf. Unterwegs hatte sie in Bologna unerwarteten Aufenthalt, weil ein schlaftrunkener Kondukteur einen Coupon des Reiseheftes vorzeitig abgerissen hatte. Bisogna spettare sagten die Träger einmal ums andere ganz resigniert. Plötzlich aber luden sie sich alles Gepäck auf und liefen in der Finsternis fort und ihnen nach Angela (die Sekretärin). „Ich bin allein in der dunkeln Bahnhof-Halle und gehe nun, wie ich meine, in derselben Richtung wie die andern und stehe plötzlich vor einer lautlos heranrollenden Lokomotive. Ebenso lautlos hat mich in dem Augenblick Jemand ergriffen, zur Seite geschoben und

Die Dichterin am Schreibtisch

Im Hintergrunde die Uhrensammlung und die Büste der Priesterin Vesta

Das Arbeitszimmer der Dichterin
Auf dem Schreibtisch das Bildnis Ida v. Fleischls

ist, ohne sich um mich zu bekümmern, seiner Wege gegangen. Ich habe meinen Lebensretter weder gesehen noch gehört." Wieder prüft sie in Florenz einzelne Ortsangaben ihrer Agave und wieder weilt sie bis zum Mai in Rom, wo sie zu Neujahr die „Agave" beendet, an Westermanns Illustrierte Monatshefte zum Ur-Abdruck schickt und, mit Korrekturen überhäuft, fünf Anfangskapitel einer ihrer bedeutendsten Arbeiten „Der Erstgeborene" schreibt. Voreiliges Gerede der Blätter über den neuen Künstler-Roman bestimmte sie, dem Gelehrten, der in Wien den Antrag auf Verleihung des Ehrendoktorates gestellt, Jacob Minor, 15. Jänner aus Rom über Vorgeschichte und Absicht ihrer „Agave" brieflich Aufschluß zu geben.

Ihnen, verehrter Herr Professor, nur Ihnen allein will ich im Voraus den Stoff von „Agave" verraten. Ein Besuch in unserer Malerakademie hat ihn mir geliefert. Als ich die Stiege hinauf ging, kamen mir scharenweise die Schüler der Akademie entgegen. Eine Atmosphäre von Selbstbewußtsein und Übermut umgab diese Jünglinge, jeder fühlte sich eine kleine Sonne, und ich fragte still bei mir: Wie vielen von Euch wird der Sieg beschieden sein, auf den Ihr jetzt mit solcher Zuversicht hofft? Ich hatte gehört, daß einige unter ihnen waren, die zu den größten Erwartungen berechtigten, und stellte mir vor, wie das nun wäre, wenn einer von ihnen ihren Erwartungen nur kurze Zeit entspräche, damit aber auch alles erschöpfen würde, was ihm an Talent gegeben war, und bald nichts mehr vermöchte. Die Geschichte dieses Armen habe ich erzählt. Eine Agave, die nur einmal blüht, ist mir Antonio Denesco, ein Töpfersohn aus Ariccia, den ich zum Lieblingsschüler des großen Masaccio machte.

Das Urbild dieses Pflanzenschicksals sah Marie Ebner (wie Theo Schücking April 1902 in Westermanns Monatsheften erzählte) auf einem Spaziergang in der Villa Mattei: eine fremdartige, in ihrer Üppigkeit an die Tropen gemahnende Blütenrispe auf schlankem hoch über Menschenhöhe hervorragendem Schaft. Man sagte

ihr, daß dies eine Agave sei, die länger als ein Jahrzehnt hindurch nur ihre bizarren, mattgefärbten Blätter treibt, bis mit einem Male aus dem kahlen Kranze ein Blütenschaft von wunderbarer Pracht emporschießt.

In einem Motto in Versen und in der künstlerisch gehobenen Prosa der Erzählung, wird die Agave das Symbol des Künstlerschicksals Antonio Venescos, der vom Töpfer zum schöpferischen Maler sich aufschwingen will, in Liebesglut ein Meisterwerk schafft, dann in seiner Neigung betrogen, in seiner künstlerischen Unzulänglichkeit ohnmächtig, ein neues Bild zu Stande zu bringen, seine geniale, einzige Leistung vernichtet, verzweifelnd zuletzt wieder zu seinem Handwerk zurückkehrt. „Für einen berauschenden Frühling gibst du die Kraft eines Lebens, Agave, dahin und stirbst am Erblühen — ein Wunder bist du."

Eine, selbst mit dem Maß Ebnerscher Arbeiten gemessen, ungewöhnliche Anstrengung hatte die Meisterin an diesen Plan gewendet. Ihre Studien waren im Größten und Kleinsten außerordentlich an Umfang und Genauigkeit: einen Fachmann, Professor Pogatscher, zog sie zu Rate, ob Sänften dazumal gebräuchlich waren; das Zeitalter Masaccios ergründete sie mit der Gewissenhaftigkeit eines Kunsthistorikers. Angesichts dieser Mühen versteht man, daß sie Minor ängstlich fragte, „was steht der Erzählung bevor? Welche Aufnahme wird sie finden? Was mich betrifft, lebe ich jetzt in der schlimmen Zeit, in der man nur die Mängel der eben beendeten Arbeit sieht." Der einmütige Beifall, der dem „Gemeindekind" zufiel, sollte der „Agave" so wenig wie dem andern Schmerzenskind „Unsühnbar" zuteil werden.

Das italienische Kolorit, das die Staël in „Corinna" und die George Sand in so vielen venezianischen und römischen Meistergeschichten, auch in den stoffver-

wandten, den Zwiespalt von Kunst und Kunsthandwerk behandelnden „Mosaikarbeitern“ instinktiv lebenstreu traf, hat George Eliot trotz ungemeiner Arbeitsmühen und Studien in ihrem Savonarola-Roman „Romola“ nicht wiedergegeben. Und so viele Treffer im Einzelnen die „Agave“ bringt, als Ganzes überzeugt sie weniger, als „Lotti, die Uhrmacherin“, die ursprünglich „Kunst und Handwerk“ betitelt sein sollte und, wie in der „Agave“, Schein- wenn nicht geradezu Schwindelkunst zum Fluche, redliches Sichbescheiden mit ehrlich geübtem Kunsthandwerk zum Sinnbild und Segen ihrer Träger werden läßt. Verloren für die Lesewelt war und wird die Agave gleichwohl nicht sein.

Die Wucht, Kraft, Lebenswahrheit des „Erstgeborenen“ und der tiefgreifenden, das Thema von „Glaubenslos“, den Zwiespalt von Zweifel und Gläubigkeit durch reine Menschlichkeit unvergleichlich mächtiger bezwingenden Geschichte „Ihr Beruf“ bewies, daß Marie Ebner im achten Jahrzehnt ihres Lebens ebenso jugendfrisch schaffen konnte, wie nur je, sobald sie auf heimischem Boden — im „Erstgeborenen“ im vormärzlichen Ungarn, im „Beruf“ in der Wiener hohen Beamtenwelt — blieb.

Und ein Eigenstes gelang ihr in den auf Zdislawitzer Boden begonnenen, in Rom abgeschlossenen, biographischen Skizzen „Meine Kinderjahre.“

Sie war 1902 zum vierten Male nach Rom gekommen, wo sie alten und neuen Bekannten, Ansässigen und Durchreisenden, Fernstehenden und lieben Familienbesuchen mit gleicher Herzenshöflichkeit entgegenkam. Graf Albrecht Wickenburg, Isolde Kurz,[7] Ossip Schubin, Gleichen-Rußwurm, die Neffen und Nichten Dubsky, stellten sich in der Behausung Piazza di Spagna ein. Zu Malvida v. Meysenbug, die sie schon 1898 kennengelernt hat, ging sie wiederholt in ihrer letzten Krankheit.[8]

„Schade", sagte die Todgeweihte, „daß wir einander im Laufe dieses Winters so wenig sehen konnten. Ich habe noch nie Jemand nach so kurzem Kennenlernen so lieb gewonnen wie Sie. Es ist aber vielleicht keine Trennung für ewig." Es war ein lächelnder Zweifel in ihren Augen, als sie diese Worte sagte. Die Idealistin sah die Dichterin auch wirklich noch einmal; sie ließ sie just eine Woche vor ihrem Tode durch Frau Monod zu sich bitten. Malvida hatte gewünscht, Abschied von Marie Ebner zu nehmen: „Ich fuhr sogleich zu ihr und fand sie in ihrem kleinen Salon auf ihrem Ruhebette liegend, ein Schatten, die Augen groß und leuchtend in dem schmalen, abgemagerten Gesicht." Als andere Bekannte zwei Tage später zu Baronin Meysenbug kamen, lagen schöne Rosen auf ihrem Bette, von denen sie eine Marie Ebner schicken ließ. Ihrer Nichte, Gräfin Marie Kinsky, schrieb Tante Marie, 23. April 1903: „Unsere arme Theo verlebt schwere Tage und wohl auch Nächte bei der sterbenden M. v. Meysenbug, ihrer alten, verehrten, verehrungswürdigen Freundin. Auch ich habe schweren Abschied von dieser großen Frau genommen. Sie ist nur noch ein Schatten, aber bei vollem Bewußtsein. In Löschna wollen wir zu ihrem Andenken ihre Memoiren einer Idealistin lesen. Ja?" Am 26. April stirbt die „nicht einmal von den Gegnern Angefeindete."

Während ihres letzten Aufenthaltes in Rom 1904/05 schickt Marie Ebner ihre „Kinderjahre" in die Welt, mit rührender Zaghaftigkeit. „Heute", so schrieb sie Rodenberg am 13. Januar 1905, „hatte ich einen Verzweiflungsanfall. Ich kam vom Pincio, und die Beleuchtung war ausnahmsweise schön gewesen, sogar die Wolken, die sich über der Stadt türmten, hatten etwas Monumentales. Unermeßlich war die Größe des Eindruckes, und nun kam ich heim und wollte korrigieren.

Es war unmöglich; meine armseligen Kindergeschichten widerten mich ganz einfach an. Wie wenn das schrille Gezirpe einer Grille mir ans Ohr schlüge, nachdem ich einen Löwen brüllen gehört hatte."

Das aus Rom datierte Vorwort ist auf den gleichen Ton gestimmt. In ihrer mährischen Heimat seien diese Skizzen unter den Augen der Ihrigen, unter dem Einfluß ihrer verwöhnenden Liebe entstanden. Ein Widerschein ihrer Teilnahme, die sie im Familienkreise erweckten, fiel auf sie und sie dachte: sie seien etwas. Nun sie die Blätter in Rom korrigieren solle, kämen ihr die Kleinen recht armselig vor mit ihrem Geplauder von Puppen und Ammenmärchen. Hier spräche die Weltgeschichte zu ihr. Sie wandere von einer historischen Stätte zu anderen. Auf dem Forum — (das Goethe in seiner „Italienischen Reise" noch nicht erwähnte und erwähnen konnte) — habe sie Halt gemacht. Beim Betreten der Sacrà via glaubte sie den Boden erzittern und dröhnen zu hören vom Marsch der Legionen: „Eine Riesenschlange, die Reiche erdrückt in ihren gewaltigen Ringen, bewegt sich der Siegeszug zum Kapitol, umbraust vom Zuruf der Menge." Von solchen Gängen heimgekehrt, fiele es ihr schwer, auf die Druckfehlerjagd auszugehen und entgleisten Sätzen auf die Beine zu helfen. „Mein Glaube an Euer Etwas ist mir entschwunden, ihr armen Blätter", dermaßen entschwunden, daß sie den handschriftlichen Entwurf und den Urdruck des Vorworts ursprünglich mit der halb melancholischen, halb warnenden Wendung schloß: „Weil ihr aber eure papiernen Flügel schon entfaltet habt, so fliegt denn, so gut ihr könnt. Und Eins nehmt in Acht. Hütet euch vor den Anspruchsvollen. Den Rat gebe ich euch mit auf die Reise."

Dieser Abschluß erschien Rodenberg mit Recht allzu kleinmütig. „Wie Sie wollen", schreibt sie ihrem Vertrauensmann. „Ich werde mich also etwas aufgeblasen stellen im Schluß der Vorrede." Was die liebenswürdige Humoristin „aufgeblasen" nennt, ist ein Muster von Anmut und Zartgefühl. „Weil die Blätter einmal da sind", heißt es nun, „mögen sie ihre papiernen Flügel entfalten und fliegen, so gut sie können. Heimwärts, wo sie geboren und immer wacher Liebe sicher seien. Indessen wird Rom den Purpurmantel seiner Rosen umgetan haben, und bei uns zu Hause werden an Bäumen und Sträuchern die Knospen schwellen und Schößlinge in Unzahl hervorschießen. Das ist dann", so fügt sie entschuldigend bei, „auch für das grüne Seelchen, dessen Geschichte ihr erzählt, der richtige Augenblick, sich ans Licht zu wagen."

Zu seinem und unserem Besten. Es hat den „Kinderjahren" gut angeschlagen, daß Rom Pate bei ihnen stand. Sie waren, sind und werden jederzeit eine ihrer reinsten, reifsten Schöpfungen, eines der reizendsten Selbstbildnisse einer Frau und Künstlerin ohnegleichen bleiben, auf die seit ihrer Kinderzeit das Wort zutrifft: Natur zerbrach die Form, nachdem sie Dich erschuf..

80. Geburtstag. Ausgang.

Am 1. Jänner des Jahres 1910, in das ihr 80. Geburtstag fiel, schrieb Marie Ebner in ihr Tagebuch: „Mein liebes Jahrbuch, ich weihe dich ein. Ich bitte Gott um seinen Segen für sein Kind Erde, Segen für alles, was atmet und lebt — und was lebt nicht? Ich bitte um Liebe in die Herzen der Menschen.“ Besser und bündiger als durch dieses Gebet läßt sich von den ersten bis zu den letzten Tagen der Dichterin die Losung ihres Lebens nicht umschreiben.

Weit bescheidener als dieser weltumspannende Wunsch lautet der Wahlspruch für ihr eigenes Denken und Wirken: Können und Gönnen. Ein lapidarer, inhaltschwerer Satz. Neidlos freute sich die Menschenfreundin, wenn das Geschick den Anderen Gunst auf Gunst gewährte; ihr selbst war am wohlsten, wenn sie im strengen Dienst der Kunst ihre Pflicht voll zu erfüllen imstande war. Von Kind auf hat sie geahnt, daß dem rechten Künstler der Sieg nur durch opferfrohes Aufgebot seiner ganzen Kraft zufällt; das Titelbild des Schillerbandes, den der Zwölfjährigen die Stiefmutter schenkte, war ein Stahlstich nach der Schillerstatue Thorwaldsens; die Kleine wurde nicht müde, das Bild anzusehen: „Die Erscheinung so mächtig, so voll Größe und Kraft und das schöne Haupt doch gebeugt unter der Last des schweren Kranzes. Selbst errungen, der überreiche, der ihn nun bedrückte. Klar wurde es mir freilich nicht, daß der Bildhauer vielleicht diesen Gedanken hatte ausdrücken

wollen; nur als etwas Unbestimmtes, unsagbar Anziehendes kam es mir zum Bewußtsein. Marie (Kittl) und meine Schwester Fritzi fanden mich einmal in die Betrachtung meines vergötterten Dichters versunken und ich machte sie auf sein unter dem Kranze gesenktes Haupt aufmerksam. Da legte Fritzi ihre Hand auf meinen Scheitel und sagte, sie glaubt gewiß, daß auch sie einmal einen solchen Kranz auf dem Haupt haben und so dastehen wird."

Die Neckerei der Schwester sollte stolze Wirklichkeit werden. Ehren und Erfolge häuften sich im Laufe der Zeiten dermaßen; daß sie die Greisin bisweilen geradezu bedrängten. Und keine Huldigung beglückte sie dauernder, als ihre buchstäblich bis an ihr Ende rege Schöpferlust. Diesem unbesiegbaren Triebe mußte sie, trotz aller Altersgebrechen und Schicksalsschläge, unbeirrt durch die Bitten der Ihrigen und die Ratschläge der Ärzte, sich zu schonen, dienen; in den Anforderungen an die eigenen Leistungen desto anspruchsvoller, je mehr sie mit den wachsenden Jahren Herrin ihrer Kunstmittel, Kennerin und Richterin eigener und fremder Kunstübung geworden war. Und die Frische ihres Naturells, die herzstärkende, aus ihren Schöpfungen sprechende Arbeitsfreudigkeit übertrug sich auf ihre Leser. Auf Altersstufen, auf denen andere verdämmern, zu schreiben aufhören, fing sie, wie Theodor Fontane, als Siebzigerin erst recht an, mit Gaben zu überraschen, die der Vierzigerin selbst ihre treuesten Anhänger nie zugetraut hätten. Fast ein Dutzend Bände hat sie vom 70. bis zum 85. Jahr vollendet, darunter nicht ein Blatt, das sorgfältigster Feile entbehrte und manche ihrer größten Treffer.

Und neben so vielem, was sie gedruckt in die Welt schickte, fand sie Zeit und Lust, alte Tagebücher durch-

zugehen und auszukernen; immer geneigt, an sich zu zweifeln, hat sie bei der ersten Prüfung dieser Aufzeichnungen sich gewundert, wie wenig sie bieten, wie sehr sie sich auf Äußerlichkeiten beschränken. Je länger sie sich aber mit dieser jahrelang stetig fortgeführten Nebenarbeit der Durchsicht und Redaktion ihrer Merkbücher seit 1867 beschäftigte, desto deutlicher wurde ihr, daß in diesen Auszügen nicht nur für ihre eigene Lebensgeschichte, sondern für ihre ganze Zeit und Umgebung belangreiche Angaben sich finden.

„Ich arbeite mit Lust und Liebe an den Tagebuchauszügen. Eine entschlafene Vergangenheit erweckt, ist nicht immer sehr heiter. Was habe ich ringen müssen um meine Kunst." Politische, literarische, gesellschaftliche, aphoristische, anekdotische, autobiographische Bemerkungen lösen einander ab. Doppelt wertvoll angesichts ihrer Scheu vor ungekürzter Wiedergabe ihrer Briefe, weil ihrer vornehmen Art — wie Madame de Staël und deren Familie — die bloße Möglichkeit von Mißdeutungen vertraulicher arglosser Äußerungen widerstrebte. So wenig in ihrem kristallhellen Lebenslauf zu verbergen war und ist, Schonung der Geheimnisse, ja selbst nur der Empfindlichkeiten Dritter ließ ihr Zurückhaltung als Gewissenspflicht erscheinen. So tapfer und unumwunden sie durch die Träger ihrer Gedanken die Wahrheit in ihren Satiren, Gesellschaftsbildern, Erziehungsromanen, Aphorismen, Straf- und Gleichnisreden zu Wort kommen ließ, so mutig sie Partei nahm im politischen, nationalen, religiösen und nationalen Zeitkampf, das Übermaß moderner, zumal posthumer Generalbeichten verdroß Marie Ebner, so daß ihr sogar die uneingeschränkte Wiedergabe von Grillparzers, Hebbels, Gottfried Kellers Tagebüchern fragwürdig blieb.

Ihr Takt vermindert übrigens auch in ihren Tagebüchern den Mut ihrer Meinung nirgends. „Von unserem Kaiser", schrieb sie (Juli 1901), „verlangen seine Völker gleiches Recht für alle und ein besonderes für jede Nationalität". Mit gleicher epigrammatischer Schlagkraft heißt es im März 1906: „Die Literatur hat ihre Gänseheerden." Im Dezember 1913 von einem hypermodernen Lyriker: „Wenn Gespenster Dichter würden, würden sie solche Gedichte machen. Wie schattenhaft ist das alles, wie gesucht und ausgeklügelt. Welche Öde bleibt zurück, wenn wir uns durch einige dieser Phantome durchgewunden haben."

Über Schönherrs „Caritas" urteilt sie (November 1904): „Eine Zusammenhäufung von Bildern des Elends und der Niedertracht. Ein peinliches Buch, aus dem aber laut eine menschenfreundliche Seele spricht und eine menschenfreundliche Lehre: wenn ein Verzweifelter sich von der Qual seiner Existenz zu erlösen gesucht hat und wenn ein zum Tode Verurteilter durch Krankheit oder durch einen Zufall in Lebensgefahr gerät, dann rettet ihn nicht aus ihr, um ihn nachträglich zu henken."

Kellermanns „Tunnel" erhält (21. August 1913) die witzige Zensur: „Ungeheuer fesselnd, eine märchenhafte Phantasie. Übermenschen in Hemdsärmeln, Übermaschinen in Stahlreifen vollbringen das Übermögliche."

Schnitzlers „Professor Bernhardi" findet sie (29. Jänner 1913) „sehr merkwürdig. Ich hatte die Empfindung, die ein Kurzsichtiger hat, wenn ihm scharfe Brillen aufgesetzt werden". „Literatur" von Schnitzler, die ihr Auguste Wilbrandt 5. Februar 1914 vorliest: „witzig, amüsant, possenhaft". Einen Monat später — sie bosselte gerade an ihren „Grillparzer-Erinnerungen" — 4. März 1914: Vorlesung. „Der einsame Weg."

Ach Gott, man darf nicht eben an Grillparzers Tafel geschwelgt haben, wenn man sich zu diesen Schüsseln setzen soll."

Herber noch redet sie über Gerhart Hauptmann, dessen Schluck und Jau, Fuhrmann Henschel, Gabriel Schillings Flucht sie rundweg ablehnt, dessen Hannele und Armen Heinrich sie nur sehr bedingt und von dem sie eigentlich nur die alte Wulffen im „Biberpelz" ohne allzu starken Vorbehalt gelten läßt.

6. Februar 1900. „Schluck und Jau", Spiel zu Scherz und Schimpf von Gerhart Hauptmann. Zum Weinen dieses Scherz-Spiel, zum Weinen über Werk und Autor. — 13. Oktober 1913. Im Deutschen Künstlertheater in Berlin wird „Tell" aufgeführt. Gerhart Hauptmann führte die Regie. Er wurde, schreibt H. Kienzel, zum Bearbeiter an Schillers Drama und übersetzte es gewissermaßen in die Stilsprache seiner Weber. Das ist ja, wie wenn der Fuhrmann Henschel dem Lauzun beibringen wollte, wie man sich bei Hofe zu benehmen hat.

„Arzneimittel der Seele" war die Überschrift der Bibliothek im Palaste des Osymandias. Stellen wir einmal eine Bibliothek aus den Werken unserer neuen und neuesten Autoren mit Ibsen an der Spitze zusammen", heißt es im Zeitlosen Tagebuch „und setzen dieselbe Überschrift darüber. Würde sie passen?" Und noch entschiedener lautet das Bekenntnis: „Wenn ich ein Brechmittel brauche, hole ich es lieber aus der Apotheke als aus der Buchhandlung." Zola, dessen „Arbeiterkopf" sie aus einer ihr von Baronin Knorr gestifteten Photographie in den achtziger Jahren kennen gelernt und nach seiner zur Aufnahme der absonderlichsten Gerüche gebauten — Nase charakterisiert hat, erregt durch seine Haltung in der Dreyfussache ihre flammende Begeisterung. Und ihre helle Bewunderung erweckt schon 1890 Tolstoi. „Zwei Greise": über alle Beschreibung schön. Man kann auch vor lauter Bewunde-

rung traurig werden, süß und angenehm traurig." Und zwanzig Jahre später, 22. November 1910, widmet ihm die Achtzigjährige den Nachruf, der auch auf Marie Ebner zutrifft: „Daß Tolstoi gelebt hat, ist ein Ehrentitel für die ganze Menschheit."

Wie für Kleines und Großes in der Welt des Geistes, bewahrt sie bis in das höchste Greisenalter feinste Aufnahmefähigkeit für das Naturleben: Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt hält sie mit sicherem Blick in Reichenhall und Sankt Gilgen, in Rom, Venedig und vor allem in dem angestammten Zdislawitz fest, das trotz einer mehr als 80jährigen Bekanntschaft immer neue Reize zu erschließen hat. „Ich glaube", heißt es 23. Juni 1901, „daß die große Liebe, mit der die Besitzer und Bewohner von Zdislawitz an dem teuren Neste gehangen, mein Großvater, meine Mutter, mein Vater, Moritz, uns entgegenweht, wenn wir dieses Stückchen heimischer Erde betreten." Sie kennt jeden Strauch, sie malt zu jeder Jahreszeit Wiesen und Bäume. „Am Himmel", so schreibt sie an einem Augusttag 1902, „dunkelgraue Wolken am Zenit aufgestiegen, wie aus einem Höllenkessel. Im Westen, wo die Sonne versunken ist, glüht ein feuerroter, blendender Streifen. Über ihm der Horizont, kühl hellblau und im Osten steht ein langgestreckter weißer Wolkenzug, unbeweglich wie eine Gletscher-Reihe." Ein paar Monate später sieht die aus Mähren nach Rom Gekommene auf dem Pincio Rosen blühen, große Chrysanthemen, Daturen. Feuerrot blüht ein riesiger Kaktus, Palmen treiben frische üppig strotzende Federbüsche aus ihren gepanzerten und getäfelten Schäften. Aus ihrem absichtslos ziemlich regelmäßig fortgeführten Naturkalender sei nur die eine und andere Probe gehoben.

Zdislawitz, 16. August 1905. Merkwürdiger Sonnenuntergang. Der Horizont hat dieselbe graublaue Farbe wie die langgestreckte Kette der Lepiden. Da fängt es auf einmal hinter den Wolkenmassen rot aufzuleuchten an, durch den Dunst glüht ein geschlitztes Riesenauge mit weithinstrahlenden lohenden Wimpern und wirft einen Blick über den Berg hin, der sie wie mit einem feurigen Schwerte vom Himmel trennt.

Venedig, 26. Oktober 1907. Wir, Marianne, Otto, Victor[1] und ich gingen beinahe 1½ Stunden auf dem Markusplatz und am Hafen spazieren. Sonnig, windstill. Wir fütterten die Tauben, wir saßen lange im Freien. Es gibt für mein Auge keine schöneren Bauten als diese venezianischen. So traumhaft reich, so anmutig und hell. Und die Menschen sind mir insofern lieber als die römischen, weil sie sich noch weniger als diese um einen kümmern. Mit uns zugleich speiste d'Annunzio im Saale des Hotels, ich bin zu kurzsichtig, um auch nur eine Idee davon zu haben, wie er aussieht. Victor und Marianne sagen: Klein, dürftig, scheint sehr verlegen und noch mehr anmaßend als verlegen. — 28. Oktober. Recht schlechte Nacht. Katarrh, schmerzhafter Husten. Werde nicht ausgehen und mich schweigend verhalten. Sehr dumm, sehr müde. Am Nachmittag war die Beleuchtung herrlich; alles strahlte in Licht und Glanz. Eine halbe Stunde später der Himmel ein einförmiges Grau, die weißen Häuser gespensterhaft aus dem bleiernen Meer ragend. Hier ist jeder Blick Wunder und Überraschung. Ob man vor dem Dogenpalast steht, ob man auf dem Lido die kleinste Muschel aus dem Sande hebt. — 29. Oktober. Viel gehustet in der Nacht. Sonniger, herrlicher Morgen. Die Sonne ist aufgegangen und senkt einen breiten Strahlengruß übers Wasser zur Britannia herüber. Habe die Ehre, du Königin! Freut mich, recht bald ganz und gar eingehüllt zu sein in dein allumfassendes Licht, deine alldurchdringende Wärme.

Zdislawitz, 24. Mai 1909. Beim Hereinfahren in den Hof empfing uns ein Konzert von Wohlgerüchen. Rote Kastanien, blauer, weißer, roter Flieder stehen in der vollen Blüte ihrer duftenden Jugend. Nachtigallen machen die Honneurs, fühlen sich als Herren des Gartens.

Am nächsten „wundervollen" Tag fühlt sie sich „sehr müde. O wie uralt bin ich! so alt — wie meine Jahre!"

Wenige Wochen darauf labt sich die 79jährige jugendfrisch an den Garten-Freuden:

19. Juni. Schöner Morgen. Ein Konzert in jedem Laubgang. Nachtigallen, Grasmücken, Finken, Amseln singen um die Wette. Sängerkrieg. Mein lieber Kuckuck, der ein paar Tage schwieg, läßt sich wieder hören. — 25. Juni. Die herrlichen Lampen aus vieil d'or, die die Tulpenbäume in reichster Fülle aufgesteckt hatten, verwelken. Die alten, dunkelbelaubten Kastanienbäume haben eine Menge junger Triebe ans Licht gezogen. Sie präsentieren auf hellgrünen Blättern, wie auf vierteiligen Tellern feurigrote Blüten, Wiederholungen in Miniatur der Kastanienblüten, die jetzt einen Teppich zu Füßen des Baumes bilden. Als große reiche Blumensträuße stehen die Weigelien da mit ihren rosigen Bechern und die Deutzia mit ihren Blumenbüscheln. Die einzelnen kleinen Blumen sehen aus wie winzige Damen im Ballkleide.

Und mit gleicher Anschaulichkeit malt sie ein Winterbild im heimischen Mähren:

16. Dezember 1909. Ein wundervoller Tag. Die ganze Gegend bis weit an den Saum der Berge weiß überreift. Kein Schnee, nur die gefrorene Feuchtigkeit an jedem Stamme, jedem Ast, jedem Zweig, jedem Gräslein. Und über der lauteren Pracht der Sonnenschein, der ihr freilich nur zu bald ein Ende machte. Auf den Nadelbäumen im Schatten blieb sie noch ungeschmolzen bis nachmittag. Am Abend der Himmel blau, Mond erstes Viertel, vergoldetes Silber. Rechts über ihm die Venus wie ein Diamant funkelnd. Die Erde versetzt das Schönste und Kostbarste, was sie hat, an den Himmel.

31. Dezember. Letzten Tag des Jahres im geliebten Löschna zugebracht. Dünner Schnee liegt auf den Feldern und Wiesen, die Wege sind fast ganz schneefrei, von den Ästen und Zweigen ist auch aller Schnee weggeblasen. Die Stämme der weißen Bäume haben grüne Samtkleider an. Der Himmel schimmert silbern, sehr bescheiden silbern.

9. Oktober 1911, Milder, windstiller Tag. Der Zürgelbaum hat noch alle seine Blätter, fängt an, ein bißchen gelb zu werden, gelblich, ein frühlinghaftes weiches Grün. Edel und fein ist der liebe Baum, aus weiter Ferne zu uns verpflanzt. Die Wallnuß, die königliche, prangt in Gold vom Wipfel bis zum Fuße. —

26. Oktober. Heute hätte man stundenlang stehen und den großen Tulpenbaum bewundern können. Er hat noch fast alle seine Blätter, sie sind wie Gold und das Gezweig, das edle kräftige schlanke, schwarz. Der Himmel wie blaues Glas.

Löschna, 4. Jänner 1912. Ganz still, die Bäume schlafen in den grauen Tag hinein. — 6. Oktober. Die Flügelnuß stirbt jung, streut ihre Blätter wie einen dichten grünen Teppich um sich her. Die Tulpenbäume tragen ihren vollen Blätterschmuck in prangende goldene Pracht verwandelt. Der Epheu auf den uralten Nußbäumen ist mit hellgrünen Blüten übersät. — 12. November. Prachtvoll ist der Garten heute! Die Flügelnuß mit ihren starken Ästen und ihrem Reichtum an feinen Zweigen, von denen jeder einen Hermelinpelz trägt, ist so merkwürdig. Die Pfauen übernachteten im Schnee auf dem Tulpenbaum. — 9. Dezember. Nicht ausgegangen. Dictor sagt, es sei rauh und feucht. Aber der Garten ist prachtvoll. An dem dunklen Geäst und Gezweige diese überreiche Filigranarbeit der Natur, diese weißen Kristalle, jedes einzelne von ihnen ein Wunder der Schönheit, kaum eines größer, als das kleinste Samenkörnlein, in Milliarden und Milliarden das feinste Zweiglein bedeckend, die spitzige Spitze jedes Gräsleins, jedes Dorns und schwer wie Schnee liegen sie auf den Fichten.

23. April 1914. Mein lieber Dictor brachte mich im Auto nach dem Dinohrad. Ein Wald von Kirschbäumen in der Blüte. Es lacht einem das Herz. Und den herrlichen Anblick habe ich in diesem Jahre zum ersten Male. — 18. Mai. Heute schwül. Die Nachtigallen sangen so schön, der Holler, der Goldregen blühten, daß es eine Pracht ist. — 20. Mai. Migräne. Im Garten gesessen, ganz ruhig. Die Nachtigallen, Finklein und Amseln sangen, es war schön und hat mir gut getan.

23. September 1915. Herrlicher Tag. Der Garten so schön, die Bäume noch ganz grün, einige in goldener Pracht. Die Esche neben der Normanniana zeichnet sich besonders aus, und die Normanniana hat einen Kranz von bronzefarbigen Zapfen aufgesteckt und hebt sich majestätisch ab vom leuchtend blauen wolkenlosen Himmel.

Ebenso eigen und ergiebig, wie die zart empfundenen, liebreich gemalten Natureindrücke sind die Gedankengänge der Hochbetagten, die Keimen, Aufblühen, Reifen ihrer Einfälle zeigen, die sich zu guter Stunde verdichten

in den Schlagsätzen ihrer Aphorismen: als ob sie mit sich selbst spräche, heißt es 6. Juli 1903: „Wenn das Tägliche nicht das Alltägliche werden soll, muß viel an ihm sein."

Andremale führt sie die Lektüre zu selbständigen Fragen. Fronleichnam 1907 heißt es: „Messe in der Kapelle. Viel im Freien, nichts getan, nur ein wenig gelesen. Zum ersten Male einen Original-Simplizissimus in der Hand gehabt. Schade, daß er gar so unsauber ist. Warum muß der Humor fast immer bei den Germanen unfein, bei den Lateinern zynisch sein? Worüber werden Possen gerissen? Über die allerernsthaftesten Dinge: Laster, angeborene Häßlichkeit und Gebreste, Schaden, der anderen zugefügt wurde usw.": Wege, die freilich weit ablagen von dem Spiel der Laune, das Marie Ebner mit ihren Lieblingen treibt, putzigen Sonderlingen, den altväterisch harmlosen „Kapitalistinnen", den beständig hadernden, ewigen Junggesellen, den Freiherrn von Gemperlein, und der unbeschadet aller Hänseleien, in ihrem guten Kern nicht verkannten Sports-Komtesse Muschi. „Cervantes", so bemerkt sie gelegentlich, „konnte auch grausam sein, aber nicht grausam und zynisch und das machte ihn zum Edelmann unter den großen Humoristen."

Noch einen sinnfälligeren Aufschluß über Werden und Wachsen ihrer Weisungen gaben ihre Arbeitshefte. „Sich zu künstlicher Arbeit zwingen, kalten Blutes an sie herangehen — welcher Unsinn! Wenn du nicht brennst, wirst du nicht entzünden." Eine Bleistift-Notiz verkürzt den Spruch, dessen Lehre dadurch noch eindringlicher wirkt: „Brennen mußt du — wenn du entzünden willst." „Die Leute können sich nicht satt darüber schreiben, daß heutzutage zuviel geschrieben wird" sagte

sie, um mit milder Selbstironie zu schließen: — „das schreibe ich."

In Wirklichkeit hat die Überbescheidene nur zu wenig veröffentlicht: trotz und nach den sechshundert Aphorismen und dem Zeitlosen Tagebuch gäbe eine selbst streng gesiebte Auslese der Epigramme in gebundener und ungebundener Rede, der Maximen und Reflexionen ihrer Arbeits-Hefte ein Bändchen, in dem, wie an einer wohlgedeckten Tafel Salzfaß und Zuckerbüchse, scharfer Mutterwitz und milde Menschenliebe friedlich nebeneinander stehen.

Eine Auswahl aus diesen letzten Gedanken zu treffen, hält schwer; am besten wär's, sie der Reihe nach herzusetzen.

Die Kopfarbeiter, die nicht täglich gütiger werden, werden gewiß mit der Zeit böse Menschen. —

Schreibe einfach, klar und schlicht
Spintisier und künstle nicht,
Denn das Wort, das Du erklügelt,
Das wird nie und nie geflügelt. —

Der neuen Dichter tapfres Heer
Bewässert unsre Zeiten
Mit einem großen stillen Meer
Von Überflüssigkeiten.

Gelegentliche lustige Bemerkungen über den Sprachgebrauch bezeugen den Ernst, mit dem Marie Ebner Stilfragen überdenkt: „gewiß", scheinbar eine Bekräftigung, wirkt bisweilen abschwächend. Es ist gewiß wahr, scheint weniger wahr, als es ist wahr. Wie anders klingt: Sie bewegt sich doch! „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern" als klingen würde: „Sie bewegt sich gewiß doch." „Wir wollen gewiß sein ein einig Volk von Brüdern".

Wie bucklig ich geworden sein muß, merke ich an den Buckeln meiner Zeitgenossen.

Eine Frau war so neugierig, daß sie sich vor lauter Neugier aufs Sterben freute.

Euch mein Gedicht vorlesen? Ebenso gern tunke ich meinen letzten goldenen Ring in ein Glas voll Scheidewasser.

So grob zu sein wie Lassalle und Nietzsche ist nicht vielen gelungen. Aber die Grobheit Lassalles richtet sich stets gegen die Frevler an einem Ehrwürdigen, während die Nietzsches sich am Ehrwürdigsten versündigt — am Christentum.

A. Zugrunde gehen an einem mißlungenen Werk, wie nennen Sie das, traurig oder tragisch? B. Wenn es eine Novelle war — traurig. Wenn es Napoleons russischer Feldzug war — tragisch. (Ein späterer Bleistiftzusatz lautet sehr bezeichnend: Vielleicht ist das Umgekehrte wahr.)

Erste Aufführung von „Der Bogen des Odysseus" am Burgtheater, 3. März 1915.

Wohl zehnmal an die Rampe
Der Dichter mußt' heraus,
Man rief ihn mit Gestampfe
Und lärmendem Applaus.
Homer allein blieb stille,
Dacht bei sich selber nur:
Viel Müh' und guter Wille,
Von mir — nicht eine Spur.

Noch schlimmer kommt Schönherrs „Weibsteufel" davon.

Noblesse ist nichts anderes als eine bis zum äußersten getriebene Rechtschaffenheit.

In der Jugend überholen wir, im Alter wiederholen wir.

„Was sagst Du zu meinen Einwänden?" „Jeder von ihnen ist ein Hammerschlag, der mich in meiner eigenen Überzeugung befestigt." (Bleistiftzusatz: Daß jeder ein Hammerschlag ist.)

Zwei zudringliche Hausierer wurden von einem handfesten Hausknecht die Stiege hinabgestoßen. Der Christ steht auf, reibt sich die Arme und Beine und sagt: „Das is a schenes End'." Der Jude steht auch auf, reibt sich seine Gliedmaßen und sagt: „Das is a schener Anfang."

Ignoranten fragen immer gleich (Bleistiftzusatz: zuerst) nach dem letzten Wort der Wissenschaft.

Zur Größe hat sich schon mancher aufgerungen, aufgeschwungen, aufgeduldet, keiner hat sich aber noch zu ihr aufgeblasen.

Deutschland, du herrliches, halte Dich frei,
Standhaft und fest vor Deutschtümelei,
Achtest sonst kaum unsern Herrn Jesu Christ,
Weil er in Pommern geboren nicht ist.

Sprichwörtlich.

Der eine schwitzt beim Tanzen,
Der andre hinterm Pflug,
Der Bauer und der Schranzen
Hat jeder Plag' genug.
Was sich bei Streit und Hader
Kaum je verbergen kann,
Das ist die Bauernader
Im rechten Edelmann.

*

Die kühne Maus wagt voll Vertrau'n,
Ins Ohr der Katz' ihr Nest zu bau'n.

*

Es gibt der Grenzen doch,
Die keins durchbrechen mag,
Dem Faulsten hat die Woch'
Nur sieben Feiertag.

*

Die Armen und die Reichen,
Die ändern sich gar nie,
Zum lieben Herrgott schleichen,
Zum Teufel rennen sie.

*

Ein Heiliger, wenn noch so klein,
Er will sein eigenes Kerzelein.

*

Schlagworte — manche haben schon den Verstand erschlagen.

Menschen, die gern generalisieren, haben kleinen Verstand und kurzsichtige Augen. Sie bemerken die kleinen Unterschiede nicht, die große Verschiedenheiten ausmachen.

Die meisten blauen Flecke holt sich, der die größte Angst hat anzustoßen.

Wie soll ich das Geld nicht lieben, da es mir die Wonne verschafft, es verschenken zu können?

Die Frauen sind für selbstlose Liebe dankbar, aber die selbstsüchtige erwidern sie.

Die Jugend kann vom Alter lernen, das Alter von der Jugend noch viel mehr.

Was man erlernen kann, das ist nicht die Kunst, aber der Künstler wird bis zum letzten Atemzug lernen, wenn auch mit der Überzeugung, daß er nie auslernen wird.

Es gibt keine Religion, die höher ist als die Wahrheit. (Devise sanscrite du Maharâja de Benarès.)

Im Alter bohren wir uns immer tiefer in das Vorurteil hinein oder wir befreien uns von ihm und stehen dann fest auf eigenen Füßen im hellen klaren Lichte der Wahrheit, des Friedens.

So leicht und lohnend es wäre, aus der Fülle von Marie Ebners Nachlaß weitere reiche Proben ähnlichen Flug-Samens zu holen und auszustreuen, ihrer eigentlichen Lebensarbeit in den Jahren 1900—1916, wie in jeder früheren Periode werden wir nicht gerecht, wenn wir nicht Umschau halten in ihrer Werkstatt. Und angesichts des ehernen Fleißes, dessen Zeugen wir werden durch den Vergleich ihrer ersten Entwürfe und Ur-Drucke, durch schrittweises Verfolgen von Anfang und Fortgang ihrer Hauptarbeiten mit jeder allmählichen Wandlung und späteren Buchausgabe, fragt man doppelt begierig, woher sie in jungen und alten Tagen Zeit und Kraft hernahm, nebenher unablässig Muster- und Meisterstücke ihrer Kleinkunst zu formen und fertig zu bringen. Das Rätsel löst die Muse oder, mit dem von Marie Ebner schwärmerisch gepriesenen Taine zu reden, la faculté maitresse ihres Daseins: ihr dämonischer Schöpfertrieb.

Über alles körperliche und seelische Leid half ihr als jederzeit wirksames Heilmittel geistige Anregung, dichterischer Aufschwung. Eine Stunde Langweile mit noch so hochgestellten Leuten ihres Kreises, die nach ihrem aufrichtigen Wort häufig ihre Sprache nicht sprachen, ermüdete sie mehr, als ein Jahr noch so angestrengter, künstlerischer Tätigkeit in möglichst vielen, möglichst abwechslungsreichen Aufgaben. Die Gesundheit ist viel, die Stimmung alles, lautet ein Selbstbekenntnis. Stimmung mußte sie aber zeitlebens mühsam erkämpfen. Ihre Sehnsucht, ungehemmt durch äußere Abhaltungen arbeiten zu dürfen, wurde nie gestillt. Hatte man ihr bis zum entscheidenden Erfolg zu wenig Beachtung geschenkt, um diesen Wunsch zu erfüllen, so geschah das nachher nur zu viel.

Je größer ihr Ruhm wurde, desto größer wurden die Ansprüche, die Zeitschriften, Berufene und Unberufene, edle und zweifelhafte Zwecke, verschämte und unverschämte Armut, Einzelne und Vereine, Autographen- und andere Bettler, echte und eingebildete Talente, Verleger und Empfehlungen heischende Stümper und Anfänger an ihre Zeit, ihre Feder, ihre Freigebigkeit, stellten. Und da sie so gut wie nie Nein sagen konnte, war ihr Los, — so grundverschieden sie von Schillers allerwege belagerten „berühmten Frau“ war, — überlaufen, in ihrem Ruhebedürfnis und Arbeitsfrieden beständig gefährdet zu werden. Daß sie die Öffentlichkeit floh, den bestgemeinten, ihr zu Ehren ins Werk gesetzten Feierlichkeiten auswich, am liebsten in ländliche Abgeschiedenheit sich zurückzog, war begreifliche Selbsthilfe. Weltfremd wurde sie deshalb weder in ihrem Verkehr, noch in ihrem Schaffen. Der Aeroplan, so scherzte sie, muß von der Erde abstoßen, bevor er den Flug in die Luft nimmt und wie genau sie Bauernschaft und Hochadel ins

Auge faßte, beweist manches Blatt ihrer Arbeitshefte, die manchmal die Namen der Leute nennt, die ihr als Urbilder gegenwärtig waren, im Einzelnen allerdings dermaßen gewandelt, daß sie auf die Frage, „was ist wahr an ihrer Geschichte", ehrlich — übrigens genau so wie Louise von François — antworten durfte: „Nur das Unwahrscheinliche."

1905 kam sie zum letztenmal nach Rom. Die 75jährige war später nicht mehr imstande, den Pincio hinanzusteigen, zum Forum und zum Palatin zu gehen. Zudem hatten rauhere Winter ihren Atmungs-Organen in Italien nicht weniger hart zugesetzt, als zuvor in der Heimat. So teilte sie fortan ihren Aufenthalt zwischen Wien, wo sie mit Gräfin Marianne Kinsky, der unvermählten Tochter ihrer älteren Schwester Friederike, nur den kleineren Teil des Jahres im dritten Stockwerk des Hauses Nr. 1 Spiegelgasse, Ecke des Grabens, wohnte und den mährischen Gütern Zdislawitz, das ihrem Bruder Adolf Dubsky gehörte und Löschna, dem Stammsitz seiner Tochter Gräfin Marie Kinsky-Dubsky.

Die beste aller Schwestern, Tanten und Großtanten, fand in dem Kreis der Ihrigen zärtlichste Gegenliebe. Die Familie war erfinderisch bedacht, der Dichterin alle Bequemlichkeiten zu bieten. Ihre Lieblingsnichten, die mit kindlicher Hingebung an ihr hingen, leisteten ihr willig Sekretärdienste neben der getreuen Angela Erbert, die in ihrer langjährigen Tätigkeit ihre Handschrift den Schriftzügen der Dichterin derart angeglichen hatte, daß nur die ältesten Bekannten unterscheiden konnten, welche Briefe und Manuskripte von Marie Ebner selbst herrührten.

Bruder Adolf und Neffe Victor Dubsky wetteiferten, die Wohn- und Arbeitsräume der Dichterin in ihrem Heim schlicht und gediegen einzurich-

ten, elektrisches Licht einzuführen, immer neue Uhren zu stiften. Im Park war man an ihren Lieblingsplätzchen mit Lusthäusern, Gartentischen, bequemen Sitzen ihren Arbeitsstimmungen zuvorgekommen. Die Gäste Marie Ebners wurden auch die der Ihrigen. Frl. Helene Bucher, die Tochter Brunos, die Nichte Lothar Buchers, stellte sich wiederholt ein, um mit der Dichterin das Archiv zu ordnen. Frl. Marie Luggin, eine in künstlerischer Schule gebildete Vorleserin, half wiederholt mit bei der Niederschrift der Tagebuchauszüge. Auguste Wilbrandt-Baudius, Hermine Villinger, Professor Emanuel Löwy sprachen, wärmstens gebeten, auf kurz oder lange ein, wenn ihr Weg durch Österreich führte. Marie Ebners Anwesenheit war Sonnenschein für alle Gemüter; sie brachte Licht und Wärme. Für sich von seltenster Anspruchslosigkeit, war sie die Vorsehung aller, in frohen und finsteren Stunden die zuverlässigste Gefährtin; der Stolz und die Stütze des ganzen Geschlechts; für die Kleinen zu jedem Kinderspiel zu haben, unerschöpflich im Ersinnen von Bescherungen, unermüdlich als Dichterin und Leiterin spaßiger Haustheater.

Während sie sich den Angelegenheiten der Ihrigen mit solchem Eifer widmete, als ob sie nur damit ausschließlich beschäftigt wäre, feierte ihre Künstlerarbeit niemals: sie sann buchstäblich Tag und und Nacht über künftige Pläne, sie diktierte und korrigierte zumeist in den Frühstunden und blieb trotz ihrer unübersehbar anwachsenden Korrespondenz keinen Brief schuldig. Ihre Herzenshöflichkeit und die überlieferte Verbindlichkeit altaristokratischer äußerer Formen ließ sie zumal ferner oder gesellschaftlich nicht Gleichstehenden gegenüber fast demütig klingende Töne in ihren Episteln anschlagen; jede Hoffart oder Schroffheit widerstrebte

ihrer Art und Schreibart so sehr, daß sie gegen Zudringlichkeit und Dreistigkeit rat- und wehrlos war.

Unvergeßlich ist mir ihr Schmunzeln, als ich zufällig erwähnte, Renan habe prophezeit, seine Correspondance, soweit sie an Gleichgültige und Lästige gerichtet sei, werde sa honte sein: der frühere Seminarist schrieb in solchen Fällen sachlich richtig und ausgezeichnet, in der Form süß und salbungsvoll. Vorwitzigen, auf Lug und Trug ausgehenden Schädlingen, wußten Marie Ebner und Renan, wenn es unerläßlich war, allerdings deutlich ihre Meinung zu sagen. Äußerstenfalls konnte sie, schonungslos oder beredt, schweigen, niemals aber in ihren Büchern, wie im Leben, bewußt die Unwahrheit sagen. Wo sie vertrauen durfte, wo sie gleichgestimmter Seelen, wohlwollender Berater, treuer Freunde sicher war. — Ida Fleischl, Betty Paoli, L. v. François, Heyse, Rodenberg, Louise Schönfeld-Neumann — gab sie sich, wie sie sich in weißen, wie ehedem in braunen Haaren gleichgeblieben, in ihrer ganzen jugendlichen Begeisterungsfähigkeit. Und wo sie zu weitaus Jüngeren in Wahlverwandtschaft sich hingezogen fühlte, im persönlichen und brieflichen Verkehr mit Hermine Villinger und Enrica Handel-Mazzetti[2], war sie von rührendem, beschämendem Entgegenkommen.

Ihre Würde wußte sie jederzeit und überall zu wahren, so wenig sie, selbst in Staatsbriefen, die Meisterin und Matrone herauskehrte. Ihre Hilfsbereitschaft war grenzenlos wie die der George Sand. Wie viel sie, aus freien Stücken und von Bettlern aller Spielarten bestürmt, gab, durch Undank, Unwürdigkeit, Mißbrauch niemals irrezumachen in dem, was ihr Herzensgebot und Pflichterfüllung erschien, wußten nicht einmal ihre Nächsten. Daß sie mehr als einmal hintergangen, bisweilen sogar von den Bestgesinnten ihrer Umgebung,

obenan von ihrem Mann, belächelt oder bedauert wurde wegen ihres allzu blinden Menschenglaubens, hat sie selbst in zwei allerliebsten Geschichten „Der Muff“ und „Bettelbriefe“ launig erzählt. Daß unter hundert Leuten, die mit Selbstmord drohen, wenn ihnen nicht postwendend so und so viel ins Haus geschickt wird, neunundneunzig Lügner sind, hat ihr, so wohlbekannt ihr diese Statistik aus eigener Erfahrung war, gleichwohl beim Empfang solcher Zuschriften jedesmal den Schlaf geraubt, bis sie ihren Korrespondenten geborgen wußte. Almosenspenden war ihr übrigens nur die niedrigste Form der Caritas.

Unsagbar, wie viel Herzenswohltaten sie übte, wie beharrlich sie, die für sich selbst niemanden in Anspruch nahm, für andere sich einsetzte. Manche verkannte oder nicht genugsam anerkannte Kollegen und Kolleginnen ahnen nicht, wie viel Kritiken sie bei Rodenberg und anderen Zeitungsleitern zu ihren Gunsten anregte. Fritz Mauthner[3] erzählt von einer kleinen Verschwörung Marie Ebners, um einer bedrängten Anfängerin an ihrer Statt den Vortritt in einer Zeitschrift zu ermöglichen.

Wie sie zu Louise v. François' 70. Geburtstag ein Album mit hundert Widmungen der ersten Autoren Deutschösterreichs in der Stille vorbereitete und Conrad Ferdinand Meyer für die gleiche Sache in Bewegung setzte; wie sie derselben Freundin für ihr Lustspiel „Der Posten der Frau“ einen Preis der Schillerstiftung erwirkte, hat die Weißenfelser Einsiedlerin erraten und zu Tränen gerührt.

Den Aquarellmaler Franz Alt, der Bruder Rudolf Alts, der in ihrer Jugend, nachdem sie ihn bei Baronin Knorr kennengelernt, ihr Zeichenlehrer geworden war, tröstete sie nach besten Kräften über unverdiente Zurück-

setzungen; bis in ihre letzte Lebenszeit war sie die stete Korrespondentin, die regelmäßige Besucherin des Ateliers und der Gesamtausstellungen und eine treue Käuferin der Bilder Franz Alts, die sie Bruder Adolf zu Weihnachten bescherte. Jede der Episteln, in der sie dem Maler für seine Wiener und römischen Veduten dankt, ist durchwärmt von Güte; jede findet neue Wendungen zum Preise von Alts Künstlerschaft und beklagt ihn, sich von solchen Kabinettstücken trennen zu müssen, und verargt ihm seine viel zu geringen Honorarsätze.

Sie ruht nicht, bis dem hochverdienten, vom Staat übelbedachten österreichischen Lexikographen Constant v. Wurzbach durch das Eingreifen ihres Bruders Dubsky beim Ministerpräsidenten Taaffe eine freilich viel zu kleine Genugtuung zuteil wird.[4]

Sie erstreckt ihr werktätiges Mitleid mit Vorliebe auf Halbtalente und Verkannte. Faust Pachler, der wackere Bibliothekar, Mustergatte und unermüdliche, Mißerfolge gelassen hinnehmende Kanzleidichter, ist ihr nicht nur ein wahrer Herzensfreund: in ihren Tagebüchern und Arbeitsheften kommt sie beständig darauf zurück, daß trotz alledem ein Körnchen echter Poetenkraft in dem Vielbelächelten stak. Und die Satirikerin, die nach der Begegnung mit einer vielgefeierten präpotenten Modegröße dieses Original in seiner ganzen schäbigen Eleganz als „Frau Goethe-Kleist" als Namensjägerin parodiert hat in der Schnurre „Ein Besuch", hat in ihrem Arbeitsheft eine ausführliche Rettung Friederike Kempners vorbereitet: die Tragikomödie einer Frau, die sich arglos für eine Berühmtheit hält, weil ein Spaßvogel durch eine spöttische Kritik ihrer unbeschreiblich unfreiwillig lächerlichen Verse den Absatz von sechs, acht Auflagen ihres Buches bewirkt hat. Und in ernster Gewissenserforschung fragt Marie Ebner, die mit ihrem Gemahl

höchlich durch die Torheiten Friederike Kempners belustigt wurde, welches Herzeleid die Ärmste heimsuchen kann, wenn sie zuletzt inne werden sollte, welchem Wahn sie zum Opfer fiel. Folgen wir der Dichterin — geführt durch Tagebucheinträge — bis an die Schwelle des 80. Jahres.

Rom, 11. Februar. Meine Schutzgeister Dr. Glaser[5] und Professor Löwy. Mit Glaser über die sieben Bände Gesammelter Werke, die jetzt gedruckt werden sollen. Mit Löwy Revision.[6] „Ich habe während des Lesens die Brillen oft herunternehmen müssen, sie sind mir feucht geworden von Tränen, die ich gelacht — oder geweint habe." — 18. Februar. Die Herren Paetel werden also 15 000 Exemplare „Gesammelte Werke" drucken lassen. — 7. März. Wir fuhren in die Diokletiansthermen. Die vorletzte der von Michelangelo gepflanzten Eichen liegt neben dem Delphinenbrunnen auf dem Boden. Vor wenigen Tagen hat der Sturm die edle Baumriesin entwurzelt.[7] — 8. März. An diesem Tage im Jahre 1866 habe ich bei Frau v. Littrow Betty und Ida kennengelernt.[8]

14. Nachmittags, als ich eben im Begriff war, zu Zaccagnini zu fahren, kam seine Schwägerin in Tränen aufgelöst und brachte eine furchtbare Nachricht. Zaccagninis lieber kleiner Sohn ist gestern vom Balkon herabgestürzt, tot — der Vater wie wahnsinnig. — 25. April. Sitzung bei Zaccagnini. Er hatte Freude an seiner Arbeit, war zufrieden mit ihr, war glücklich, hatte eine Stunde lang keine Erinnerung an sein schweres Leid. „Ich sehe so viel, weiß nicht, was ich zuerst machen soll", sagte er, und wie schön war das selige Leuchten in seinen Augen — heilige Kunst. Gott hat uns die heilige Kunst gegeben — können wir genug danken?[9] — 27. April. Zweite Sitzung bei Zaccagnini. Fanny de Witten[10] assistiert und begleitet mich heim. Zaccagnini macht ein wahres Meisterwerk und hat seine Freude daran. — 28. April. Zaccagnini. Er wäre heute nicht ins Studio gekommen, wenn er die neue Arbeit nicht hätte. Heute vor vierzehn Tagen hat er sein Söhnchen begraben. — 15. Mai. Abreise von Rom.

3. August. An Paetel ersten Korrekturbogen „Mutterherz".[11] — 17. Oktober. Tel. von Ravensburg. Mama sanft entschlafen.[12] So hat der Todeskampf zwei Tage und eine Nacht

gedauert. Wie lange werde ich noch ihre Stimme in meinem Ohr haben, wie lange noch jede ihrer Gebärden vor meinen Augen? Telegramm der „Neuen Freien Presse". Eisi antwortet in meinem Namen: „Meine Schwägerin, tief erschüttert durch den Tod ihrer ältesten Freundin, ist vorläufig unfähig, über die eben Verstorbene zu schreiben." Am 19. um ¼4 Einsegnung im Trauerhause, hierauf Überführung nach Altmünster. — 22. Okt. Heute die Beerdigung in Gmunden. Es schneit und regnet, der Himmel ist matt silbergrau, die Luft kalt, von trägem Wind schwerfällig bewegt, hemmt den Atem. Noch ins Grab hätte Dir die Sonne scheinen sollen, Du liebe Frau, die so Vielen den Sonnenschein ins Leben gebracht. Sehr gütigen, warm empfundenen Brief von Erzherzog Ludwig Viktor.

1906. 1. Februar. Besprechung von „Jesse und Maria" in Westermanns Monatsheften.[13] — 25. Februar. Nachmittagvorstellung im Burgtheater. Der „Tasso" von Goethe ist mir lieber, als der Tasso von Kainz. — 14. April. Heute bin ich sozusagen mit der Erzählung „Fritzens Ball"[14] fertig geworden. Abends wird Frl. Luggin sie dem Frl. Bucher und mir vorlesen. — 23. April. Enrica kam, um mir für die Besprechung von „Jesse und Maria" zu danken und erzählt mir von ihrem Volksstück. Vielversprechend. Vortrefflicher Stoff. — 16. Mai. Abreise nach Reichenhall. — 17. Mai. Es ist eine Stadt geworden in diesen 35 Jahren. — 18. Juni. Blutaustritt im Auge, sehr leidend. — 17. Juli. Christiane Thun las uns ihre Komödie vor. Das Lustigste, Witzigste, das ich seit langer Zeit gehört. Sprudelnd von Talent. Morgen verläßt sie uns. Ihr Umgang hat uns erquickt und erfrischt und ihre Arbeiten haben ein neues Interesse in mein Leben gebracht. 18. Wir sandten ihr einen Lorbeerkranz. Sie kam noch vor der Abreise, sich bedanken.

24. Juli. Am Nachmittag Telegramm von Adolf. „Armer Saar infolge unheilbaren Leidens gestern Selbstmordversuch, heute ohne Bewußtsein gestorben." So war die Photographie, die er mir vor einigen Tagen schickte, und auf die er schrieb „Ein Dichtergruß" sein Abschiedsgruß.

2. August. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht wird auf den Feldern gearbeitet. Die Leute sehen erschöpft aus, die Ochsen und Pferde haben geschwollene Beine, wanken vor den hochaufgetürmten Erntewagen, schleppen sich kaum. Wer denkt

an die Mühsal, die an jedem Bissen Brot hängt, den wir in den Mund stecken.

3. September. „Erste Liebe“ [15] beendet.

27. November. Fertig mit „Novellenstoffe“. [16]

1907. 14. Februar. Brief aus Glashütte. Herr Dir. Müller schickt mir eine Uhr. Schreibt so unsagbar liebenswürdig. Ja wenn die Uhr sein sollte wie der Brief, dann müßte sie ein Kleinod sein. 15. Februar. Die schöne Uhr aus Glashütte ist angelangt. Goldene Savonette, bildhübsch, einfach geschmackvollst. Der Bügel fein und zart, die Deckel am inneren Rande mit einem geperlten Goldfaden eingefaßt. Telegramm an Herrn Müller, den großmütigen Spender dieses kostbaren Geschenkes.

28. Februar. „Der Mensch ist ein Federvieh“, sagte Nestroy, „denn wenn er die Feder in die Hand nimmt, sieht man erst, was für ein Vieh er ist.“ Das ist heute umgekehrt, der Mensch hat so viel gelesen, so viel gelernt, hat sich so viel gemerkt, daß er vermag, uns, wenn er schreibt, vollkommen darüber zu täuschen, was für ein Vieh er im Grunde ist.

3. Juli. Die Erzählung, für die ich noch keinen Titel habe, bis auf einige Retouchen beendet. Sie sollte heißen: „Eine unangenehme Geschichte“.

9. August. Der . . . ger Arzt ein Räuber, der den Armen die letzte Ziege aus dem Stall treiben läßt. Nicht vergessen die Geschichte der Kipfelfrau und des Hundes, der kleinen Krenowski und des Pferdes.

10. September. Mir träumte, daß Betty Paoli bei mir war und daß ich ein Gedicht improvisierte. Der Anfang ist mir entfallen, die letzten Zeilen waren: Ich sehe, was keiner sieht, ich höre, was keiner hört, ich fühle tausendfach den Schmerz der andern.

16. Oktober. Wenn ich heimkehre und habe an meinen Kindern wieder nichts erlebt als Liebe, Güte und — so unverdiente — Dankbarkeit und ich denke an das Krankenlager unseres Kaisers, ergreift mich eine große tiefe Bitterkeit. Warum hat er nicht so gute Kinder wie ich? Er hat nur Undank geerntet. Wenn er einem nachgab, fluchten fünfzig, wenn er einem schenkte, fühlten hundert sich bestohlen, und wenn er einem Hungernden auch nur einen Bissen schenkte, schrien die tausend: Das tut er aus Haß gegen uns, das ist Herausforderung und stießen mit den Füßen ihre reich besetzte Tafel von sich.

1908. 20. April. Heute bin ich sozusagen mit der Erzählung „Erste Liebe" fertig geworden. Den Titel soll sie aber nicht behalten.[17]

2. Mai. Vorlesung von „Zauberbann".[18]

4. Mai. Die Uhrmacher wählen mich zur Fahnenmutter. Es heißt jetzt, ein Fahnenband spendieren.

3. Juni. Völlig überraschend ist mir der Tod meiner lieben Sephine gekommen. Ich hatte die Überzeugung, daß sie sich erholen würde — woher ich diese Überzeugung nahm, weiß ich nicht, aber ich hatte sie.

4. Juni. Zum neuntenmal jährt sich dieser traurige Tag.[19] Marie Herzfeld im gestrigen Abendblatt der Neuen Freien Presse kleinen Nachruf „Josephine von Knorr". Neue Freunde können uns die alten nicht ersetzen, die nicht, mit denen wir uns auf ein Wort verstanden haben, bei denen eine Andeutung genügt, um uns und sie in eine ganze längst entschwundene Zeit zu versetzen.

12. Juli. Der ***tzer Arzt macht der alten Hrabalek eine Rechnung von 23 Kronen für 2, sage zwei, Besuche, zu denen der Verwalter ihn im Wagen abholen ließ. Die Frau hat kein Geld, hat alles, was sie besaß, verwendet, um ein Stück Feld zu pachten, auf dem sie Erdäpfel baut. Jetzt — nach sechs Monaten — klagt der Doktor die unglückliche Person. Gerichtskosten 1,20 und wenn die Erdäpfel reifen, gehören sie dem Doktor.

8. Oktober. Ein Münchener Architekt, Wilh. Spieler, hat mir 100 Mark vermacht. Ich habe seinen Namen nie aussprechen gehört. Das Landesgericht in München hat mich von der Sache verständigt.

17. Dezember. Wieder das abscheuliche, schwimmende Sehen. — 18. Dezember. Schreckliche Nacht. Wahrhaft entsetzliche Gallenschmerzen, dann ebensolche Fußschmerzen. Seit einigen Tagen schon das peinliche Flimmern und Schmerzen und Schwimmen vor den Augen.

1909. 16. Januar. Wildenbruch tot. — 18. Januar. Wildenbruchs letzte Worte: „Lieber Gott, laß mich noch nicht sterben."

6. Februar. Ich schlage Paetel als Titel vor: „Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. Aus den Schriften von M. v. E.-E."

20. Februar. Heute nachmittag besuchte mich Fritz Mauthner. Ein Freude! Zum zweitenmal habe ich ihn gesprochen, und es war mir, als hätte ich einen alten Freund wiedergesehen.

10. März. Schicke in der Frühe zu Enrica,[20] lasse fragen, d. h. frage schriftlich, wie es ihr geht. Antwort: Schon gestern abgereist, verträgt die Wiener Luft nicht. Das gefällt mir! So muß der sein, der es zu etwas bringen will.

5. April. Sonnenthal in Prag plötzlich gestorben, einem Herzschlag erlegen.

7. Emilie Exner heute nacht in Lovrana gestorben. Dieser Tod geht mir sehr nahe. Armer Sigmund Exner! Wohl das schwerste, was ihn treffen konnte.

13. Meine Arbeit „Unverbesserlich" sozusagen beendet.

26. April. Besuch bei meinem lieben treuen Freund Alt. Er 88, seine Schwester 87 Jahre. Er zeigte mir viele schöne Ansichten von Gresten, die er im Jahre 1903 dort gemalt hatte. Jetzt gar traurige Erinnerungen. Sephine hat ihm die Wohnung dort nicht gesichert. Sie werden diesen Sommer in Ischl zubringen.[21]

28. Noch einen Tag, an dem ich fleißig sein kann, und die kleine Geschichte „Der Bildhauer" ist fertig.

8. Mai. Der gute Herr Schwager, ein Portier,[22] wie wir keinen mehr bekommen werden, ist heute gestorben.

13. Mai. Mein Kopf ist in einem elenden Zustand. Voll Ameisen, schattenhafte Ameisen, aber haben leise, summende Stimmen.

18. Mai. Aus Marburg kommt die traurige Nachricht: Berth. Carneri ist heute nacht gestorben. 87 Jahre alt.

26. Mai. Wir lasen am Vormittage Taine: Les origines de la France contemporaine. Am Nachmittag Sudermann: „Das hohe Lied". Taine ist ein Klassiker. Sudermanns Roman ist höchst spannend, mit großer Verve geschrieben, aber roh.

31. Mai. Paetel schickt die erste Korrektur vom „Altweibersommer". Mit außerordentlichem Mißvergnügen lese ich weiter in Sudermanns „Das hohe Lied".

23. Juli. Detlev v. Liliencron an einem Lungenschlag plötzlich gestorben. Großer Verlust für unsere Literatur. Keiner von unseren Jungen kann ihn ersetzen.

2. August. Dem guten Doktor Ehrenreich Dank für seine Antwort auf meine Anfrage wegen des „Unverbesserlichen".

15. September. Heute schon die Entscheidung meines lieben Freundes Rodenberg. Er will die mährische Dorfgeschichte Edinek[23] schon im Dezemberheft bringen.

1. November. Herzklopfen, schreckliche Kopfschmerzen, häßliches Erwachen, Ringen mit tödlichem Übelbefinden.

2. November. Meine lieben Toten, ich denke an euch alle, liebevoll, wehmütig. Heute von den häßlichen Morgengefühlen früherer Tage beinahe verschont.

11. November. Marianne schickt mir ein Telegramm aus Weimar: „Generalversammlung der Schillerstiftung hat Sie heute zum 150. Geburtstag Schillers zum Ehrenmitglied ernannt. Bulle, Generalsekretär." Große Freude!

19. Dezember. Gestern so heftige Schmerzen an der Seite des Herzens wie noch nie. Ganz elende Nacht.

1910. 8. Januar. Letzter Tag in Wien; man ist eben in der Stadt doch ein anderer, viel ärmerer Mensch.

7. Februar. An Paetel „Das tägliche Leben." [24]

11. Februar. Endlich beinahe fertig mit dem Nekrolog [25] der lieben Emilie Exner. War eine prächtige Frau.

1. März. Paetel fragen an, ob „Der Säger" freigegeben ist.

1. Mai. Von heute an mitteleuropäische Zeit. Wir sind um fünf Minuten jünger geworden, alle miteinander.

5. Mai. Nachmittag Geheimrat Strümpell mit seiner Frau. Was es doch für herrliche Menschen gibt. Das sind auf den ersten Blick Freunde. Wenn ich Geheimnisse hätte und sie würden sie interessieren, ich würde sie ihnen alle sagen.

5. Juni. Frau Großherzogin von Baden schickt ihr Bild als Geburtstagsgeschenk.

8. Juni. An Frl. Renate Fischer Dank für ihr schönes und furchtbares Buch „Im Drachenhaus".

21. Juni. Ein Telegramm aus Weimar bringt die Nachricht, daß die Goethegesellschaft mich zum Ehrenmitglied ernannt hat. Große Freude!

26. Juni. Rodenbergs 79. Geburtstag. Ich gratulierte nicht, weil ich es all die Jahre nicht getan habe und weil es in diesem wie eine Aufforderung aussähe, Reziprozität zu üben.

6. Juli. In der Sammlerzeitung erscheint ein hübscher Artikel von H. Grosz über meine Uhren.

1. August. Der letzte Tag des letzten Monats meines 79. Jahres. Heute Hochzeit in Brunnwinkel. [26]

19. August. In der „Abendpost" ist das schöne Gedicht Wickenburgs verändert und um vier Strophen, die sich auf die Annexion Bosniens bezogen, gekürzt erschienen. Mein harmloses Produktchen bleibt unangetastet. [27]

31. Mein getreuer Viktor bei schlechtem Wetter nach Kremsier, um noch „Schmuckgegenstände“ für die Hausleute zu kaufen. Abends Deutsche Rundschau mit einem schönen Geburtstagsgruß von Erich Schmidt. [28]

1. September. Der gute, liebe Herr Lobmeyr schickt den Wortlaut der Adresse. Sehr, sehr schön, nur — zu viel. Das verdiene ich nicht. Dank an E. Schmidt.

3. Adolf gottlob angekommen. — 4. „Wie wir erfahren, wurde der Schriftstellerin Marie Freiin v. Ebner-Eschenbach, die am 13. ihren 80. Geburtstag feiert, der Elisabeth-Orden I. Klasse verliehen.“ Das kam mein lieber Adolf mir glückstrahlend vorlesen. (Zu viel!)

9. Mein armes Land unter Wasser. Tausende obdachlos.

12. Deputation. „Der dankbare Baum“: Diktors Idee. [29]

14. Telegramm an Ihre Majestät die deutsche Kaiserin, Frau Großherzogin von Baden, Kardinal Skrbensky.

15. Schöner Tag, aber ich muß im Zimmer sitzen, schreiben, sortieren.

Der von mir herrührende Wortlaut der Adresse war:

An Ihre Exzellenz
Frau Marie Baronin von Ebner-Eschenbach geb. Gräfin Dubsky.
Dr. phil. h. c.

„Hochverehrte Frau Baronin!

Der Tag, an dem Sie das 80. Lebensjahr erreichen, ist ein Siegesfest für alle Freunde hoher Dichtung und reiner Menschenliebe. Still und stetig sind Sie, durch Leiden nicht zu beugen, durch Widerwärtigkeiten nicht zu beirren, Ihren selbstgewählten Weg gegangen, der Sie und mit Ihnen die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsende Schar Ihrer Anhänger zu den Gipfeln der Kunst emporgeführt hat. In Worten und Werken waren und bleiben Sie ein Beispiel edelster Weiblichkeit. Mutig haben Sie in die Tiefen menschlichen Elends hineingeleuchtet, tapfer an tiefe Wunden der heutigen Weltordnung gerührt; der schwerste Jammer ließ Sie nicht verzagen, die äußerste Verwahrlosung nicht verzweifeln; unerschütterlich in Ihrem Vertrauen auf den unzerstörbaren guten Kern der menschlichen Natur haben Sie gezeigt, wie die Letzten die Ersten werden können, wie selbst in dem scheinbar heillos verderbten „Gemeindekind“ der Antrieb zu dauernder Selbstbefreiung nur des rechten Weckrufes bedarf. Dieselbe tröstliche Grundwahrheit verkünden nicht bloß

die tragischen Meisterstücke Ihrer Erzählungskunst, die Weisheitssprüche der Denkerin, die Wundergaben Ihres Witzes haben Unzählige durch die gleichen Heilslehren beglückt, aufgerichtet, in Ihren Gesinnungen bestärkt. So sind Sie eine Erzieherin, eine Wohltäterin ohnegleichen geworden, ein Stolz und Ruhm des Vaterlandes.

Für Alles, was Sie der Mitwelt in Ihrem langen gesegneten Leben geleistet haben und in der unverminderten Kraft Ihres Schaffens, in der unversiegbaren Frische Ihres Wesens der österreichischen Heimat, allen guten Deutschen, der ganzen gesitteten Welt bis in eine ferne Zukunft noch leisten werden, vermögen wir Ihnen nicht nach Verdienst zu danken. Was an Auszeichnungen und Huldigungen einem Künstler zuteil werden kann, haben Ihnen auch schon frühere Gedenktage gebracht. Sie besitzen das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, die Universität Wien hat Sie als erste und bisher einzige Frau in das goldene Buch ihrer Ehrendoktoren aufgenommen, die Besten haben Ihnen reiche Kränze, unsere ersten literarischen Gesellschaften, die Schillerstiftung und Concordia die Ehrenmitgliedschaft dargebracht. So bleibt uns nur übrig, das Gedächtnis des 13. September 1910 in ebensolcher Art zu verewigen, wie den 80. Geburtstag des Patriarchen der österreichischen Dichtung; wie treugesinnte Verehrer Franz Grillparzer, dem Altmeister, zum 15. Jänner 1871 das Ergebnis ihrer Sammlungen mit dem Wunsch überreichten, über dieses Kapital nach seinem Ermessen in einem Stiftsbrief zum Gemeinwohl zu verfügen, widmen wir Ihnen einen

Marie von Ebner-Eschenbach-Fonds

mit der Bitte, dessen Verwendung für einen gemeinnützigen oder künstlerischen, auf alle Zeiten mit Ihrem Namen verknüpften Zweck zu bestimmen. Eines Ihrer unvergeßbarsten Worte, zugleich eines der schönsten, das jemals ein Frauenmund gesprochen, heißt Gut sein ist Glück! Im Geist dieser Lebensregel haben Sie jederzeit gehandelt, im Sinne dieses Ihres Wahlspruches weihen wir Ihnen zum 13. September 1910 den Marie von Ebner-Eschenbach-Fonds, zum Voraus gewiß, daß er, wie alles, was in Ihre Hand gelegt wird, den Mitmenschen zum Heil gereichen wird. In dankbarer Verehrung"

unterzeichneten mehr als fünfhundert Freunde der Art und Kunst Marie Ebners: auf dem ersten Blatt Erz-

herzogin Marie Valerie, die Tochter des Kaisers; der Kurator der Akademie der Wissenschaften Erzherzog Rainer mit seiner Gemahlin Erzherzogin Marie Rainer; ihnen folgten die besten Frauen und Künstlerinnen Wiens; die Vereinsausschüsse der Schriftstellerinnen und der Kunstschule für Frauen und Mädchen Wiens; die Damen aus den österreichischen Kronländern, aus dem Reich, England, Italien; die Ministerien für Kultus und Unterricht und für öffentliche Arbeiten, und die lange Reihe der ersten Namen der Politik, Wissenschaft, des Hochadels, der Dichtung, des Bürgertums und der Arbeiterpartei.

Pernerstorfer und Ludo Hartmann vertrugen sich auf dieser Liste mit den Fürsten Auersperg, Fürstenberg, Schwarzenberg; die Gelehrten führte Eduard Sueß[30], das Burgtheater war durch seine weiblichen und männlichen Größen vertreten; die deutschen Literaturhistoriker sahen Jakob Minor und den damaligen Rector magnificus der Berliner Universität Erich Schmidt an ihrer Spitze.

Wundersame Gedanken mögen Marie Ebner bei der Musterung dieser Heeresschau überkommen haben. Was sie von früh an sich vorgenommen, sah sie verwirklicht. „Ich war sehr jung", lese ich in einem ihrer letzten Arbeitshefte, „beinahe noch ein Kind, meine Neigungen, meine Überzeugungen, Geburten des Tages, kamen und schwanden mit ihm. Aber *einer* stand unerschütterlich, unveränderlich in mir: inmitten all des Erblühens und Verwelkens, des stürmischen Entstehens und schmerzvollen Sterbens: der felsenfeste Glaube, daß ich diese Erde nicht verlassen werde, ohne ihr eine wenigstens leise Spur meiner Schritte eingeprägt zu haben." Verwegener hatte die Zwölfjährige sich im Zdislawitzer Fichtenhain gelobt, das deutsche Theater zu reformieren, und den übermütigsten Ikarusflug hatte

zum Schreck der wackeren Marie Kittl die Vierzehnjährige gewagt, als sie dieser friedfertigen Seele erklärte: sie wolle entweder nicht leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten werden. Von solchen Phantastereien kam Komtesse Marie Dubsky zurück, noch bevor sie sich verheiratete. Nach den grausamen Fehlschlägen ihrer theatralischen, ein Menschenalter umfassenden Arbeiten widmete die 47jährige Eduard Devrient die Erstlinge ihrer Erzählungen mit einem Begleitbrief, in dem sie sagte: „Mein Talent hat nicht gehalten, was Sie und ich uns einstens davon versprachen; die Ungunst der Verhältnisse war größer, als meine Fähigkeit, sie zu überwinden. Es ist eine schmale Ernte, die ich jetzt" — 1875 — „*so ziemlich am Ende meiner Laufbahn angelangt* — einheimse."

Das mochte kleinlaut klingen, war aber ganz und gar nicht kleinmütig gedacht. Sie hat, noch bevor sie als Erzählerin durchdrang, als Wortführerin ihres Geschlechts an den Verfasser der Werke „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins" und „Das Weib", Freiherrn Emmerich du Mont, am 20. Dezember 1879 ablehnend auf seine Einladung geantwortet, zu sagen, was eine Frau über Frauen denkt. „Ich selbst bin der Meinung, daß wir schweigen sollen, und nicht durch Geschrei und Geschreibe, sondern *durch unser Tun* so manchen Irrtum, der über uns im Schwange ist, besiegen." Nicht für die bedeutende, für die talentvolle deutsche Frau verlangt sie ein barmherziges Wort. Französinnen und Engländerinnen nehmen eine ganz andere Stellung in ihrem Volke ein[31].

Keinem Franzosen wird es einfallen, die Sévigné, die Staël, die Du Deffand, die Sand nicht zu seinen Klassikern zu zählen. Die Franzosen sind stolz darauf, daß die Reihe ihrer großen auf

die Nation wirkenden Schriftstellerinnen von Marie de France bis auf Louise Ackermann nicht eine Lücke aufzuweisen hat. Ein Engländer würde sich gewiß wundern, wenn er uns leugnen hörte, daß der größte jetzt lebende Romanschriftsteller George Eliot ist oder daß Felicia Hemans, Lätitia Landon, Howitts, Norton, Wortley etc. in der Weltliteratur einen ehrenvollen Platz behaupten. Bei uns steht es anders. Bei uns hat eine neu erfundene Naturgeschichte die Entdeckung gemacht, daß die Frau an und für sich nichts ist, daß sie nur etwas werden kann durch den Mann, dem sie in Liebe angehört, dem sie sich in Demut unterwirft, in dessen Leben das ihre aufgeht. Ein so unvollkommenes Wesen besitzt selbstredend kein vollkommenes Talent. Seine Bestrebungen, ein solches auszubilden, haben etwas Unnötiges und Verkehrtes, das im besten Falle Mitleid, im schlimmsten Abscheu erweckt."

„Wie aber, wenn die Frau in erster Reihe ein menschliches und erst in zweiter ein weibliches Wesen wäre? wenn sie ebensoviel individuelles Leben besäße wie der Mann, und der Ergänzung durch ihn nicht mehr bedürfte, als er durch sie und wenn es doch möglich wäre, daß ein wirkliches, ein großes und der Expansion fähiges Talent auch in einer deutschen Frau zur Erscheinung käme? Nehmen wir das einmal an und sehen wir zu, was daraus erfolgt. Talent ist nur ein anderes Wort für Kraft. Eine Kraft aber muß sich äußern und diese fragt nicht danach, ob ihm willig oder widerwillig Gehorsam geleistet wird. Von der Frau, die ein Talent besitzt und es ausüben soll, fordert man ganz einfach, daß sie sich einem Naturgesetz entziehe. Man hört nicht auf, ihr vorzuwerfen, daß sie sich an der Natur versündigt, wenn sie ihrer Natur folgt. Der deutsche Doctrinarismus ist am Ende seiner Weisheit den Frauen gegenüber auf dem Punkte angelangt, auf dem das verkommenste Volk der Erde, den Deutschen übrigens sehr nah verwandt und mit ihm aus einem Ei gekrochen — das persische — sich schon seit einiger Zeit befindet. Beide meinen, daß man einer Henne, die krähen will, den Hals umdrehen soll. Ich stehe gut dafür, daß jede Henne in Deutschland froh ist, wenn sie nicht zu krähen braucht und daß jede, der es nicht erlassen worden, denkt: „Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht." Aber es hat gerauscht, der Ruf ist ergangen und die Henne muß folgen. Ist es nicht grausam, der Unglücklichen Steine nachzuwerfen, nicht unvernünftig, ihr zuzurufen: Kehr' um?

Im Ernst jedoch! Wenn dem allerschlimmsten Willen nichts mehr übrig bleibt, als einer Frau Talent oder gar Genie zuzugestehen, dann schleppt er (es kann vor Altersschwäche nicht mehr gehen), sein Axiom von den Ausnahmen herbei. „Nun, ich muß bekennen, daß die Anzahl der Ausnahmen so groß ist, daß mir manchmal recht bange wird um den Bestand der armen Regel. Meine Sorge wird vielleicht nur deshalb von den gelehrten Herren nicht geteilt, weil sie sich zu einer ernsten und eingehenden Prüfung der von Frauen geschriebenen Bücher nicht herbeilassen, sondern dieselben ungelesen hoc volo, sic jubeo verurteilen." „Ist nicht ein Körnlein Wahrheit, der Schatten eines Körnleins in meiner viel zu langen Epistel enthalten? Ich wollte sie so lang, um einen Beweis der Richtigkeit Ihres Ausspruches zu liefern, daß Frauen schreiblustig sind. Gehen Sie nicht ins Gericht mit mir, sondern sagen Sie mit Frau Eva, unserer Landsgenossin, einer der allerältesten Ausnahmen: deine sunde sint vergeben dir!"

Die vor vierzig Jahren niedergeschriebene (in einem Konzeptbuch erhaltene) oratio pro domo mag im Zeitalter des Frauenromans, des Frauenwahlrechtes, des Frauenamtsdienstes in Einzelheiten überholt sein: für den Geist, in dem Marie Ebner ihr Wirken als Erzählerin begann und fortführte, gibt sie, wie für die Vergangenheit, in alle Zukunft Zeugnis. Zwischen den Zeilen lesen wir in dem Brief auch, was Marie Ebner zu dulden hatte, bis sie sich Bahn brach und wehmütige Anwandlungen über das, was durch den Unverstand und Widerstand der stumpfen Welt an ihrer Entwicklung gesündigt wurde, hat sie auch später nicht unterdrückt. „Die Geschichte des Erstlingswerkes", schließt 1899 mit dem resigniertem Stoßseufzer: „In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben." Und nach dem Selbstmord Saars schrieb sie in ihr Arbeitsheft: „Saar tot. Der letzte Mitkämpfer. Wie lange sind wir zu unserer bescheidenen Hügelhöhe hinaufgewachsen.

Von dem Erreichen einer Höhe als dramatische Dichter haben wir beide geträumt, er mit weit besserer Berechtigung als ich. Dann einen Erfolg errungen mit einer ersten Novelle, er mit „Innocens", ich mit dem „Spätgeborenen". Es ging weiter Schritt für Schritt, und zuletzt gipfelte seine Kunst in einem Bande lyrischer Gedichte und die meine in einem Bande Aphorismen."

Über die „Lesbarkeit" ihrer Geschichten haben inzwischen in ganz anderem Ton als sie, der Eigenlob immer fremd und unbegreiflich war, Männer geurteilt, die Frauenbücher nicht, wie der Adressat des streitbaren Briefes unserer Dichterin aus dem Jahr 1879, unbesehen von sich wiesen: Gottfried Keller, Heyse, Laube, Saar, Rodenberg, Rosegger, Dahn, Spielhagen etc.

Und ihr 70. und 80. Geburtstag lockte die Stimmführer der Literaturgeschichte Minor, Sauer, Erich Schmidt, Schönbach etc., ihr ganzes Lebenswerk zu würdigen. Der Spruch der Kampfrichter unter den Dichtern, wie unter den Forschern war einmütig: Marie Ebners Geltung als Meisterin der Erzählungskunst ihrer Zeit unbestritten.

In der engeren Landsmannschaft gebührt ihrer Dichterkraft gleicher Ruhm mit ihren Vorgängerinnen Marianne Willemer-Jung und Betty Paoli; im Reich behauptet sie sich auf gleicher Höhe mit Annette Droste-Hülshoff und Louise v. François. Sie alle wirken, so verschieden ihre Natur- und Einzelgaben im einzelnen sind, im ganzen gleich überzeugend durch die Macht wahrhaftiger, zu Dichterinnen berufener und auserwählter Persönlichkeiten. Kritische Prüfung der Vorzüge und Schwächen ihres Wesens und Schaffens tastet ihre Bedeutung nicht an, sie mißt nur unbefangen Größe und Grenze des von ihnen der Mit- und Nachwelt geschenkten Neulands ab.

Auf ihrem heimischen Boden hat Marie Ebner

Saaten ausgestreut, deren Früchte noch kommenden Geschlechtern zugute kommen werden, aus Wirklichkeit und Phantasie Gestalten geholt, die nach Balzacs Wort und Wunsch — faire concurrence à l'état civil — das Standesamt übertrumpfen: man sieht ihre tragischen und spaßhaften Gestalten so greifbar, man hört sie so vernehmlich, als ob sie vom Pfarrer getauft, von Paß-, Steuer-, Gerichtsbehörden registriert worden wären. Und wenngleich diese Geschöpfe frei waltender Eingebung niemals leibhaftig auf Erden gewandelt sind, weiß man, daß sie alle Männlein und Weiblein aus Fleisch und Blut überdauern werden, die zur Zeit lebten, in der der Dichtergeist ihre Doppelgänger aufsteigen ließ und mit selbständiger Künstlerhand formte.

Die langwierigen Wege, die sie, wie vielfach die Dichtung ihrer Tage, vom Schauspiel zur Erzählung, von geschichtlich überlieferten Gestalten der Vergangenheit zu Menschen der Gegenwart führte, waren Umwege, keine Irrwege. Verloren waren die Mühen, die sie jahrzehntelang ihre Begabung an historische Schauspiele und, beraten von Devrient, Laube, Halm, an die Technik des Dramas gewendet hatte, nicht, als sie ihren eigentlichen Beruf, ihren naturgemäßen Stoffkreis entdeckt hatte. Anfängerin als Erzählerin, war sie keine Anfängerin in der Kunst, als sie in den siebziger Jahren den „Spätgeborenen", „Die erste Beichte", „Die Großmutter", „Nach dem Tode", „Die Freiherrn von Gemperlein", „Lotti, die Uhrmacherin", schrieb. Und mit jedem neuen Werk wuchs mit der Selbstsicherheit der geborenen Erzählerin die Erfahrung und die Überlegenheit im künstlerischen Gebrauch ihrer Naturgaben.

Auf den Spuren von Grillparzer und Turgenjew bog sie von ihren Bahnen allmählich ab. Unbewußt und bewußt gab sie, so willig sie solche und manche andere

Meister auf sich hatte wirken lassen, was ihr kein anderer vor- oder nachmachen konnte, schuf sie Gestalten, deren Urbilder sie selbst gefunden, Spielarten des Vortrages, die niemand sie gelehrt hatte.

Ein Kenner wie August Sauer hat 1898 und seither 1917 Käthe Offergeld in den tüchtigen Untersuchungen über Marie Ebners Erzählungstechnik die vielgestaltigen Formen ihrer Geschichten (Rahmenerzählungen; Briefe; Ichgeschichten; Zwiegespräche; Polyphonie, wie in „Oversberg"; Memoiren) geschieden. Andere haben auf mustergebende Vorläufer und Zeitgenossen bei Deutschen und Russen (Stifter, Storm, Heyse) hingewiesen; sie hätten ebenso leicht Mérimée, George Sand, die Staël, Rousseau, Louise v. François, Halm, Scheffel nennen können. Zweifellos hat sie diese und ungezählte andere Novellisten und Romanschreiber gekannt und keine künstlerische Anregung verschmäht, weil sie stets Goethes weisen Rat beherzigte, niemals ein Narr auf eigene Faust sein wollte.

Weit wichtiger und wertvoller als das Aufspüren solcher Analogien bleibt jedoch der Nachweis dessen, was in Marie Ebners Lebenswerk ureigen ist. Und da wird unbefangenes Eindringen ergeben, daß sie nicht allein in ihren stofflichen und sittlichen Motiven ihr Bestes aus sich selbst geschöpft hat: die Prüfung der langen Reihe ihrer Erzählungen nach ihrer Zeitfolge zeigt, daß sie bedacht und bemüht war, unauffällig und ungesucht in jeder neuen Arbeit die rechte neue Ebnerweis' anzuschlagen.

„Lotti, die Uhrmacherin" blieb einem Stilgrübler wie C. F. Meyer im Gedächtnis durch die Feinheit, mit der Marie Ebner das Handwerk grüßte und die verborgensten Reize einer wählerisch, in jahrelangen Mühen sach-

kundig zusammengebrachten Uhrensammlung durchleuchtete.

Ein Vierteljahrhundert später, „Im Zauberbann" schildert sie, ebenso vertraut mit dem Urbild, ein venezianisches Antiquitätengeschäft, reiche Vorräte allerliebster Sächelchen, Cloisonné, Email, Goldelfenbein, die den Wünschen ihrer Heldin nicht genügen, bis ihr eine kleine Truhe auffällt, angefüllt mit Resten der verschiedensten tauschierten, getriebenen, gravierten Bronze- und Silberarbeiten und unter all dem Raritätenkram unversehens als Hauptkleinod auf einem Pergamentblatt ein Liebeszauber ausstrahlendes, beseeltes, atmendes Bild.

Wer mit sehenden Augen die lange Reihe der Ebnerschen Geschichten von „Lotti, der Uhrmacherin" bis zum „Zauberbann" überschaut, wird ihre Vorliebe für solche Sammlergänge verstehen; er wird gewahr, mit welcher Unverdrossenheit sie lernt, spröde und zarte Stoffe, Erz, Silber, Elfenbein, Pergament zu bearbeiten; mit welcher Beharrlichkeit sie sich in alter und neuer Technik weiterbildet. Dieser nimmermüde Eifer behütet sie vor einförmiger Manier. So gewann sie für die Mannigfaltigkeit ihrer Vorwürfe leichter begehrte, als gewährte Wandlungsfähigkeit der Formen. Keines ihrer Kunstwerke („Gemeindekind" — „Unsühnbar" — „Agave" — „Der Erstgeborene" — „Ihr Beruf") gleicht im Aufbau dem anderen.

Ihre Humoresken („Der Muff" — „Komtesse Muschi" — „Bettelbriefe" — „Die Kapitalistinnen") sind untereinander grundverschieden erzählt wie ihre Tiergeschichten („Krambambuli" — „Die Spitzin" — „Der Fink").

„Er läßt die Hand küssen", ist in seiner grimmig verbissenen, ironischen Gegenüberstellung patriarchalischer, modisch verlogener Schäferkomödien auf dem

Schloß und gleichzeitigen patriarchalisch barbarischen Totprügelns wehrloser Leibeigener schon in der lapidaren Wucht des Sprechers ein Unikum der Weltliteratur.

Seelenstimmungen, wie sie „Nach dem Tode", „Ihr Traum" in halbhingehauchten Übergängen mehr verschweigen, als zu Wort kommen lassen; das Gespenstische, Übersinnliche streifende, weder von Mérimée, noch von Poë oder Maupassant beeinflußte Anekdoten wie „Der Säger", „Vielleicht" stammen aus einem durchweg ursprünglichen Denken und Empfinden, dem eine meistermäßig geschulte Hand, fern von jedem Virtuosentum, unbedingt zu Willen ist.

Der Wertunterschied der Schöpfungen Marie Ebners wurzelt nur in einem größeren oder kleineren Maß der Formgebung; sie hat an der Ausfeilung eines einzeiligen Schlagsatzes, an eine zwei Seiten lange Parabel, an ein paar Zeitungsspalten der Nachrufe für die François und Betty Paoli die gleiche Gewissenhaftigkeit gewendet, wie an ihre umfangreichsten Romane. „Der alte Satz, aller Anfang ist schwer", heißt es in den „Aphorismen", „gilt nur für Fertigkeiten. In der Kunst ist nichts schwerer, als Beenden und bedeutet zugleich Vollenden".

Und im Zeitlosen Tagebuch sagt die Achtzigerin: „Ich habe mein Leben damit zugebracht, nicht nur den anderen, sondern auch mir selbst zu sagen: So sind wir! Seien wir vernünftiger und besser. Mein Predigen hat den anderen nichts genützt, sie fragten nur: Was haben wir ihr getan, daß sie uns haßt? Daß ich ihnen aus Liebe predigte, merkten sie nie. Ihnen nützte ich also nicht. Mir selbst aber habe ich genützt. Ein schlechter Prediger, der nicht vor allem sich ins Gebet nimmt. Nun, das darf ich sagen, weil es wahr ist: Ich nehme mich ins Gebet."

In Kunst und Leben hat sie dieser Regel treu gefolgt. La soif de la perfection ließ sie kein Blatt aus der Hand geben, so lange sie nicht ihr Bestes getan hatte. Mißlang ihr gleichwohl Einzelnes oder ein Ganzes, dann lag das in der Wahl wesensfremder Vorwürfe: die Hetären der „Margarete“ und „Agave“, die literarische Halbwelt in „Lotti die Uhrmacherin“ und „Bertram Vogelweid“, der Priester in „Glaubenslos?“ wirken zwiespältig. Ein voreiliges Verkennen der Zähigkeit und Willensstärke der Dichterin war es aber, ihr daraufhin weite Arbeitsgebiete abzusprechen oder gar, wie Gabriele Reuter das tat, sie nur „die Dichterin der Idylle“ zu nennen. „Der Bereich ihrer Motive ist ziemlich eng gesteckt.“ „Ihre Lieblingsgestalten sind alle im Grunde gute Seelen, die keiner Fliege ein Leid tun möchten und die sich nur zuweilen anfangs ein wenig rauh gebärden, wie jener jüdische Kreisrichter, der so schrecklich aufs Geld erpicht ist und doch so prächtig von seiner Habsucht geheilt wird durch das Zusammentreffen mit einem selbstlosen Menschen (Dembowski im Kreisphysikus, einer nebenbei als Quellenstudie des polnischen Aufstandes von 1846 so bemerkenswerten Leistung, daß Geschichtschreiber von Fach, die dieselbe Epoche späterhin durchforschten, Loserth und Kleinschmidt, meinten, Marie Ebner verdiente für diese Darstellung ein Ehrendoktorat als Historikerin.) Selbst die „satanische“ Verderberin, die schöne, kalte Teufelin, die wie radikalböses Raubwild ausgerottet wird, „das Schädliche“, ist für Gabriele Reuter nur „ein aus lauter feinen Psychologiepünktchen zusammengesetztes Mosaikbild“.

Hätte diese Kritik nicht mit der „Agave“ halt gemacht, dann hätten nachfolgende Schöpfungen sie belehrt, wie kühn Marie Ebner als Siebzigerin Probleme packte, an

die sie sich zuvor nur zögernd gewagt hatte. In den zwei Erzählungen „Die unbesiegbare Macht", einem ihrer allerbesten (1905 veröffentlichten) Bücher, bringt sie sehr heikle Dinge mit derselben Offenheit zur Sprache, wie das die Wirklichkeit tut.

„Der Erstgeborene" schildert einen vormärzlichen magyarischen Magnaten, einen Gewaltmenschen, dessen Macht und Despotismus keine Schranken kennt. Als ihm eine hübsche Magd, die unschuldige Verlobte seines Reitknechtes, in die Augen sticht, läßt er Ilona zu sich befehlen. Um das Kind, das die Geschändete nach dieser einzigen Begegnung zur Welt bringt, bekümmert sich der Tyrann anfangs nicht. Ein Zufall bringt ihm den Jungen nach Jahren vor Augen; der Knabe ist dermaßen das Ebenbild des Vaters, daß ihn der Graf um sich duldet, insgeheim Gefallen an ihm findet und als er unvermutet sterbenskrank wird, auf dem Totenbett der Form wegen mit Ilona sich trauen läßt, unter der Bedingung, daß sie nach seinem Ende Ungarn verläßt und niemals Mutterrechte anspricht gegen ihren Sohn, den der Graf nur durch diese Ehe zum Majoratsherrn machen konnte. Wer an der Verführungsszene in „Unsühnbar" zweifelt, wird dem „Erstgeborenen" nicht vorwerfen können, daß Marie Ebner die Wahrheit verdunkelt.

Und wer die Lösung des religiösen Problems in „Glaubenslos" fragwürdig findet, wird aus der zweiten Erzählung der „Unbesiegbaren Macht": „Ihr Beruf" erfahren, mit welcher Unparteilichkeit die Dichterin einer strenggläubigen Jungfrau, die Nonne werden will, und einem als Naturforscher weitbekannten gottlosen Freidenker gleicherweise gerecht wird. Johanna weist die Werbung Forsters zurück. Als der, im fernen Weltteil vom Tod gezeichnet,

vor seinem Ende Johanna sein Kindlein als Pflegebefohlene senden läßt, nimmt sie das Vermächtnis an. Sie verzichtet darauf, ins Kloster zu gehen und will Mutterstelle an der Zweijährigen vertreten. Die Religionsgespräche Johannas und Forsters zeigen, daß Marie Ebner die Apostelwege der Frommen kennt und liebt, doch deshalb die Gedankengänge der Ketzer nicht gradaus in die Hölle führen läßt.

Am abenteuerlichsten ist die Wendung Gabriele Reuters: „hat sie für die Not auf dem Lande ergreifenden Ausdruck gefunden — das Proletariat der großen Stadt und sein Ringen um Befreiung und Erholung bleibt dieser Menschenfreundin fremd, unheimlich." Die Führer der Arbeiterpartei Viktor Adler und Engelbert Pernerstorfer dachten und sprachen ganz anders über die Dichterin des „Gemeindekindes" und „Er läßt die Hand küssen". Der Vater der Heldin von „Unsühnbar" will freilich nichts von der werktätigen Barmherzigkeit seiner Tochter wissen. „Diese Leute", schilt der Graf, „sind faul, heimtückisch, unverbesserlich. Es ist noch Jeder gescheitert, der glaubte, auf sie einwirken zu können. Sie haben mich von meiner christlichen Barmherzigkeit kuriert, sie selbst." „Weißt du, Vater, warum? Weil du sie nicht liebst und sie das fühlen." Vergebens warnt sie der Graf vor einem Girondistenlos, das Marie Ebner für sich selbst jederzeit als neidenswert ansah.

Eines Sinnes mit ihrer Heldin hat Marie Ebner, obwohl oder weil sie den Abgrund proletarischer Verkommenheit in Stadt und Land kannte, — man denke an die „haarsträubende Sittengeschichte" der Sibylle in „Unsühnbar", an die Beichte in „Glaubenslos" —, bis in ihre allerletzten Zeiten in Geschichten, deren Titel schon unzweideutig sind — „Unverbesser-

lich", „Ein Verbot", „Die Sünderin" — dem vermeintlichen und wirklichen Auswurf das Wort geredet und letztwillig bestimmt: „Aus dem Erträgnis meiner Werke soll mein Erbe die Kosten der Erhaltung des Armenhauses in Zdislawitz bestreiten. Meine Uhrensammlung soll verkauft werden, sobald ein preiswürdiges Angebot sich findet. Die Hälfte des Erlöses soll zur Errichtung und Erhaltung eines Kindergartens zu Zdislawitz verwendet werden."

Wie sehr die Zukunft dieser Uhren sie besorgt machte, wissen wir durch zwei glaubwürdige Gewährsmänner; zu dem Kenner Alexander Groß sagte sie, indem sie mit liebevoller Zärtlichkeit bald diese, bald jene ihrer Uhren streichelte: „Meine lieben Uhren machen mir das Sterben schwer. Wer wird sie wohl nach mir so gut behandeln?" Und zum Dichter Karl Erdmann Edler, der ihr einmal von Mark Twains Uhrenschmerzen und von seiner eigenen, bald 150jährigen, ziemlich rücksichtslos behandelten und trotzdem pflichtgetreuen Standuhr erzählte, sagte sie: „Grausamer Mensch! Wissen Sie denn nicht, daß das ganze Leben der Uhr vom ersten bis zum letzten Ticken nichts ist, als ein einziges Leiden, bei dem sie nicht aufschreien kann oder sich verkriechen, wie Unsereiner?" Und nun weihte sie Edler in das Trauerspiel der Uhr ein: wie sie vorwärts strebe in Sturm und Drang oder im gelassenen Trott und wie doch eine neidische Gegenkraft sie nach jedem einzelnen Schritt zum Anhalten zwinge. Das sei die „Hemmung" und der böse Dämon „die Unruhe", ganz wie bei der leidvoll vorwärts drängenden Menschheit, wo immer wieder ein Radzahn das Weiterschreiten auffange und zum Halt oder Gegenschwung zwinge.

Keinen dieser kleinen Züge der einzigen Frau möchten wir missen, der an ihrem 80. Geburtstag

Huldigungen zuteil wurden, wie sie gleich herzlich und einmütig seit Grillparzers 80. Geburtstag keinem führenden Geist in Österreich zuteil geworden waren. Sie verbrachte den 13. September in ihrem Zdislawitzer Familienkreise. Feierlichkeiten, Empfänge von bestgemeinten beabsichtigten Abordnungen der Wiener literarischen Gesellschaften unterblieben auf den eigenen Wunsch der Dichterin und dem Rat der Ärzte gemäß. Gleichwohl gab es durch Wochen einen so gewaltigen, trotz aller Herzenshöflichkeit kaum zu erledigenden Einlauf von Telegrammen, Adressen, Zuschriften, Liebeszeichen, daß Marie Ebner wie Voltaire bei seinem letzten Pariser Triumphe hätte sagen können, ‚man erstickt mich unter Rosen'. An alle Glückwünschenden ließ sie zunächst das fliegende Blatt ausgehen:

Sehr alt bin ich, Ihr Freunde und Verwandten
und nicht imstand, geliebte Gratulanten,
zu danken so für eure Huld und Güte,
wie mich verlangt gar innig im Gemüte.
Doch habt Geduld; vielleicht erscheint der Tag,
an dem zu Kraft ich wieder kommen mag,
und was ich jetzt muß still im Herzen tragen,
aufjubelnd darf mit heller Stimme sagen.
Laßt nur die Zeit, die liebe Zeit verfließen,
ein neu Beginnen dankbar mich genießen;
geraten erst in Zug die zehn mal acht,
dann fühl' ich wieder mich ganz jung gemacht.
Dann führt vielleicht zum Siege noch mein Ringen
und spendet, was ich heut entbehren muß,
die Fähigkeit, euch würdig darzubringen
aus voller Seele meinen Dankesgruß.

Zdislawitz, 13. September 1910.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Der Dank der Achtzigerin stimmt neuerdings die alte Grundmelodie ihres Lebens an: schöpferisch wirken wollen. Und die zehnmal acht gerieten wirklich in Zug. Trotz unablässiger Mahnungen ihrer Augen- und ande-

ren Leiden versäumt sie keine Korrektur beständig sich drängender Neuauflagen und stellt mit Lohmeyr, Minor und mir die Satzungen des Stiftsbriefes fest, der die Zinsen des Ebner-Eschenbach-Fonds alljährlich an ihrem Geburtstage durch den Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung bemerkenswerten literarischen Leistungen zuwenden sollte.

Die Trägerinnen des Ebner-Preises waren 1901 Isolde Kurz, 1902 Emilie Mataja, 1903 Hermine Dillinger, 1904 Enrica Handel-Mazzetti, 1905 Helene Böhlau, 1906 Marie Eugenie delle Grazie, 1907 Ricarda Huch, 1908 Gisela Freiin von Berger, 1909 Hermine Cloeter, 1910 Erika Rheinsch-Spann: Stimmführerinnen vieler Spielarten neuerer Frauendichtung.

Am 31. Mai 1911 wird sie mit ihrer kleinen Geschichte „Vielleicht" fertig: eine im Geist von Gustav Theodor Fechners Betrachtungen versuchte Lösung der Rätselfragen über das Fortleben nach dem Tode. Ein höchst seltsames, mysteriöses Nachspiel haben diese Gedankenreihen durch ein merkwürdiges in den Tagebuch-Einträgen überliefertes Erlebnis: die Krankengeschichte und der Tod des besten aller Brüder.

Zdislawitz, 3. Juni. Ein herrlicher Tag. — Am Nachmittag trete ich in mein Zimmer und ans Fenster und da steht vor mir auf dem Wege und im hellen Sonnenschein, aber wie hinter einem ganz durchsichtigen Schleier mein Bruder Adolf. Er sieht herüber zu mir und grüßt mich mit der Hand, wie zum Abschied. Die Vision dauerte nur eine Sekunde. Ich muß immer daran denken. — 4. Juni. Heute vor 12 Jahren ist Ida gestorben. Brief vom getreuen Otto: „in 30 Jahren weiß Niemand mehr, was für eine Frau Mama gewesen ist." — Lieben gütigen Brief vom Präsidenten Sueß. — Victor am Abend nach Wien. — 5. Juni. Messe in der Kapelle. Zu Fuße hinab gewandert. Zurück gefahren. Alles mühsam. Wie alt bin ich. — 10. Juni. Adolf Wilbrandt gestorben. 11. Die teuren Kinder haben mir verschwiegen, daß Adolf nach Bern gefahren ist, um sich operieren

zu lassen. Dr. Porges stellte fest, daß ein kleiner Kropf sich gebildet habe. Operation hat gestern stattgefunden. Recht gut, wenig Schmerzen, Temp. 37.3. Victor (Bruder und Neffe), Gisi, Feri[32] sind in Bern. Was bedeutet die Vision, die ich vor acht Tagen hatte? Als Marie mir von der Operation sprach, durchzuckte die Erinnerung mich wie ein Blitz.

In den folgenden Juni- und Juliwochen wechseln die Meldungen vom Krankenlager. Der Heilungsprozeß läßt sich gut an; ein Telegramm „Apathie" versieht Schwester Marie mit dem Zusatz: „Adolf und apathisch!" Die Nächte des Operierten sind selten gut; zeitweilig bessert sich der Zustand; der Patient schreibt einmal selbst: „Die Rekonvaleszenz schreitet langsam vorwärts"; er darf nach Beatenberg. Telegramm gut, heißt es im Tagebuch: „Aber so lang ich nicht höre, Papa hat gefragt, wie geht es meiner Schwester Marie? liegt trotz all ihren guten Nachrichten die Sorge zentnerschwer auf mir."

Ende Juli kehrt Bruder Adolf in einem von der Unionbank zu Gebote gestellten Salonwagen nach Wien zurück. Seine Tochter findet ihn nicht gut aussehend, er ist so müde.

Am 2. August schreibt Marie Ebner: „Adolf! — Meine vielgeliebten Kinder kamen am Nachmittag, brachten die Nachricht. — 5. August. Am Morgen sind sie alle gekommen. Auch der Sarg mit der teuren Hülle. Veteranen aus Morkowitz und die unseren empfingen ihn auf dem Bahnhof. Die Jäger trugen ihn in die Kapelle. 6 Uhr, jetzt die Einsegnung. „Szell" (der frühere ungarische Minister und Adolf Dubskys Kollege im Verwaltungsrat) „der zu Gisi sagte: Seit dem Tode meiner Frau habe ich keinen Schmerz erlitten, so groß wie über Adolfs Tod, kam. Trauerreden hielten er und Direktor Minkus." Lieber, lieber Adolf, schreibt sie am

12. September, was hatte er im vorigen Jahr an diesem Tage schon ins Werk gesetzt, um mich zu feiern."

Sie hält die Monatstage seines Heimganges, die Gedenktage seines Abschieds jahraus, jahrein fest. Bei jedem Gang in die Kapelle „in die Gruft treten und sich sagen: „da hinter der Marmorplatte liegt Adolf — das ist fürchterlich."

Und inmitten allen Kummers führt sie eine zuerst namenlose, dann der „Herr Hofrat", zuletzt „Der Einbruch" betitelte (seither in dem Buch „Stille Welt" gedruckte) Geschichte zu Ende. „Werde ich" beim Vorlesen „die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über die Armseligkeit des Produktchens, das da entstanden ist? Nun es hat in schweren Tagen meine Gedanken zeitweise vom Traurigsten abgelenkt und damit seine Bestimmung erfüllt." „Der letzte Tag des Jahres, das mir meinen vielgeliebten Bruder Adolf genommen", heißt es Silvester, „und noch im Scheiden meinen treuen Freund Wickenburg geraubt hat. Wie gern würde ich meinem Bruder nachfolgen, wie schwer ist es mir, ihn zu überleben. Nur der Gedanke, daß mein Tod meinen teuren, guten, herrlichen Kindern ein großer Schmerz wäre, läßt mich die vielen Leiden, die mein Alter mir auferlegt, entschlossen weiter tragen."

Wien wirkt nach den Aufenthalten in Mähren noch niederdrückender auf sie. „Regen, Nebel, Schmutz", schreibt sie 10. Februar 1912. „Die Leute sind empört über die entsetzlichen Mißhandlungen der Pferde bei den Neubauten. Und ist doch", so erklärt sie, der mit gutem Grund just vom Weltbund für Tierschutz die Silberne Rothardt-Medaille verliehen wurde, „niemand Schuld als „die Leute". Wenn unter den 20 oder 30, die zuschauen, nur einige wären, die auf den Tierquäler zugehen und ihm sagen würden: Noch ein Schlag und wir

prügeln dich durch, daß dir Hören und Sehen vergeht, hätten die Mißhandlungen ein Ende. Das Publikum leidets nicht, daß die Pferde mißhandelt werden, würde es heißen und die Schinderei hätte ein Ende. Überhaupt" so fragt sie prophetisch angesichts der innen und außen aufsteigenden Drangsale, „wo wäre Niedertracht und Gemeinheit, wenn das Publikum keine Sympathie für sie hätte?"

Die Gegenfiguren fehlen nicht. Rosegger schreibt ihr entzückend und entzückt über ihre Geschichten, der große Jurist Josef Unger suchte und pflegte für Beide ungemein wohltuenden persönlichen und brieflichen Verkehr, und nach einer Beichte schreibt sie: „12. März. Mein unvergleichlicher Pater Roßmiller wieder engelhaft wie immer. Der Vollkommenheit am nächsten steht doch ein edler Priester."

Schöne Maitage sind ihr dann in Zdislawitz beschieden: reiche Naturfreuden genießt sie, Vogelsang, in dem sie jeden Ruf scheiden kann, und Blumenpracht laben sie; in der Kapelle wird sie von einer gesungenen Messe überrascht; ihr Neffe hatte ein Harmonium in die Krypta stellen lassen, die Kinder sangen „gut, lieb und schön. Ich war unbeschreiblich ergriffen, als die Töne des Kirchenliedes in unserer sonst so stillen Kapelle erklangen. Victor hat mir auch einen langgehegten heißen Wunsch erfüllt, er hat die Särge Moritzens und meiner Schwiegermutter von der unteren in die obere Gruft tragen lassen": an die Stätte, an der nun Marie Ebner selbst ruht.

Und neue Arbeiten reifen für Westermann und die Deutsche Rundschau. Sie lechzt nach Büchern, die sie wieder hinreißen. Diltheys Novalis strengt sie an, Selma Lagerlöfs „Jerusalem" steigt und steigt immer höher, je mehr die Erzählung fortschreitet. „Aber warum

das Dunkel, in dem uns die Dichterin über die Beschaffenheit der neuen Lehre läßt?"

Ende Dezember 1912 bezieht sie wieder ihr Wiener Quartier: „abscheulich ist die Stadt. Lärmend und schmutzig. Im Hause wird musiziert und gemauert, gehämmert und geklopft." Zwei Muster-Ehepaare Erzherzog Rainer und Josef Unger mit ihren Gemahlinnen scheiden aus dem Leben.

Krankheitssymptome mehren sich bei der Dulderin, so daß sie 27. Februar 1913 ihrem Tagebuch anvertraut: „Ich glaube, daß es mit mir zu Ende geht", und zehn Tage später sagt: „es war kein guter Tag. Gar so öde der Kopf. Ein armes Leben, das ich jetzt führe."

Oft heißt es: „Unheimlicher Kopf." Und doch spielt sie immer wieder mit neuen Gedanken an kleine Geschichten: „Du lieber Gott, wenn's aber nicht prickelt — und es prickelt nicht," so bedünkt es sie. „ Was die Franzosen grâce d'état nennen! ich fange an, die Wonnen des Nichtstuns zu spüren", will sie sich glauben machen.

In Wirklichkeit hat sie eine Meister-Erzählung „Die Sünderin" — ihre Begegnung mit einer liederlichen Näherin, der sie streng und strafend ins Gewissen redet, bis das leichte Tuch die Barmherzige durch ihre Mutterliebe für ihre Bastarde beschämt und entwaffnet — vollendet, die der Schriftwart der Westermannschen Monatshefte Dr. Düsel mit dem Wahrwort willkommen heißt: „Ich wollte, die Beiträge, die ich für das gegebene Heft bekommen, hätten alle so viel seelische Schönheit und tiefe Menschlichkeit wie Ihre „Sünderin".

Kommt dann die Burgschauspielerin Wilbrandt-Baudius zu Gaste und liest unübertrefflich in Zdislawitz ihre Ebner-Stücke, gute alte Prosa und Verse anderer, dann wird ihr wohl zumute; Ibsens „Gespenster" wirken dagegen bei jedem neuen Vortrag „häßlich und ver-

logen". Eine Burgtheater-Neuigkeit tut sie mit dem Stoßseufzer ab: „welche Mißgeburt", und als Frau Wilbrandt „Pygmalion" von Shaw vorliest, sagt sie „Auch ein Mißgebürtlein. Diese Leute wollen Dichter sein? Der Name, meinte ich, gebühre nur denen, die Menschen schaffen können."

Ist sie recht fleißig gewesen, hat sie sich an ernsten Büchern, auch ernsten Zeitungsartikeln müde gelesen, dann ist es ihr, wenn sie sich zu einem Nachmittagsschläfchen vorbereitet, ein Bedürfnis, einen Roman zu lesen. „Es braucht", sagt die sonst so heikle Richterin, durchaus nicht ein ausgezeichneter, es kann ein mittelmäßiger, eine spannende Mache sein." „Was gäbe ich darum, bekennt in der ersten Dezemberwoche die stets geistig Geschäftige, mir Freude am Müßiggang angewöhnen zu können?"

„Dieses Jahr", lautet Silvester 1913 die traurige Erläuterung, „lastet schwerer auf mir als sonst zehn Jahre. Ich fühle mich als eine wirklich jämmerliche, geistig und physisch ohnmächtige Greisin."

Anfangs Jänner 1914 untersucht ein Facharzt ihre Augen. Sehr wenig so alte Leute hätten so gute Augen. „Lesen und schreiben Sie so viel Sie wollen." Sie macht reichlichen Gebrauch von der Erlaubnis und beginnt ihre „Erinnerungen an Grillparzer" niederzuschreiben. Sie hebt aus den Tagebuch-Einträgen der Sechziger und Siebziger Jahre heraus, was sie dazumal unter dem unmittelbaren Eindruck aufgezeichnet hat; ergänzt und verstärkt es durch ernste und lustige Züge, die lebendiges Gedächtnis ihr aufbehielt, „mit dem Gefühl, daß ich ein Esel bin und nur noch Staub im Kopf habe"; spinnt unter elenden Kopfschmerzen an ihrer Arbeit ein bißchen fort; fährt ins Rathaus zur Besichtigung der Grillparzer-Zimmer: „So viele Bilder. Nur die zwei von Daffinger

gut. Der alte Fauteuil, in dem er gestorben ist, der Schreibtisch" weckt in ihrem Andenken alte jüngerhafte Pietät.

So nimmt sie in die mährische Land- und Lebens-Frische das fast vollendete literarische Denkmal mit, das sie dem größten Meister der heimischen Dichtung, dem ersten und für alle Zukunft bedeutendsten Fürsprecher ihres Talentes am Ausgang ihrer Tage dankbar aufzurichten sich gedrungen fühlte.

So müde und überlastet sie war, versagte sie sich in demselben Frühling 1914 auch nicht dem Anruf eines Kreises, der zum 25. Gedenktag von Anzengrubers Tod ein Stammbuch veröffentlichen wollte. Sie hatte dem Volksdichter, obwohl sie ihm persönlich nie begegnet war, einen Kranz auf den Sarg legen lassen, als er 1889 starb und weihte nun ein Vierteljahrhundert später seinem Nachruhm ein paar markige Schlagsätze, die seither in keiner Würdigung Anzengrubers übergangen werden: so sicher trafen sie das Wesen der Sache, den Kern seines Schaffens. Immer wird ihr besonders warm ums Herz, wenn sie die stärksten Dichter der Heimat auf sich wirken ließ: Frl. Luggin liest den „Armen Spielmann" Grillparzers vor. „Der Schluß so schön. „Ich habe weinen müssen. Und wenn ich an die Geringschätzung denke, mit der Grillparzer von dieser göttlichen Erzählung sprach."

Wie mußte auf dies reine Vaterlandsgefühl, in dem sie trotz oder wegen aller „ererbten Übelstände" Österreichs eines Sinnes mit Grillparzer war, die Ermordung des Thronfolger-Paares, der Ausbruch des Weltkrieges wirken! Ihr Tagebuch folgt jeder Wendung: die offiziellen Berichte der Heeres-Leitungen wiederholt sie gekürzt eigenhändig; die Schicksale ihrer Neffen und Großneffen und ihrer in Mitleidenschaft gezogenen Frauen,

Mütter, Kinder greifen ihr ans Herz. Sie hofft, hofft, hofft. „Gemeinsame Hilfe in gemeinsamer Not hat Reiche und Staaten begründet“ ruft sie mit Grillparzer. Die Bevölkerung Polens jubelt den Verbündeten entgegen. Die Kaiserhymne wird in beiden Sprachen in Prag gesungen. Wenn in diesem Krieg, so sagt sie sich, der Feindseligkeit zwischen Deutschen und Tschechen ein Ende gemacht würde, er würde eine herrliche Frucht gezeitigt haben.

Sie lebt „halb wie im Traum und halb wie in einer krassen Wirklichkeit.“ „Ach“, so klagt sie 6. Oktober 1914, „es ist nicht angenehm, eine Tante zu sein. Man hat seine eigenen Ängste und die aller, die einem wie eigene Kinder sind, man hat die Angst um die Angst.“ Aus Przemysl und Tirol, von allen Kriegsschauplätzen und aus mehr als einem Lazarett, wo die Ihrigen leitend oder als Pfleger weilen, harrt sie auf Botschaft.

Der Tod ihrer Schwester Julie Waldburg trifft sie: sie gehörte zu denen, die man um so tiefer betrauert, um so schmerzlicher vermissen wird, je länger man sie entbehrt.“ Ihr bei Görz ansässiger jüngster Stiefbruder Heinrich Dubsky wird in Italien interniert. Dazu „quälende Kopfschmerzen. Dumm, und hätte so nötig, gescheit zu sein.“ Kluge, weitblickende Freunde, wie Graf Lanckoronski, kommen in Wien zu ihr. „Er sieht nicht gerade rosig.“ Sie selbst, bei und in allem Patriotismus, ist nicht blind über die furchtbaren Gefahren.

„Es ist unglaublich und merkwürdig“ schreibt sie Silvester 1914, „daß sich in dieser Zeit der schwerstwiegenden Ereignisse, in der nur das Wichtigste uns wichtig sein dürfte, eine leise Schaffenslust in mir regt. Ich will ihr nicht nachgeben, denn das erscheint mir lächerlich und ich wehre mich dagegen. Aber angenehm ist dieser Kampf nicht. Kein Lärm

auf der Straße. Der Silvester-Rummel untersagt. In Wien endet still dies laute Jahr. Neujahr 1915 beginnt das Tagebuch: „Beten wir inbrünstig um Mut, Zuversicht, Hoffnungsfreudigkeit.“ Ihr Schaffensdrang läßt sich nicht unterdrücken: sie drängt in wenige Blätter zwei reiche Menschenschicksale zusammen. „Ein Lied“: Die Herzenstragödie eines äußerlich rauhen, innerlich tieffühlenden, aus ihrem nächsten Kreise geholten Mannes, dem ein fünfjähriger Lieblingssohn früh stirbt und den dessen in der Sterbestunde gesungenes Kinderlied oft schmerzenreich aus dem Schlaf weckt und zu heißen Tränen bewegt. Und „Nur eine Sekunde“: Die Geschichte eines keuschen, einem halben, scheinbar schlummernden Knaben geschenkten Kusses, ein Erlebnis, das der Mann, ein berühmter, durch Frauengunst vielbeglückter Bildhauer, nie vergißt, weil es das unschuldigste und zugleich schönste Liebesabenteuer seines Lebens war und bleibt.

Sie soll nach Zdislawitz, kann aber — noch am 1. Mai — die Empfindung nicht los werden, daß sie früher sterben werde. Sie ordnet die Blätter des Bandes, der mit den „Erinnerungen an Grillparzer“ eine Auswahl von Blättern aus ihrem „Zeitlosen Tagebuch“ enthalten soll und bescheidet mich zu einer literarischen, ihren Tagebuch-Einträgen und Briefschaften geltenden Konferenz in die Spiegelgasse. Zdislawitz wird Mitte Mai glücklich erreicht.

13. Mai. Ein wundervoller Morgen, warm, sonnig, windstill. Die Nachtigallen schlagen so laut, daß sogar ich taube Person sie bis in mein Zimmer jubilieren höre. Am Abend liest man dann in der Zeitung schaudernd die Berichte über die Schlacht Gorlice-Tarnow. Siegreich für unsere und Deutschlands herrliche Truppen, — aber welche Opfer!

15. Mai. Die heutige Post brachte mir eine Feldpostkarte vom Gefreiten Dr. Rudolf Hoffmann: „Soeben habe ich mich,

mitten in der Schlacht bei Ypern an Ihrer Geschichte der Freiherrn von Gemperlein erfreut und möchte Ihnen, uns treu verbündete Österreich-Ungarin einen herzlichen Gruß senden.

18. Mai. Italien in Raserei, d'Annunzio heute ein Gott. Er feuert die tollen Kriegsfanatiker an, nach Wien zu stürmen und die Stadt in Brand zu stecken. — Am Nachmittag die erschütternde Nachricht, daß Else Billroth nach langem schwerem Leiden am 15. in Wien gestorben ist.

Am 23. Mai spricht sie dann das große Wort: „Wer nach diesem größten und furchtbarsten aller Kriege, von denen die Welt je zerfleischt worden ist, wird sagen können: ich habe von den verruchten Beispielen, die der Feind mir gab, keines befolgt, der wird im Geiste und in der Wahrheit Sieger sein." „Aus unserem Traume vom Fortschritt der Zivilisation sind wir nun erwacht," schreibt sie 14 Tage später; am 8. Juni lakonisch: Die Vereinigten Staaten haben bis jetzt den Feinden der verbündeten Kaiserreiche für eine Million Dollar Munition geliefert." 20. Juni: „Wieder neue Kriegsgedichte. Welch einen Hühnerhof von piepsender Literatur hat dieser Weltkrieg schon hervorgerufen. Einige Hähne haben allerdings gut und kräftig gekräht, aber jetzt schweigt, Hühner und Kapaunen."

Am 17. Juli stirbt ihr Bruder Victor: „ich sehe ihn so deutlich liegen, so friedlich und so schön."

Am 13. September ist ihr 85. Geburtstag: der letzte, der ihr beschieden war. Graf Victor hatte die Bibliothek für die Messe herrichten lassen: „Der Pfarrer hielt eine Ansprache, die mich tief ergriffen hat."

Im Oktober ist sie wieder in Wien. „Mit meinen Augen ist", nach einer Konsultation mit dem Arzt, „nichts anzufangen. Alter läßt sich nicht kurieren." Ihre Leidenschronik wird immer schmerzlicher.

2. Dezember. Von 11 bis ½12 Uhr geschlafen, von ½12 bis 6 Uhr gehustet, von 6 bis ½8 Uhr geschlafen, geträumt, wie jetzt immer, daß ich auf der Reise bin." Sie erfährt Weihnachten, daß Otto Fleischls Frau, ihre Gastfreundin in Rom, gestorben ist. Graue traurige Dezembertage beschließen das Jahr, stundenlang anhaltende Schmerzen quälen sie. Die Witwe Moritz, die Mutter Ludo Hartmanns, Frau Bertha Hartmann, stirbt: Kondolenzbriefe, so hatte Marie Ebner schon ein paar Jahre vorher geklagt, habe man in ihren Jahren am häufigsten zu schreiben.

Sie liest Naumanns „Mitteleuropa": „Evangelium" nach ihrem Eindruck.

Ihr alter Kammerdiener Ferdinand muß einrücken. Sie läßt sich von Frau Wilbrandt Gisela Bergers Drama „Der Sohn der Sonne" vorlesen: „Sehr interessant, voll Talent", urteilt sie nach den ersten zwei Akten; „die drei letzten Aufzüge fallen ab", so schreibt sie nach der zweiten Vorlesung. Sie wird mit den Ergänzungen zum „Zeitlichen Tagebuch", die Paetel telegraphisch verlangt, am 8. Februar fertig.

Am 12. Februar heißt es: „Katarrh. Schwere Nacht." Am 14: „Katarrh, zu Bette." Am 16: „Letzte Ölung. Pater Roßmiller ein Engel, mein guter Breuer[33] wie ein treuer Sohn." 18. Febr.: „Zerstreue die Mächte, die Kriege wollen, zerschmettere sie in deiner Kraft." P. 88. 10. 25. Febr.: Meine Marie nach Innsbruck, um Fritz zu sehen. 26. Febr.: Marie telephoniert: gut gereist, Fritz wohl. 27. Februar. Bedeutende Besserung. 1. März. Marie aus Innsbruck zurück. Fritz wohl, aber noch heiser, sehr mager. Er rückt wieder ein. 4. März. Meine geliebte Marie nach Brüx[34] zurück. 5. März. Die „Möve", Kommandant Graf zu Dohna-Schlobitten, ist mit englischen und indischen Gefangenen an Bord und einer Million Gold-Barren in einen heimischen Hafen zurückgekehrt. 15 englische Schiffe hat die Möve versenkt. Und daß sie nach allen ihren Großtaten der feindlichen Wachsamkeit entkommen konnte, grenzt ans

Wunder. — 6. März. Es schneit. Karte von meiner Marie, gut gereist und angelangt. Namenstag meiner geliebten Schwester Fritzi. Geburtstag meiner beiden Brüder Adolf und Victor. Nun beide mir vorangegangen. Brief Hermine Dillinger. 7. Wieder ganz schlaflose Nacht. — 8. An das liebe Ehepaar Schultz. 9. Die furchtbaren Kämpfe um Verdun. Wir siegen uns zu Tode, soll ein Deutscher gesagt haben. Karl Moy hat sich verlobt. Karte an Mitzi, an Hermine. — 10. März. Eine sehr gute Nacht. Karte an Moy. An Herrn Dr. Düsel, mit allem einverstanden, aber das Erscheinen des Buches darf nicht verzögert werden. — 11. März. Herzklopfen. An Hermine.

Am 12. März starb, längst auf ihr Ende gefaßt, die Dichterin. Schon am 5. Oktober 1915 hatte sie dem Tagebuch anvertraut: „Ich habe nicht die Empfindung ins hohe Alter, ins hohe Greisenalter getreten zu sein, ich habe die Empfindung, hineingefallen zu sein, ganz plötzlich. Augen, Gehör, Schlaf sind auf einmal schlechter und schwächer geworden, als sie schon waren, und das Schwinden des Gedächtnisses eine wahre Qual. Es macht mich mir selbst oft zum Spott."

Ihre Nächsten mußten ganz im Gegenteil staunen über die Selbstbeherrschung, mit der sie sich geistig und seelisch in allen Anfechtungen aufrecht hielt. Die österreichische Patriotin, die zudem eine Patriotin der ganzen Menschheit war, litt durch den Weltkrieg unaussprechlich: „Wieder ein Tag und wieder ein Tag in einer Zeit, in der jeder Tag so schwer wiegt, wie ein Jahrhundert."

Ihre Krankheiten hat sie geduldig und standhaft in allen Altersstufen getragen. Nicht zum wenigsten ihre letzte. Und wie sie ihr körperliches Leiden niederkämpfte, niederschwieg, so lang das anging, blickte sie gelassen auch dem Tod entgegen. Mit Louise Schönfeld sprach sie einmal vom Sterben. Die alte Freundin sagte: „Ich möchte wissen, wie ich mich dabei benehmen werde." „Mich benehmen", so erläuterte das Marie

Ebner: „d. h. sie wollte sich noch im letzten Augenblick in der Hand haben, sich noch wissend, sehend beherrschen, und sie hätte sich anworten dürfen: Groß, gut und schön werde ich mich benehmen, denn so hat sie getan."

Genau so hat Marie Ebner gedacht und gehandelt. Als P. Roßmiller zur letzten Ölung kam, bat ihn Marie Ebner besorgt, beim Eintreten über die Schwelle sich in acht zu nehmen, um nicht an der Hänge-Lampe anzustoßen. Wie der Priester ihrem 89jährigen Vater nachrühmte, er ist gestorben wie ein braver Soldat, durfte der Zeuge von Marie Ebners Scheiden erklären, sie ist gestorben wie eine gottergebene Heilige.

Am 15. März wurde die Leiche aus der Spiegelgasse in die Stephanskirche überführt, wo die Familie, die nächsten Freunde, der Ministerpräsident Graf Stürgkh, Oberstkämmerer Graf Lanckoronski, Vertreter der Universität, der Schillerstiftung, der Grillparzergesellschaft, des Schriftstellerinnenvereins und die mit ihrem rotseidenen Banner ausgerückte Uhrmachergenossenschaft — durchweg Korporationen, deren Ehrenmitglied die Dichterin war — und viele andere, die Marie Ebner in Verehrung anhingen, der Einsegnung beiwohnten. Dann wurde der Sarg auf die Nordbahn gebracht, von wo die Fahrt weiter nach Zdislawitz ging. In der Familiengruft fand einige Tage später die Beisetzung in der Nische neben ihrem Gatten statt.

Als erste und bisher einzige Gabe aus ihrem Nachlaß erschienen die noch bei ihren Lebzeiten druckreifen „Erinnerungen an Grillparzer" und die Blätter aus einem „Zeitlosen Tagebuch". „Was sie mit den Grillparzererinnerungen sich vorgenommen hatte, ist ausgeführt", heißt es in den Tagebucheinträgen. „Es steht nicht ein Wort darin, das einem Buch entlehnt wäre.

Nur eigene Beobachtungen und nur wirklich Miterlebtes kommt darin vor."

Das Meistergeheimnis dieser Eigenart ihrer Bildnismalerei, die uns schon zuvor mit den unerreichten Porträts von Louise von François und Betty Paoli beschenkt hat, ist allerdings unübertragbar: das Auge, mit dem sie ihre Urbilder beobachtete, das Herz, mit dem sie in alle Heimlichkeiten ihres Wesens sich einlebte, war einzig.

Die vergötternde Liebe, mit der sie zu dem Schutzpatron ihrer Erstlinge aufblickte, trübte, nachdem Baronin Josephine Knorr sie bei Grillparzer anfangs der sechziger Jahre eingeführt hatte, ihren Blick nicht für die Wunderlichkeiten, mit denen er sich und seine Umgebung, die Schwestern Fröhlich, quälte. Und ihre flammende Begeisterung für die Größe des Künstlers und seine seltenen Charaktereigenschaften minderte es nicht, daß sie liebenswürdige Menschlichkeiten eines Sonderlings an ihm entdeckte und in ein paar munter erzählten Anekdoten ebenso schalkhaft festhielt, wie die belustigendsten Züge der Freiherrn von Gemperlein, des Mansuet Weberlein, der Kapitalistinnen und endlich oder erstlich eine der grellsten ihrer zahllosen eigenen — im „Muff" bei der Heimkehr aus der von ihrem Gemahl mit echt soldatischem Ausdruck als „Urschlerei" verspotteten Damengesellschaft begangenen — Übereilungen durch unbedachte, unzeitige, für sich und die Beschenkten ärgerlich ausgehende Freigebigkeit.

Was sie bei ihren Besuchen in Grillparzers Behausung erlebte und unmittelbar in ihren Tagebüchern aufzeichnete, hat sie künstlerisch geformt, so die (Abschnitt 5 mitgeteilte) Geschichte, wie sie Grillparzer einmal trifft, vertieft in die Lektüre Lope de Vegas und dermaßen hingerissen von

einer Szene, daß er darauf besteht, ihr trotz ihrer Einrede, daß sie nicht Spanisch verstehe, den ganzen Auftritt vorzulesen: die 85jährige wiederholt den Verlauf jenes Vorfalls mit dem Zusatz: wenn sie Umschau hielte in ihrem hohen Alter nach den glücklichen Stunden, die ihr das Schicksal vergönnt hat, zähle sie die Stunde, in der ihr Grillparzer in einer ihr fremden Sprache eine Szene aus einem ihr fremden Stücke vorlas, zu ihren weihevollsten und schönsten.

Wir hören aber auch manches Neue: so das drollige Abenteuer mit den Rasiermessern. Grillparzer, der verdrießlich die meisten der Ovationen zu seinem 80. Geburtstag mit seinem altgewohnten „Sei's" über sich hatte ergehen lassen, erwiderte Bauernfeld, der ihm meldete, Wiener Damen hätten 20 000 Gulden zur Begründung einer nach seinem Belieben zu gestaltenden Grillparzer-Stiftung gesammelt: „Ehre, no ja, schon gut, wir haben in Österreich ohnehin zu wenig Ehre, und was die Freude betrifft, wenn mir die Damen eine Freude machen wollen, dann sollen sie mir drei neue Rasiermesser schenken, weil die meinen schon schlecht sind." Marie Ebner nahm die Ironie für blanken Ernst. Ihr Vater und ihr Mann versorgten ihr auf ihre Bitte sofort die vorzüglichsten englischen Rasiermesser, die sie Grillparzer eiligst brachte. Der Dichter sah das Etui zuerst mißtrauisch an: beim ersten Blick auf ihren Inhalt war er kindlich erfreut: „Die sind schön und wohl auch gut"; er betrachtete die Messer wohlgefällig, legte den Arm um ihre Schulter und gab ihr einen langen ernsthaften Kuß. Als sie am nächsten Morgen Anna Fröhlich schüchtern fragte: „War der Herr Hofrat zufrieden?" lautete die halb verlegene, halb belustigte Antwort: „Die Rasiermesser? Die hat Kathi — sind Sie ihr nicht auf der Stiege begegnet? —

logen". Eine Burgtheater-Neuigkeit tut sie mit dem Stoßseufzer ab: „welche Mißgeburt", und als Frau Wilbrandt „Pygmalion" von Shaw vorliest, sagt sie „Auch ein Mißgebürtlein. Diese Leute wollen Dichter sein? Der Name, meinte ich, gebühre nur denen, die Menschen schaffen können."

Ist sie recht fleißig gewesen, hat sie sich an ernsten Büchern, auch ernsten Zeitungsartikeln müde gelesen, dann ist es ihr, wenn sie sich zu einem Nachmittagsschläfchen vorbereitet, ein Bedürfnis, einen Roman zu lesen. „Es braucht", sagt die sonst so heikle Richterin, durchaus nicht ein ausgezeichneter, es kann ein mittelmäßiger, eine spannende Mache sein." „Was gäbe ich darum, bekennt in der ersten Dezemberwoche die stets geistig Geschäftige, mir Freude am Müßiggang angewöhnen zu können?"

„Dieses Jahr", lautet Silvester 1913 die traurige Erläuterung, „lastet schwerer auf mir als sonst zehn Jahre. Ich fühle mich als eine wirklich jämmerliche, geistig und physisch ohnmächtige Greisin."

Anfangs Jänner 1914 untersucht ein Facharzt ihre Augen. Sehr wenig so alte Leute hätten so gute Augen. „Lesen und schreiben Sie so viel Sie wollen." Sie macht reichlichen Gebrauch von der Erlaubnis und beginnt ihre „Erinnerungen an Grillparzer" niederzuschreiben. Sie hebt aus den Tagebuch-Einträgen der Sechziger und Siebziger Jahre heraus, was sie dazumal unter dem unmittelbaren Eindruck aufgezeichnet hat; ergänzt und verstärkt es durch ernste und lustige Züge, die lebendiges Gedächtnis ihr aufbehielt, „mit dem Gefühl, daß ich ein Esel bin und nur noch Staub im Kopf habe"; spinnt unter elenden Kopfschmerzen an ihrer Arbeit ein bißchen fort; fährt ins Rathaus zur Besichtigung der Grillparzer-Zimmer: „So viele Bilder. Nur die zwei von Daffinger

gut. Der alte Fauteuil, in dem er gestorben ist, der Schreibtisch" weckt in ihrem Andenken alte jüngerhafte Pietät.

So nimmt sie in die mährische Land- und Lebens-Frische das fast vollendete literarische Denkmal mit, das sie dem größten Meister der heimischen Dichtung, dem ersten und für alle Zukunft bedeutendsten Fürsprecher ihres Talentes am Ausgang ihrer Tage dankbar aufzurichten sich gedrungen fühlte.

So müde und überlastet sie war, versagte sie sich in demselben Frühling 1914 auch nicht dem Anruf eines Kreises, der zum 25. Gedenktag von Anzengrubers Tod ein Stammbuch veröffentlichen wollte. Sie hatte dem Volksdichter, obwohl sie ihm persönlich nie begegnet war, einen Kranz auf den Sarg legen lassen, als er 1889 starb und weihte nun ein Vierteljahrhundert später seinem Nachruhm ein paar markige Schlagsätze, die seither in keiner Würdigung Anzengrubers übergangen werden: so sicher trafen sie das Wesen der Sache, den Kern seines Schaffens. Immer wird ihr besonders warm ums Herz, wenn sie die stärksten Dichter der Heimat auf sich wirken ließ: Frl. Luggin liest den „Armen Spielmann" Grillparzers vor. „Der Schluß so schön. „Ich habe weinen müssen. Und wenn ich an die Geringschätzung denke, mit der Grillparzer von dieser göttlichen Erzählung sprach."

Wie mußte auf dies reine Vaterlandsgefühl, in dem sie trotz oder wegen aller „ererbten Übelstände" Österreichs eines Sinnes mit Grillparzer war, die Ermordung des Thronfolger-Paares, der Ausbruch des Weltkrieges wirken! Ihr Tagebuch folgt jeder Wendung: die offiziellen Berichte der Heeres-Leitungen wiederholt sie gekürzt eigenhändig; die Schicksale ihrer Neffen und Großneffen und ihrer in Mitleidenschaft gezogenen Frauen,

mitten in der Schlacht bei Ypern an Ihrer Geschichte der Freiherrn von Gemperlein erfreut und möchte Ihnen, uns treu verbündete Österreich-Ungarin einen herzlichen Gruß senden.

18. Mai. Italien in Raserei, d'Annunzio heute ein Gott. Er feuert die tollen Kriegsfanatiker an, nach Wien zu stürmen und die Stadt in Brand zu stecken. — Am Nachmittag die erschütternde Nachricht, daß Else Billroth nach langem schwerem Leiden am 15. in Wien gestorben ist.

Am 23. Mai spricht sie dann das große Wort: „Wer nach diesem größten und furchtbarsten aller Kriege, von denen die Welt je zerfleischt worden ist, wird sagen können: ich habe von den verruchten Beispielen, die der Feind mir gab, keines befolgt, der wird im Geiste und in der Wahrheit Sieger sein." „Aus unserem Traume vom Fortschritt der Zivilisation sind wir nun erwacht," schreibt sie 14 Tage später; am 8. Juni lakonisch: Die Vereinigten Staaten haben bis jetzt den Feinden der verbündeten Kaiserreiche für eine Million Dollar Munition geliefert." 20. Juni: „Wieder neue Kriegsgedichte. Welch einen Hühnerhof von piepsender Literatur hat dieser Weltkrieg schon hervorgerufen. Einige Hähne haben allerdings gut und kräftig gekräht, aber jetzt schweigt, Hühner und Kapaunen."

Am 17. Juli stirbt ihr Bruder Victor: „ich sehe ihn so deutlich liegen, so friedlich und so schön."

Am 13. September ist ihr 85. Geburtstag: der letzte, der ihr beschieden war. Graf Victor hatte die Bibliothek für die Messe herrichten lassen: „Der Pfarrer hielt eine Ansprache, die mich tief ergriffen hat."

Im Oktober ist sie wieder in Wien. „Mit meinen Augen ist", nach einer Konsultation mit dem Arzt, „nichts anzufangen. Alter läßt sich nicht kurieren." Ihre Leidenschronik wird immer schmerzlicher.

2. Dezember. Von 11 bis ½12 Uhr geschlafen, von ½12 bis 6 Uhr gehustet, von 6 bis ½8 Uhr geschlafen, geträumt, wie jetzt immer, daß ich auf der Reise bin." Sie erfährt Weihnachten, daß Otto Fleischls Frau, ihre Gastfreundin in Rom, gestorben ist. Graue traurige Dezembertage beschließen das Jahr, stundenlang anhaltende Schmerzen quälen sie. Die Witwe Moritz, die Mutter Ludo Hartmanns, Frau Bertha Hartmann, stirbt: Kondolenzbriefe, so hatte Marie Ebner schon ein paar Jahre vorher geklagt, habe man in ihren Jahren am häufigsten zu schreiben.

Sie liest Naumanns „Mitteleuropa": „Evangelium" nach ihrem Eindruck.

Ihr alter Kammerdiener Ferdinand muß einrücken. Sie läßt sich von Frau Wilbrandt Gisela Bergers Drama „Der Sohn der Sonne" vorlesen: „Sehr interessant, voll Talent", urteilt sie nach den ersten zwei Akten; „die drei letzten Aufzüge fallen ab", so schreibt sie nach der zweiten Vorlesung. Sie wird mit den Ergänzungen zum „Zeitlichen Tagebuch", die Paetel telegraphisch verlangt, am 8. Februar fertig.

Am 12. Februar heißt es: „Katarrh. Schwere Nacht." Am 14: „Katarrh, zu Bette." Am 16: „Letzte Glung. Pater Roßmiller ein Engel, mein guter Breuer[33] wie ein treuer Sohn." 18. Febr.: „Zerstreue die Mächte, die Kriege wollen, zerschmettere sie in deiner Kraft." P. 88. 10. 25. Febr.: Meine Marie nach Innsbruck, um Fritz zu sehen. 26. Febr.: Marie telephoniert: gut gereist, Fritz wohl. 27. Februar. Bedeutende Besserung. 1. März. Marie aus Innsbruck zurück. Fritz wohl, aber noch heiser, sehr mager. Er rückt wieder ein. 4. März. Meine geliebte Marie nach Brüx[34] zurück. 5. März. Die „Möve", Kommandant Graf zu Dohna-Schlobitten, ist mit englischen und indischen Gefangenen an Bord und einer Million Gold-Barren in einen heimischen Hafen zurückgekehrt. 15 englische Schiffe hat die Möve versenkt. Und daß sie nach allen ihren Großtaten der feindlichen Wachsamkeit entkommen konnte, grenzt ans

Wunder. — 6. März. Es schneit. Karte von meiner Marie, gut gereist und angelangt. Namenstag meiner geliebten Schwester Fritzi. Geburtstag meiner beiden Brüder Adolf und Victor. Nun beide mir vorangegangen. Brief Hermine Dillinger. 7. Wieder ganz schlaflose Nacht. — 8. An das liebe Ehepaar Schultz. 9. Die furchtbaren Kämpfe um Verdun. Wir siegen uns zu Tode, soll ein Deutscher gesagt haben. Karl Moy hat sich verlobt. Karte an Mitzi, an Hermine. — 10. März. Eine sehr gute Nacht. Karte an Moy. An Herrn Dr. Düsel, mit allem einverstanden, aber das Erscheinen des Buches darf nicht verzögert werden. — 11. März. Herzklopfen. An Hermine.

Am 12. März starb, längst auf ihr Ende gefaßt, die Dichterin. Schon am 5. Oktober 1915 hatte sie dem Tagebuch anvertraut: „Ich habe nicht die Empfindung ins hohe Alter, ins hohe Greisenalter getreten zu sein, ich habe die Empfindung, hineingefallen zu sein, ganz plötzlich. Augen, Gehör, Schlaf sind auf einmal schlechter und schwächer geworden, als sie schon waren, und das Schwinden des Gedächtnisses eine wahre Qual. Es macht mich mir selbst oft zum Spott."

Ihre Nächsten mußten ganz im Gegenteil staunen über die Selbstbeherrschung, mit der sie sich geistig und seelisch in allen Anfechtungen aufrecht hielt. Die österreichische Patriotin, die zudem eine Patriotin der ganzen Menschheit war, litt durch den Weltkrieg unaussprechlich: „Wieder ein Tag und wieder ein Tag in einer Zeit, in der jeder Tag so schwer wiegt, wie ein Jahrhundert."

Ihre Krankheiten hat sie geduldig und standhaft in allen Altersstufen getragen. Nicht zum wenigsten ihre letzte. Und wie sie ihr körperliches Leiden niederkämpfte, niederschwieg, so lang das anging, blickte sie gelassen auch dem Tod entgegen. Mit Louise Schönfeld sprach sie einmal vom Sterben. Die alte Freundin sagte: „Ich möchte wissen, wie ich mich dabei benehmen werde." „Mich benehmen", so erläuterte das Marie

Ebner: „d. h. sie wollte sich noch im letzten Augenblick in der Hand haben, sich noch wissend, sehend beherrschen, und sie hätte sich anworten dürfen: Groß, gut und schön werde ich mich benehmen, denn so hat sie getan."

Genau so hat Marie Ebner gedacht und gehandelt. Als P. Roßmiller zur letzten Ölung kam, bat ihn Marie Ebner besorgt, beim Eintreten über die Schwelle sich in acht zu nehmen, um nicht an der Hänge-Lampe anzustoßen. Wie der Priester ihrem 89jährigen Vater nachrühmte, er ist gestorben wie ein braver Soldat, durfte der Zeuge von Marie Ebners Scheiden erklären, sie ist gestorben wie eine gottergebene Heilige.

Am 15. März wurde die Leiche aus der Spiegelgasse in die Stephanskirche überführt, wo die Familie, die nächsten Freunde, der Ministerpräsident Graf Stürgkh, Oberstkämmerer Graf Lanckoronski, Vertreter der Universität, der Schillerstiftung, der Grillparzergesellschaft, des Schriftstellerinnenvereins und die mit ihrem rotseidenen Banner ausgerückte Uhrmachergenossenschaft — durchweg Korporationen, deren Ehrenmitglied die Dichterin war — und viele andere, die Marie Ebner in Verehrung anhingen, der Einsegnung beiwohnten. Dann wurde der Sarg auf die Nordbahn gebracht, von wo die Fahrt weiter nach Zdislawitz ging. In der Familiengruft fand einige Tage später die Beisetzung in der Nische neben ihrem Gatten statt.

Als erste und bisher einzige Gabe aus ihrem Nachlaß erschienen die noch bei ihren Lebzeiten druckreifen „Erinnerungen an Grillparzer" und die Blätter aus einem „Zeitlosen Tagebuch". „Was sie mit den Grillparzererinnerungen sich vorgenommen hatte, ist ausgeführt", heißt es in den Tagebucheinträgen. „Es steht nicht ein Wort darin, das einem Buch entlehnt wäre.

Nur eigene Beobachtungen und nur wirklich Miterlebtes kommt darin vor."

Das Meistergeheimnis dieser Eigenart ihrer Bildnismalerei, die uns schon zuvor mit den unerreichten Porträts von Louise von François und Betty Paoli beschenkt hat, ist allerdings unübertragbar: das Auge, mit dem sie ihre Urbilder beobachtete, das Herz, mit dem sie in alle Heimlichkeiten ihres Wesens sich einlebte, war einzig.

Die vergötternde Liebe, mit der sie zu dem Schutzpatron ihrer Erstlinge aufblickte, trübte, nachdem Baronin Josephine Knorr sie bei Grillparzer anfangs der sechziger Jahre eingeführt hatte, ihren Blick nicht für die Wunderlichkeiten, mit denen er sich und seine Umgebung, die Schwestern Fröhlich, quälte. Und ihre flammende Begeisterung für die Größe des Künstlers und seine seltenen Charaktereigenschaften minderte es nicht, daß sie liebenswürdige Menschlichkeiten eines Sonderlings an ihm entdeckte und in ein paar munter erzählten Anekdoten ebenso schalkhaft festhielt, wie die belustigendsten Züge der Freiherrn von Gemperlein, des Mansuet Weberlein, der Kapitalistinnen und endlich oder erstlich eine der grellsten ihrer zahllosen eigenen — im „Muff" bei der Heimkehr aus der von ihrem Gemahl mit echt soldatischem Ausdruck als „Urschlerei" verspotteten Damengesellschaft begangenen — Übereilungen durch unbedachte, unzeitige, für sich und die Beschenkten ärgerlich ausgehende Freigebigkeit.

Was sie bei ihren Besuchen in Grillparzers Behausung erlebte und unmittelbar in ihren Tagebüchern aufzeichnete, hat sie künstlerisch geformt, so die (Abschnitt 5 mitgeteilte) Geschichte, wie sie Grillparzer einmal trifft, vertieft in die Lektüre Lope de Vegas und dermaßen hingerissen von

einer Szene, daß er darauf besteht, ihr trotz ihrer Einrede, daß sie nicht Spanisch verstehe, den ganzen Auftritt vorzulesen: die 85jährige wiederholt den Verlauf jenes Vorfalls mit dem Zusatz: wenn sie Umschau hielte in ihrem hohen Alter nach den glücklichen Stunden, die ihr das Schicksal vergönnt hat, zähle sie die Stunde, in der ihr Grillparzer in einer ihr fremden Sprache eine Szene aus einem ihr fremden Stücke vorlas, zu ihren weihevollsten und schönsten.

Wir hören aber auch manches Neue: so das drollige Abenteuer mit den Rasiermessern. Grillparzer, der verdrießlich die meisten der Ovationen zu seinem 80. Geburtstag mit seinem altgewohnten „Sei's" über sich hatte ergehen lassen, erwiderte Bauernfeld, der ihm meldete, Wiener Damen hätten 20 000 Gulden zur Begründung einer nach seinem Belieben zu gestaltenden Grillparzer-Stiftung gesammelt: „Ehre, no ja, schon gut, wir haben in Österreich ohnehin zu wenig Ehre, und was die Freude betrifft, wenn mir die Damen eine Freude machen wollen, dann sollen sie mir drei neue Rasiermesser schenken, weil die meinen schon schlecht sind." Marie Ebner nahm die Ironie für blanken Ernst. Ihr Vater und ihr Mann versorgten ihr auf ihre Bitte sofort die vorzüglichsten englischen Rasiermesser, die sie Grillparzer eiligst brachte. Der Dichter sah das Etui zuerst mißtrauisch an: beim ersten Blick auf ihren Inhalt war er kindlich erfreut: „Die sind schön und wohl auch gut"; er betrachtete die Messer wohlgefällig, legte den Arm um ihre Schulter und gab ihr einen langen ernsthaften Kuß. Als sie am nächsten Morgen Anna Fröhlich schüchtern fragte: „War der Herr Hofrat zufrieden?" lautete die halb verlegene, halb belustigte Antwort: „Die Rasiermesser? Die hat Kathi — sind Sie ihr nicht auf der Stiege begegnet? —

gerade fortgetragen. Die sind ihm wieder nicht recht. Die müssen umgetauscht werden." „Umgetauscht, er kann sie nicht brauchen — und ich habe dafür einen Kuß bekommen. Fräulein Anna, Fräulein Anna, jetzt komme ich mir ja vor, wie eine Diebin."

Eine andere Rasiermessergeschichte zeigt den Griesgram noch in weit launenhafterer Stimmung. Marie Ebner findet ihn in übelstem Humor an seinem Schreibtisch stehend; er hatte sich beim Rasieren in den Zeigefinger der linken Hand geschnitten und Kathi Fröhlich war damit beschäftigt, die kleine Wunde zu verbinden. Der Dichter trieb ungeduldig zur Eile, fuchtelte mit dem blessierten Finger hin und her, hörte auf keine Bitte Kathis, ruhig zu bleiben, und Marie Ebner fiel als unbefangener Zuschauerin auf, daß sie während der ganzen Prozedur, die auch ihr, vermutlich wegen Grillparzers Ungebärdigkeit gegen Kathi, peinlich war, nie zu ihr hinsah, sie nicht mit einem Blick „zum Zeugen der Unausstehlichkeit anrief, die unser vielgeliebter Dichter bei einer geringfügigen Gelegenheit zu entfalten im Stande war."

Es ist nicht das einzigemal, daß Marie Ebner, wie gegen Grillparzer selbst, Partei nahm für die von Bauernfeld als „Parzen" gehänselten, von Grillparzers Verwandten, Rizy und von Sonnleitner, als „nicht standesgemäß" unterschätzten verehrungswürdigen Schwestern.

Ihre Zärtlichkeit für den Mann, ihr Kult für den Genius wird durch solche Wahrhaftigkeit gesteigert, nicht gedämpft. Es sind Andachtsstunden, als ihr Weilen und Baron Rizy Zugang zu den Nachlaßschätzen gewähren. Ihre letzten Besuche der Grillparzerzimmer in der Spiegelgasse beim Abschied von der letzten heimgegangenen Schwester Fröhlich, der allerletzte Gang der 85jährigen in das Grillparzerzimmer des Wiener Rathauses,

wo sie den Schreibtisch, neben (nicht: an) dem sitzend sie ihn immer traf, den Lehnstuhl, in dem er starb, liebkosend streichelt, sind wortlos die beredtesten Zeugnisse der kindlichen Treue, mit der sie bis an ihr Lebensende sich dem Altmeister verbunden fühlte.

Und wie sie bei der Prüfung aller im Wiener Rathaus gesammelten Grillparzerbilder geurteilt hat, im Grunde seien nur die von Daffinger überzeugend lebenstreu, wird von ihren Grillparzer-Erinnerungen, die den Gesprächskünstler, den Dulder, den Epigrammatiker, der die Huldigungen zum 80. Geburtstage „Gnadenstöße" schilt, den freimütigen Erzähler der Geschichte und Leidensgeschichte seiner Schöpfungen mit höchster Anschaulichkeit vergegenwärtigen, gesagt werden dürfen: daß sich mit ihnen kaum eine Grillparzerschilderung anderer Literatoren (Bauernfeld, Holtei, Heyse, Hopfen, Frau v. Littrow, Emil Kuh, Wilhelm Scherer usw.) messen kann.

Wie mit den Größten, hielt sie es mit den Kleinsten. Wie sie im Übermenschen das Menschliche nicht übersah — in ihren Briefen an Minor und in ihren Tagebüchern macht sie Vorbehalte gegen manches Absonderliche in Goethes Art und Behaben —, spürte sie, wenn es irgend anging, im scheinbar Unmenschlichen das Menschliche auf [35]. Cervantes, so haben wir vorhin von ihr gehört, konnte grausam, doch nicht grausam und zynisch sein: deshalb sei er der Edelmann unter den Humoristen. Mit gleichem Recht dürfte man sie die Edelfrau unter den Humoristinnen nennen. Auch sie hätte — wie Goethe das in Noten zum westöstlichen Divan tut — verstanden, mit dem orientalischen Dichter dem Aas eines faulenden Hundes eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut:

Herr Jesus, der die Welt durchwandert
Ging einst an einem Markt vorbei;
Ein toter Hund lag auf dem Wege!
Geschleppet vor des Hauses Tor;
Ein Haufe stand ums Aas umher
Wie Geier sich um Aeser sammeln.
Der Eine sprach: Mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz ausgelöscht."
Der Andre sprach: „Was braucht es viel!
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück".
So sang ein jeder seine Weise,
Des toten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih
Sprach ohne Schmähn er guten Sinns
Er sprach aus gütiger Natur:
„Die Zähne sind wie Perlen weiß."
Das Wort macht den Umstehenden,
Durchglühten Muscheln ähnlich heiß.

Ein Wort, ein Gleichnis, das bei Anzengrubers Hauderer, dem Dorf-Philosophen im „Doppelselbstmord", als „Heilandsbewußtsein", bei Marie Ebner als Menschen-Glaube wiederkehrt. Diese von Menschenverächtern und Weltschmerz-Predigern, von Timon bis auf Larochefoucauld und Schopenhauer abgewiesene, versöhnliche und tröstliche Grundstimmung teilt Marie Ebner mit den größten Erzählerinnen Frankreichs und Englands.[36]

Der Adam Bede und Silas Marner der Eliot würden das „Gemeindekind" verstehen.

Ein Glaubensbekenntnis der Staël scheint auf die Ebner gemünzt: in der bewundernswerten Rede, die sie einem religiösen Einsiedler in den Mund legt, sagt sie: Das Genie soll nur die höchste Güte der Seele offenbaren.

Taines Nachruf auf die George Sand könnte in seinen Hauptsätzen die Summe der Existenz der Ebner ziehen: par la pratique de la vie et par l'étude des sciences elle est arrivée au calme; elle a

compris et loué le travail, le bon sens, la raison, la société, la famille, le mariage, toutes les choses, utiles, salutaires ou nécessaires. On ferait une belle histoire de cette évolution graduelle et naturelle, sincère et progressive, déterminée toute entière par le seul effet de l'observation assidue jointe au travail intérieur d'un esprit loyal et sain.

Am ſchönſten und wahrſten hat Marie Ebner ſich ſelbſt, ihr Lebenswerk und ihr Vermächtnis unbewußt gewürdigt in der Gewiſſenserforſchung der frommen Heldin in der „Unbeſiegbaren Macht". Die Johanna in „Ihr Beruf" bekennt ſich, ſtill vor ſich hinſinnend: „Ein weltliches Evangelium wird die edle Kunſt genannt und ſie iſt es und auch ihre Diener ſind von Gott berufen und den Auserwählten unter ihnen verleiht er Wunderkräfte."

Quellen.

Handschriftliche Quellen flossen mir schon bei Lebzeiten der Dichterin für meine zum 70. Gedenk-Jahr ihrer Geburt 1900 gedruckten „Biographischen Blätter: Marie von Ebner-Eschenbach (Berlin, Paetel)" zu: 1915 vertraute sie mir aus freiem Antrieb ihre Tagebuch-Auszüge von 1867—1904 an und nach ihrem Tode haben ihre Erben Graf Victor Dubsky und Gräfin Marie Kinsky geb. Dubsky mir gütig die weiteren Tagebuchauszüge von 1904—1916 überantwortet. Im Juni 1917 war es mir vergönnt, in Zdislawitz das von Frl. Helene Bucher noch unter den Augen Marie Ebners mit außerordentlicher Sorgfalt geordnete Ebner-Archiv durchzusehen und eine Reihe von Arbeitsheften, Briefschaften, Manuskripten auszuwählen, die ich nach Wien mitnehmen und jahrelang benutzen durfte. Die Briefwechsel mit Paul Heyse und Julius Rodenberg konnten durch das Entgegenkommen von Frau Anna Heyse und Frau Justine Rodenberg vollständig ergänzt werden in den Gegenbriefen. Die Briefe an Franz Alt hat mir Frl. Louise v. Alt, die an Adalbert Meinhardt die Schwester Frl. Johanna Hirsch, an C. F. Meyer Frau Camilla Meyer, an Jacob Minor dessen Tochter Frau Dr. Rita Zöbel, die an Alexander v. Weilen dessen Witwe Frau Professor v. Weilen zu Gebote gestellt. Mit unermüdlicher Hilfsbereitschaft förderten mich durch schriftliche und mündliche Mitteilungen, vor allen Gräfin Marie Kinsky; ferner Frl. Helene Bucher, der Testaments-Vollstrecker Oberlandesgerichtsrat Dr. Ehrenreich und dessen Gemahlin. Die Briefe Marie Ebners an Rodenberg hat mir der Direktor des Goethe-Schiller-Archivs Professor Dr. Julius Wahle zugänglich gemacht, die Übermittlung aus Weimar der österreichische Gesandte in Berlin Prof. Dr. Ludo Hartmann ermöglicht. Aufschlüsse gaben mir im einzelnen Max Kalbeck, Frau Dr. v. Kralik, Isolde Kurz; Prof. Christian Huelsen und Prof. Dr. Emanuel Löwy (für die römische Zeit).

Gedruckte Quellen: Bartels' Handbuch, R. M. Meyers Grundriß zur Geschichte der Deutschen Literatur, die Jahresberichte für neuere deutsche Literatur, die Inhaltsverzeichnisse des „Literarischen Echo" werden wesentlich ergänzt durch die Literatur-

Angaben in Käthe Offergelds fleißiger Arbeit „M. v. Ebner-Eschenbach. Untersuchungen über ihre Erzählungs-Technik (Münster i. W. 1917)." Die dort und in den Verlagskatalogen von Paetel und Cotta angeführten Ausgaben der einzelnen Schriften und Gesammelten Werke. Die bisher nur in Zeitschriften verstreuten, längst eines Sammelbandes würdigen und bedürftigen Selbstbekenntnisse (in der von K. E. Franzos herausgegebenen Geschichte des Erstlingswerkes); die Feuilletons der Neuen Freien Presse über Betty Paoli und über L. v. François. Die Briefe aus Rom (1900) in der Gartenlaube; „Bei meinen Landsleuten" (Skizze in der Neuen Freien Presse). Eine reiche und doch nicht vollständige Fülle von M. Ebner gewidmeten Büchern, Übersetzungen, Zeitungs-Aufsätzen im Ebner-Archiv.

Anmerkungen.

Einleitung.

Zu Seite 1:
„Anzengruber. Von Marie von Ebner-Eschenbach" S. 65/66 der „Gedenkblätter an Ludwig Anzengruber. Zusammengestellt als Erinnerung an den 25. Todestag des großen Volksdichters von Franz Joseph Böhm, Breslau 1915.

Zu Seite 11:
Auguste Wilbrandt-Baudius las im Anschluß an meine Gedenkrede bei der vom Wiener Volksbildungs-Verein nach dem Tode der Dichterin veranstalteten Feier eine Reihe von Skizzen Marie v. Ebner-Eschenbachs; die „Einleitung" beruht auf jener Rede.

*

Zdislawitz.

Zu Seite 17:
Zu diesem, wie zu jedem folgenden Abschnitt vgl. Bettelheim, Marie v. Ebner-Eschenbach, Biographische Blätter. Berlin 1900. — Zu S. 17. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich 51. Teil 120—122: Friedrich Siegmund Freiherr von Dockel.

*

Im Ebner-Archiv.

Zu Seite 27:
Vgl. Ebner-Eschenbach Moritz Freiherr v. (meinen Nekrolog im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog. III. 331 und V. 16).

*

Kinderjahre.

Zu Seite 44:
Eine „historische Anekdote" Vater Dubskys hat Marie Ebner im Wiener Extrablatt vom 25. März 1894 nacherzählt: „Ew. Majestät, wir bitten alleruntertänigst"; zwei weltunkundige Bittstellerinnen haben Audienz bei Kaiser Franz; Vater Dubsky hatte Dienst als Kammerherr; nachdem die überdemütigen alten Damen verabschiedet sind, kommen sie nochmals und bedrängen Vater Dubsky so sehr,

daß der Gutmütige sie ganz ordnungswidrig nochmals zum Kaiser führt, an den sie die Frage stellen: „Ew. Majestät, wo wohnt der Herr Hofrat?", der ihre Sache zu erledigen hat. Die mit überlegener Laune geschriebene Skizze ist bisher leider in keinem Buch der Dichterin wiederholt. In ihren letzten Lebensjahren merkte Marie Ebner in ihren Tagebuch-Einträgen an, daß Hebbel eine ähnliche Geschichte seltsam verändert nacherzählt: „Zum Kaiser Franz kommt eine Frau um ein Kielmannseggesches Stipendium. Der Kaiser sagt ihr, sie müsse sich an die Grafen selbst wenden und sie geht. Plötzlich reißt sie aber wieder die Tür auf und fragt: wo wohnen die Grafen? Er antwortet: Federl-Hof Nr. so oder so. Hebbel nennt als seinen Gewährsmann: Präsident Schaarschmidt. (Friedrich Hebbel, Tagebücher, Historisch-kritische Ausgabe von R. M. Werner, 1903, S. 239.)

*

Brautstand und Ehe.

Bis zum Jahre 1888.

Zu Seite 80:

[1] Amalie Haizinger. Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien 1906. — [2] Über Fladung 161 ff.

Zu Seite 93:

[3] Josef Weilen. Ausgewählte Werke. Wien, Teschen (o. J.). Einleitung von Prof. Dr. Alexander v. Weilen (datiert Oktober 1912).

Zu Seite 99:

[4] Einblick in die Briefe Marie Ebners an Eduard Devrient vergönnte mir 1900 Professor Hans Devrient; ich entnehme der belangreichen Korrespondenz einige bezeichnende Stellen:

„Indem ich mir erlaube, Ihnen mein Drama „Maria Stuart in Schottland" zur Prüfung zu übersenden, unterwerfe ich es dem Urteile, dessen günstige oder ungünstige Entscheidung zur Lebensfrage für den jungen Dramatiker werden kann — dem für ihn wichtigsten in ganz Deutschland." Mit dieser Anrede übermittelt. Ihr ergebenster Diener M. v. Eschenbach. Klosterbruck, 28. Juli 1860. — „Marie Stuart in Schottland." — Für die Annahme des Dramas dankt sie überschwänglich; sein Lob beglückt, sein Tadel ist ihr wegweisend; bis ins Kleinste geht sie seinen Einwendungen und Ratschlägen nach.

Am 5. Oktober 1861 sagt sie: Dank und Segen für seinen Brief. Sie will keinen größeren Erfolg, als die Empfindung, daß Männer, wie Devrient, an ihr Talent glauben. Dankt der Darstellerin Frau Lange. „Ihr Brief vom vorigen September, die Hoffnung auf die Aufführung in Karlsruhe waren durch ein langes Jahr die edlen, aber einzigen Stützen meines Muts. Von Berlin kam das Stück zurück, von München, hier ward es abgewiesen, aus Dresden, Hamburg, Frankfurt, erhielt ich, trotz wiederholter Anfragen, nicht einmal eine Antwort. Ein kleiner Lichtblick war einmal ein freundlich anerkennender Brief von Dr. Lasker in Breslau und Dr. Dingelstedt. Von Hannover schrieb man, die Maria sei angenommen (vergangenen Winter), aber führte sie nicht auf.

Begreifen Sie, daß ich mir dachte: dein Stück ist nichts wert und dein Talent ist auch nichts wert? — Hier hieß es: Sie müssen andere Stoffe wählen, — Stoffe einfachster Art, Sie müssen ein Stück in Prosa schreiben. — So hab' ich jetzt, hochverehrter Herr Doktor, ein solches geschrieben, gestern, als Ihr Brief angekommen war, setzt' ich jubelnd und glückselig die letzten Worte desselben auf das Papier. Das Stück heißt „Die Schauspielerin" und behandelt den Konflikt zwischen dem Leben und der Kunst. Ob der leitende Gedanke (der „Schauspielerin") genug klar hervorspringt: Ganz müsse die Hingabe an die Kunst sein, sonst tauge weder das Leben, noch die Kunst! Ob endlich der Dialog in Prosa mir gelang? Nebst der absoluten Einheit der Handlung auch jene von Zeit und Ort festzuhalten, schien mir bei diesem Stoffe eine gebotene Notwendigkeit. Nur lasse ich die Handlung nicht vom Tage zur Nacht, sondern von der Nacht zum Tage spielen, wie ja auch die Heldin aus den Schatten ihrer Zweifel durch Kämpfe und Leiden zum sonnigen Lichte der wahren Erkenntnis gelangt.

Am 6. November 1861 beugt sie sich Devrients Ablehnung der „Schauspielerin"; das Stück soll in der Lade bleiben. Er soll nur nicht den Autor aufgeben. Vielleicht ist sie glücklicher mit ihrer nächsten Aufgabe, Cinq-Mars.

„Sie fragen mich aufrichtig, wer ich bin, hochverehrter Herr! so muß ich Ihnen aufrichtig antworten. Ich bin wirklich nur eine arme Frau, die Frau des guten wackeren Obristlieutenants, an welchen Sie alle Ihre Briefe richten. Sagen Sie das Niemandem — ich flehe darum! und Sie selbst, wenn es möglich ist, vergessen Sie's. Weil ich rücksichtslos unbarmherzig beurtheilt

sein will, weil ich um keinen Preis der Welt Nachsicht erfahren möchte, habe ich dem edlen und ritterlichen Devrient nicht sagen dürfen, daß seine Urtheile über die Arbeiten einer Frau gefällt werden. Und so beschwör ich Sie denn: schonen Sie mich auch jetzt nicht. Der die Kunst liebt, für sie lebt und stirbt wie ich, der muß es vertragen können, seine liebsten Hoffnungen scheitern zu sehen, wenn sie dem hohen Ideale nicht entsprechen, das seine Sache fordert.

Also keine Rücksichten, hochverehrter Herr! Sie sind der klassische — ich darf sagen: unsterbliche Schriftsteller, der große Künstler — ich bin der unbedeutende Anfänger. So stehen wir einander gegenüber. Erlauben Sie mir denn auch ferner mich zu nennen Ihren Verehrer, Ihren dankbaren Schüler.

Eschenbach.

Bedauern über Verlust des 3. Aktes durch den Postenlauf. „Recht traurig bin ich, daß mein Incognito so bald verrathen wurde," schreibt sie im Dezember. „Mag man sagen was man will, das große Publikum tritt den Frauenbestrebungen auf künstlerischem Gebiete (dem der Schauspielkunst ausgenommen) recht befangen entgegen. Kann es auch anders sein? Ja, ist es nicht gut, daß es so ist? — Die Seelenkämpfe, inneren Widersprüche, all der Sturm und Drang, aus dem jedes Kunstwerk geboren wird, sind, im Frauengemüthe durchgemacht, keine Sympathie erweckende Erscheinungen.

Wenn indessen die Anonymität durchaus nicht mehr aufrecht zu halten ist, so muß ich mich in das Unabänderliche fügen und das Visier aufschlagen, hinter dem ich so gerne meine Schlachten gefochten hätte. Ihnen, hochverehrter und bester Herr Doktor, will ich keinerlei Zwang und Verpflichtung auferlegen — ziehen Sie es vor, den Fragenden die Wahrheit über mich zu sagen, so thun Sie es. Bei meinem nächsten Stücke, beim Cinq-Mars werde ich mich besser in Acht nehmen, ein anderes Pseudonym wählen, und außer Ihnen und meinen Allernächsten, auf die ich bauen darf, soll Niemand von dem Verfasser wissen.

Mit Liebe und Begeisterung beginne ich nun die neue Arbeit, glücklich, daß Sie den Stoff gut heißen. Richelieus Charakter übt eine so gewaltige Anziehung auf mich, daß sich's nicht beschreiben läßt, mit welchem Eifer ich mich in dessen Studium versenke. Man schaudert vor dem Manne wie vor einem Teufel und betet ihn darauf wieder an wie eine Gottheit. Wie steht er

am Schlusse seiner Laufbahn dem Cinq-Mars gegenüber, dem er sagen kann: „Ja, ich habe mit eiserner Strenge regiert, ich hab im Blute gewatet, ich habe meine Seele mit Lüge und Heuchelei befleckt — aber alles was ich gethan, habe ich für Frankreich gethan.“ — Wenn mich an dem gewählten Stoffe etwas erschreckt, so ist es seine Fülle. Nebst den drei Hauptfiguren stehen Anna von Österreich, Maria von Gonzaga, de Thou und Pater Joseph so groß da, daß es mir schwer sein wird, sie ganz zu zeichnen, ohne den gegebenen Raum zu übertreten. Denken und dichten kann ich dieses Stück, ob ich es auch machen kann, muß die Folge lehren.

Entschuldigen Sie, daß ich es wage, eine kleine Photographie von mir in diesem Briefe einzuschließen, und wenn Sie eine werthlose Gabe mit einer unschätzbaren erwidern wollen, so erweisen Sie mir die Freude, mir Ihre Photographie für die meinige zu schicken.

Vom 16. Januar 1862. Dank für das verheißene Gegenbild. „Nicht nur als Marie Ebner, auch als Eschenbach will ich den Leuten fortan ehrlich und offen in das Gesicht sehen. Nun ist aber die Zeit der schlimmsten Kämpfe hinter mir. Ihr Interesse für meine Bestrebungen adelt dieselben in den Augen Vieler, die ihnen sonst keine Berechtigung zugestehen wollten. — Ich kann es nie genug wiederholen: Ihnen dank ich unsägliches Gute!“

Nach einem Hinweis auf Devrients Versuch, Tiecks Blaubart zur Aufführung zu bringen, fährt sie fort: Ich habe vor einigen Monaten die Tieckschen Dramen zum ersten Male gelesen und mich darin nicht zurecht finden können. Zur Übung, um davon zu lernen, versuchte ich's im Kopf den dramatischen Kern aus den vielen Schalen, in denen er wie eine Zwiebel eingehüllt ist, herauszuschälen und es war mir nicht möglich, etwas Greifbares zu gewinnen, nicht eine feste Gestalt, die einen tüchtigen Kopf hat und auf zwei Beinen ruht. Überall ein Mangel. Trat ein Fuß fest auf, so taumelte ganz gewiß der andere.

Vom 23. März 1862. Entschuldigt sich, daß sie eine dramatische Kleinigkeit gesandt. „Die vollkommen fertigen Pläne zweier Trauerspiele liegen vor mir, die ich jede Stunde auszuarbeiten anfangen könnte. Nur schließen jedoch die Stoffe beider dieselben von dem Burgtheater aus, die Stücke würden fertig sein und ich nicht die geringste Hoffnung haben, sie spielen zu sehen. Ich aber muß nach diesem Ziele streben; kann jemals

ein dramatischer Dichter werden, wer seine Gestalten nicht auf der Bühne Fleisch und Blut gewinnen sah? Die jetzige Richtung des Geschmackes unseres Publikums und die große unverantwortliche Vorliebe unserer Direction für das französische Lustspiel haben überhaupt das ernste Drama vom Burgtheater beinahe ausgeschlossen; ein neuer Dichter, der hier mit einem Trauerspiel auftritt, nimmt den Kampf mit drei mächtigen Widersachern auf: der Direktion, dem Publikum und der Kritik. Seit einer Reihe von Jahren fielen alle gebrachten Tragödien, nur mit Variationen. Einige langsam, wie Johanna Grey, die Fabier, andere rasch, wie die Sabinerinnen, Tristan, Heinrich von der Aue, Düwecke, der letzte Ravenswood. Ja, ich mußte erleben, daß im vergangenen Winter das herrliche Vorspiel zur Libussa vor leeren Bänken gespielt wurde, hier, wo der greise, hochverehrte Dichter desselben, unser edler Grillparzer, seine letzten Tage in Traurigkeit und halber Vergessenheit und beinahe in Armuth verlebt.

Alle diese unerquicklichen Erfahrungen und die nicht ruhenden Vorstellungen der Meinigen brachten mich zu dem Entschlusse, meine Thätigkeit für einige Zeit dem Lustspiele zu widmen. Die erste, kleine, vielleicht unreife Frucht derselben liegt Ihnen vor: ein zweites fünfaktiges Lustspiel „Ein kleines Unrecht", hoffe ich im Laufe des nächsten Monats zu beenden. Nun geht meine Bitte dahin, Sie, hochverehrter Herr, dringend zu ersuchen, „Die Veilchen", wenn Sie nicht unbedingt den Stab über das kleine Stück brechen, in Karlsruhe spielen zu lassen, dadurch würde sich unsere Direktion, die dasselbe vor sechs Wochen angenommen hat, gewiß auch bewogen fühlen, es zu geben.

5. April 1862 heißt es, daß sie Cinq-Mars ein zweites Mal zurücklegte: Richelieu macht den Cinq-Mars hier unmöglich, und bevor ich wieder eine Tragödie schreibe, die hier nicht gegeben werden darf, möcht' ich doch eine geschrieben haben, die auf dem Burgtheater doch gegeben werden könnte.

2. Mai 1862 meldet sie: Seit Wochen durch lange Krankheit der Schwiegermutter jeder Arbeit entzogen. — Studien zur Tragödie „Jacobäa" von Cleve. „Der Sommer bringt vielleicht bessere Tage — meine Muse bedarf nur eines freundlichen Sonnenblicks, um mir weiter treu zur Seite zu stehen."

Am 4. Februar 1863 schrieb Eduard Devrient an Baronin Ebner aus Karlsruhe: „Hochverehrte Frau! Daß wir so lange nichts von Ihrer dichterischen Thätigkeit vernommen, läßt mich

freilich nicht glauben, daß Sie aufgehört haben — eine solche Kraft vermag nicht zu feiern —, aber ich fürchte, daß Sie sich aus Unbefriedigung an dem Verhalten der Bühne Ihrem Talente gegenüber von der Bühne selbst abwenden könnten. Ich müßte es aufs Tiefste beklagen, weil ich Ihre dramatische Befähigung für die Ihrer Zeitgenossen überragende halte. So werde ich — abermals in das Preisgericht der preußischen Schillerstiftung berufen und mit bestimmten Aussichten, daß diesmal nicht bloß negativ geurtheilt werden wird, — Ihre Maria Stuart zum Preise mitempfehlen, ja die erste Stelle für das Gedicht ansprechen, weil es an dramatischer Kraft und Lebendigkeit, Charakteristik und Bühnenfähigkeit alle anderen in den Jahren 60, 61 und 62 hervorgetretenen Stücke überragt. Meine ergebene Bitte geht nun dahin, daß Sie, verehrte Frau, mir drei bis vier Exemplare des Stückes, mit dem neuen dritten Akte, zur Verfügung stellen möchten, um der Prüfungskommission Gelegenheit verschaffen zu können, das Gedicht genau kennen zu lernen. Die Erfüllung meiner Bitte schließt nicht im Entferntesten eine Bewerbung von Ihrer Seite ein, die Vorschläge gehen von Mitgliedern der Kommission ohne Vorwissen der Autoren aus, und ich würde Sie in Unwissenheit über meinen Vorschlag gelassen haben, wenn Ihr Stück im Buchhandel zu haben wäre. Meine weitere Bitte geht dahin, daß Sie meine Mittheilung ignorieren möchten. Von mir wird man nicht erfahren, daß ich Sie von meiner Absicht in Kenntniß gesetzt habe.

Gewähren Sie mir, hochverehrte Frau, bald meine Bitte. Würde ich dabei vernehmen, daß Sie mit einer Arbeit für die Bühne beschäftigt sind, ohne Rücksicht auf das Hofburgtheater, würde ich auf das Innigste erfreut sein.

Ihrem hochverehrten Gatten meine angelegentlichste Empfehlung, Ihnen den Ausdruck meiner hohen Verehrung ergebenst Eduard Devrient.

Die Erwiderung der Ebner auf diese den Schreiber und die Empfängerin gleicherweise ehrende Zuschrift sagt: nicht in ihren kühnsten Träumen hätte sie gewagt zu denken, daß ihre Maria als Mitconcurrentin um den Schillerpreis nur genannt werden könnte. Und nun wollen Sie, aus eigenem, freiem, großmüthigem Antriebe ein Wort für sie sprechen?! — Gab die Jacobäa nach dem zweiten Akt auf, zu düstere Charaktere. Schrieb mittlerweile bürgerliches Schauspiel.

März 1863 arbeitet sie an Cinq-Mars, an einem Lustspiel

und dem für die Rettich gedachten Schauspiel. „Voll Unglauben an meinen Stern zweifle ich, je das Glück zu erleben, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, Ihnen mit lebendigem Wort danken zu können. Und vielleicht soll ich mir's gar nicht wünschen — wenn ich heut' vor Ihnen stünde, brächt' ich wahrscheinlich kein einziges Wort heraus.

April 1863. Cinq-Mars wächst. Das Schauspiel zu senden hat sie keinen Mut. Es entstand, nicht weil es entstehen mußte, sondern wollte.

Gastein, 7. Juli 1863. Gebrauchte die Bäder auf ärztlichen Rath. Will von dort nach München und dem Drang ihres Herzens folgend nach Karlsruhe. Frage, ob Devrient in der zweiten Julihälfte daheim?

Wien, 10. December 1863. Neue Cinq-Mars-Krise. Sechs Akte oder Stück später anfangen lassen?

Zdislawitz, 27. September 1866. Weiß sich mit der Roland nicht zu helfen. Soll Heldin in Zeiten des Glanzes und der Schuld gezeichnet werden, so muß das Stück viel früher anfangen, Stoff wächst massenhaft, kaum möglich, ihn in einem fünfaktigen Stück zu verarbeiten. Wie wär's mit einem Vorspiel? Es würde die Ereignisse des 14. Jänner 1793 schildern, Marias Mitschuld an der Verurtheilung des Königs, ihre Verachtung seiner Familie und aller seiner Anhänger. Der Gang der Revolution bis dahin, der Einfluß, den die Roland auf dieselbe genommen, könnte klar auseinandergelegt werden, ebenso die Stellung der Parteien zu einander und jene Frankreichs zum Auslande. Es schlösse mit dem Siegestaumel der Republikaner. Im Stücke selbst würden uns die Girondisten und Jacobiner schon als Bekannte entgegentreten. Maria hielte ich, besonders in den ersten Akten, schroffer und hochmüthiger, brauchte aber nicht die ganze Composition umzumodeln.

— — Dank für seinen herrlichen Brief. Freilich gilt es jetzt für Jeden, der unsere gesegnete deutsche Sprache spricht und schreibt, vor Allem aber für den, der in ihr dichtet, sein möglichst Bestes zu leisten, wir Österreicher besonders müssen es durch unsere Werke bethätigen, daß wir zu Deutschland gehören, was auch die neue preußische Geographie dagegen — nach dem Prager Frieden — einwenden möge. Was wir sind, sind wir durch deutschen Geist geworden, durch deutsche Bildung und trotzen dem Versuche, den man anstellt, uns das vergessen zu machen.

Wien, 2. März 1875. Meldet sich nach jahrelangem Schweigen. Fragt, ob sie ihm Erzählungen widmen darf?

Wien, 9. März 1875. Freude und Rührung über seine Antwort. „Ich war gar nicht gewiß, daß Sie meine Bitte erfüllen würden. Wenn Ihnen vielleicht zufällig irgend eine hier geschriebene Kritik über eines meiner Stücke zugekommen ist, mußten Sie glauben, ich hätte mich zu einem viel zu gefährlichen Blaustrumpfe ausgewachsen, als daß man sich so ohne weiteres ein Buch von mir zueignen lassen dürfe. Aber Sie haben Ihr Vertrauen zu Ihrem alten Schützling nicht verloren und dafür, verehrter, theurer Freund, möchte ich Ihnen so danken können, wie ich danken wollte. Man spricht immer schlecht, wenn man zuviel zu sagen hat, so geht es mir Ihnen gegenüber. Was jedoch in einem Briefe nicht Raum hätte, die Erklärung, warum eigentlich doch nichts aus meinen künstlerischen Bestrebungen geworden ist, das wird Ihnen die erste meiner Erzählungen „Ein Spätgeborener" geben."

Da Devrient über seine Augen klagte, so bittet sie, jemand aus seiner Familie möge ihm das mitfolgende Lustspiel vorlesen. „Männertreue" ist mit gutem Erfolg in Gotha gegeben worden. Vom Stadttheater zog sie es zurück, da Laube eine Besetzung vorschlug, die dem Stück den Untergang hätte bereiten müssen. „Nur auf einer Bühne hat ‚Männertreue' einen Erfolg errungen und wird sich allem Anschein nach auf derselben behaupten. Auf welcher? Jetzt werden Sie lachen — auf der des böhmischen Theaters zu Prag. Es ging dort in meisterhafter, vom Grafen Kolowrat besorgter czechischer Übersetzung und ganz brillant dargestellt im Herbst in Scene und hat seither zahlreiche Wiederholungen bei überfülltem Hause erlebt. Ist das nicht eine Ironie sondergleichen? Ein Stück, recht nach dem Sinne der Schlegel-Tieck'schen Schule, das Sympathieen erregt bei den bärbeißigen Taboriten und Deutschenfressern. Das ist doch der Segen der Naivität — nicht? Ja, wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder!" —

*

Leidensjahre.

Zu Seite 109:

[1] Vermutlich Anna Marie Nanny Jacquet, vermählt mit Josef Adamberger (1752—1807). Vgl. Alfred v. Arneth. Aus meinem Leben. 1891.

Zu Seite 110:

[2] Baron Münch-Bellinghausen. (Friedrich Halm.)

[3] Der Bruder und die Schwägerin Dubsky.

[4] Der Gatte Baron Moritz Ebner-Eschenbach.

[5] Graf Adolf Dubsky war jahrzehntelang Reichsrats-Abgeordneter in Vertretung des mährischen Großgrundbesitzes. Zuletzt in das österreichische Herrenhaus berufen.

Zu Seite 111:

[6] Von Friedrich Halm. Nach dem Spanischen. Die Mißstimmung durch den verlorenen Krieg erklärlich.

Zu Seite 112:

[7] Ferdinand von Saar. Kaiser Heinrich IV. I. Hildebrand. II. Heinrichs Tod. Vgl. Saars Sämtliche Werke. Herausgegeben von J. Minor. Mit einer Biographie des Dichters von Anton Bettelheim. Leipzig, Hesse.

[8] Robert Zimmermann, Professor an der Wiener Universität.

[9] Michael Leopold Enk von der Burg, Benediktiner in Mölk, der sich 1843 in der Donau ertränkte. Allgemeine deutsche Biographie VI. Freund und Lehrer Halms.

[10] Die lyrische Dichterin Josephine Freiin von Knorr.

[11] Die Dichterin Almásy-Wickenburg.

Zu Seite 116:

[12] Die schon oben, im Vergleich mit der Erscheinung der Schwester als grundlos erklärte Eigenheit, sich selbst für unschön zu halten.

Zu Seite 124:

[13] Eine ganz verfehlte satirische Literatur-Komödie, die Laube mit Recht zurückgewiesen hatte. (S. meine Biographie Saars Werke. Bd. I.)

[14] Emanuel Veith, berühmter Kanzelredner, Theolog, jüdischer Konvertit. Vgl. Reusch, Allg. D. Biographie.

Zu Seite 125:

[15] „Das dritte deutsche Stück, welches die Intendanz perhorresziert", schrieb Laube, Neue Freie Presse, 10. März 1868, „ist „Marie Roland" von Eschenbach. Ich habe es schon im vorigen Spätsommer angenommen und der obersten Direktion zur Bewilligung ausdrücklich empfohlen. Es spielt allerdings in der Revolutionszeit, denn Marie Roland ist die Heldin der Gironde. Aber sind denn 75 Jahre nicht Zwischenraum genug für historische Weihe? Und ist es nicht an der Zeit, hoftheatralische Vorurteile für gewisse historische Perioden endlich abzustreifen? Wir haben

längst und oft viel mißlichere Themata aufgeführt, als das vorliegende ist. Denn das Stück vertritt ja gegen die Jacobiner die edlere, gemäßigtere Partei des damaligen Paris; es beruht auf Grundsätzen, welche auch bei uns längst anerkannt und eingeführt sind und es ist geradezu eine Verherrlichung der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Marie Roland, einst Feindin der Königin, bekennt im letzten Akte rührend gerade ihre tragische Schuld, daß sie der Königin entsetzlich Unrecht getan. Und gerade darum, weil die Königin erwähnt wird — sie spielt natürlich nicht mit, sondern ist längst tot —, verweigerte der neue Generalintendant die Zulassung dieses Stückes von ganz reiner hoher Gesinnung. So schädigen allzu eifrige Diener gar oft die wahren Interessen ihrer Herrschaft."

Der Freundlichkeit des Direktors des Weimarer Goethe-Schiller-Archives, Herrn Professor Dr. Julius Wahle, danke ich die Mitteilung der folgenden, auf die dortigen Schicksale der „Marie Roland" bezüglichen Briefe und Berichte:

Hochwolgeborner Freiherr!

Durch Frau Baronin Stolzenberg dazu ermutigt, erlaube ich mir Euer Hochwolgeboren meine Marie Roland einzusenden, und dieselbe Ihrem freundlichen Wohlwollen zu empfehlen. Wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn sich mein Stück Ihr Interesse zu erringen vermöchte, versteht sich wol von selbst.

Ihrem gütigen Bescheid mit der größten Spannung entgegen sehend, bin ich hochachtungsvoll Hochwolgeborener Freiherr! Ihr ergebenster M. Eschenbach.

Wien, 12. November 1867.

(p. Adresse Bon. Ebner, Oberst im k. k. Genie-Stabe.
Wien, Landstraße, Hauptstraße Nr. 74.)

Abschrift eines Briefes von Loën an Frau Ebner, worin er sie Gnädigste Frau anredet, vom 30. November 1867: Er hat mit Interesse ihr Trauerspiel gelesen, hofft dasselbe im nächsten Jahr aufführen zu können, verspricht eine würdige mise en scène und fleißiges Einstudieren. Der Großherzog wünsche auch Vorführung ihres „Trauerspiels in Schottland", er aber wünsche in ihrem Interesse, daß zunächst die Roland gegeben werde, für die die Weimarischen Kräfte passend seien. Ersucht um Angabe ihrer Bedingungen, bittet aber dabei auf die Verhältnisse der Weimarischen Bühne Rücksicht zu nehmen.

Adressiert ist dieser Brief: Herrn M. Eschenbach usw.

Eigenhändiges Konzept eines Briefes von Loën, adressiert: J. H. Frau M. Eschenbach, vom 3. Nov. 1868. Meldet den sehr günstigen Erfolg der Marie Roland. „Die Szenen mit Roland und Danton, die Aktschlüsse pp. wurden mit dem lebhaftesten Beifall des Publikums begleitet, das eine von Szene zu Szene regere Theilnahme zeigte." Die Darstellung war sehr gelungen. „Die Mitglieder spielten mit ganz besonderer Lust, bis auf die kleinsten Rollen war entschiedene Sorgfalt und der Wunsch bemerkbar, der schönen und edlen Diktion der Dichterin gerecht zu werden." Der Großherzog habe ihn beauftragt, sein großes Interesse an der schönen Arbeit der Dichterin auszudrücken. Es scheint ihm gut, wenn über den Erfolg in Wiener Blättern etwas erschiene, er wolle das selbst veranlassen, wenn sie die betr. Zeitungen bezeichne und sich vergewissere, daß sie eine Besprechung resp. Notizen aufnehmen würden. Expediert wurde der Brief am 8. November.

Besprechung der Marie Roland in der „Weimarischen Zeitung", 8. November 1868. Das allgemeine Mißtrauen gegen Revolutionsdramen habe sich auch gegenüber M. R. als gerechtfertigt erwiesen. Es bleibt weit hinter seinem Stoff zurück, ist ein einfaches Familienbild, in welchem die Hauptträger der Zeitideen als riesige Zerrbilder, die eigentümlichen Institutionen jener Tage als große unlösbare Rätsel herüberblicken. Das Werk gehöre zu den schwächeren Erzeugnissen der neueren Zeit. Es sei kein Zweck vorhanden, den die Hauptheldin samt ihren Gesinnungsgenossen mit allen Kräften zu erreichen streben, keine sich stetig entwickelnde Handlung, keine sich allmählich entfaltende und fortreißende Leidenschaft, alles Stückwerk. Das Drama sei aus bunten, nicht zueinander gehörigen Stücken zusammengesetzt, manche derselben seien allerdings nicht übel, manche Züge, manche Charakteräußerungen seien tief und fein gedacht, die Situationen anziehend und ausgiebig. Der Charakter der Heldin ist geschlossen, zuweilen vortrefflich gezeichnet, die Sprache, wenn sie auch die inneren Vorgänge mehr andeute, scharf und klar, wohlklingend und edel. Die übrigen Figuren neben der Heldin entbehren des tieferen Interesses. Sehr gerühmt wird die Aufführung, besonders Frau Hettstedt in der Titelrolle.

[10] Die Schwester Friederike war mit Graf August Kinsky vermählt.

[17] Im Kampf um die konfessionellen Gesetze wurde nur die Not-Zivilehe angenommen.
[18] (Bruder) Graf Adolf Dubsky.

Zu Seite 126:

[19] Die vielberufene Frau des zeitweiligen Finanzministers Becke, der großen Anstoß erregte durch den von Heinrich Friedjung (Kampf um die Vorherrschaft I. 136) gebrandmarkten, von Joseph Schöffel vereitelten Plan des Verkaufes des Wiener Waldes.
[20] Laubes Tendenzstück behandelte das tragische Schicksal des Ministers Bruck.

Zu Seite 128:

[21] Saar war als Dramatiker von Laube nicht anerkannt worden. Karl v. Thaler hatte seinen Freund Saar, ohne ihn zu nennen, in einer Humoreske der „Neuen Freien Presse" als „Märtyrer der Schönheit" ironisiert.

Zu Seite 129:

[22] Lindner hatte für „Brutus und Collatinus" den Schiller-Preis erhalten, Schauferts „Schach dem König" bei einem Preisausschreiben des Burgtheaters den Sieg davongetragen.

*

Plutarch der Unberühmten.

Zu Seite 153:

[1] Baron Beck, der einflußreichste langjährige militärische Vertraute Kaiser Franz Josephs.
[2] Custos der Wiener Hofbibliothek, die er 1848 vor Feuersgefahr bei der Beschießung behütete, mit Emil Kuh, Herausgeber von Halms Nachlaß. S. Wurzbach, Biographisches Lexikon, 21, 164 ff. Die Vorliebe der Ebner für humoristisch zu nehmende Originale kam Pachler zugute.

Zu Seite 156:

[3] Geburtstag.

Zu Seite 158:

[4] Kolowrat.
[5] Vermutlich ist „Das Opfer" ein Stück, wie „Untröstlich".
[6] Jahrbuch des österreichischen Beamten-Vereins, 4. Jahrgang 1875. „Die Großmutter" von M. E. (die Dichterin zeichnete dort nur mit den Anfangsbuchstaben). Dasselbe Jahrbuch hatte die Ehre, 1878 die ersten Proben der Aphorismen, 1879 die beiden Freiherren von Gemperlein, eine Porträtstudie, und 1885 Aphorismen zu veröffentlichen.

Zu Seite 159:

[7] Der Band „Erzählungen" war von der Kritik beachtet, von Rodenberg, wie später auf Grund des Briefwechsels gezeigt wird, zum Anlaß genommen worden, Marie Ebner für die „Deutsche Rundschau" zu werben.

Zu Seite 161:

[8] Fleischl.

Zu Seite 162:

[9] Fleischl.

[10] Marie Komtesse Dubsky, die vielerwähnte Lieblingsnichte Stutzi der Dichterin, späterhin mit Graf Philipp Kinsky vermahlt.

[11] Für seine kurzlebigen Monatshefte für Kunst und Kritik.

[12] Vgl. meine Biographie Saars, der ich beifügen muß, daß der Stoff Saars einer Novelle von Uffo Horn in dessen „Bunten Kieseln" entnommen ist.

Zu Seite 163:

[13] Laube brach mit dem Vorurteil, den „Pfarrer von Kirchfeld" nur im Vorstadttheater spielen zu lassen.

[14] Jetzt in der Droste-Ausgabe der Klassiker-Bibliothek.

[15] Hostitz ist Zdislawitz benachbart. S. Kapitel 1.

Zu Seite 164:

[16] „Durch die Intendanz." Von E. Henle. Das Preisluſtspiel fand bei der Aufführung keine Gnade bei Publikum und Kritik.

[17] Der namhafte Astronom, dessen Gattin Littrow-Bischoff, Freundin Grillparzers, ein auch von Marie Ebner vielbesuchtes, in den Tagebüchern gerühmtes, gastliches Haus führte.

[18] Ein ausgezeichneter Uhrmacher, jahrelang der Vertrauensmann Marie Ebners in manchen in die Uhrmacherei, ihre Uhrenkäufe und Uhrenarbeiten einschlägigen Fragen.

Zu Seite 167:

[19] Ein später umgetauftes Werk: „Die Unverstandene auf dem Dorfe".

[20] Hofschauspieler, Regisseur, Gemahl der Tragödin Julie Rettich.

[21] Ein Literat, der zugleich Leiter einer Zeitschrift war.

Zu Seite 169:

[22] Zur silbernen Hochzeit von Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth, von Hans Makart geführt.

[23] Die Heldin der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin".

Zu Seite 170:

[24] Wilhelm Hemsen, Bibliothekar des Königs von Württemberg, Freund Heyses.

Zu Seite 185:

Wie gründlich Marie Ebner, die durch polnische Gewährsmänner und befreundete adelige Damen auch mündliche Berichte über die Revolution von 1846 zu Rate ziehen konnte, Vorgeschichte, Verlauf und Ursachen dieses Bauernaufstandes aus gedruckten und ungedruckten Quellen erforscht hatte, bestätigten hinterdrein, von der Genauigkeit ihrer Angaben überrascht zwei Fachmänner, die ihre Studien demselben Gebiet zugeführt hatten: J. Loserth (in einem Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher") und Arthur Kleinschmidt. Über die vorangehende Literatur (die Dembowski, Jacob Szela und die galizische Revolution von 1846 behandelt) vgl. S. 254 meiner „Biographischen Blätter" „Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin 1900."

*

Neue Freundschaften: Louise v. François, Paul Heyse.

Zu dem Abschnitt vgl. „Ein Briefwechsel mit Louise v. François in meinen „Biographischen Blättern" „Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin 1900" S. 102—126 und S. 211—218. — Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. (Erste Auflage, Berlin, 1905. Zweite vermehrte Auflage 1920, beidemal Marie v. Ebner-Eschenbach gewidmet.) — Louise von François. Die Stufenjahre der Dichterin. Von Professor Ernst Schroeter. Weißenfels a. S., 1917. — Louise von François von Dr. Hans Enz. Zürich 1918. — Louise von François: Schauen und Hörensagen. Aus meinen Kindertagen. (Deutsche Revue, Januar 1920; herausgegeben von Adolf Chimme.)

Zu Seite 208:

[1] Fleischl.

[2] Über Helene von Druskowitz, vgl. die zweite Auflage des Briefwechsels Meyer—François. Die begabte, nach Gelehrtenruhm und Dichterkränzen strebende Doktorin der Philosophie, eine geborene Wienerin, Schützling der Ebner, schrieb ein Buch über Shelley, das C. F. Meyer, dem sie durch L. v. François empfohlen war, wohlwollend anzeigte; mit dramatischen Werken scheiterte sie. Anfangs der Neunziger Jahre verfiel Helene von Druskowitz in Wahnsinn;

geisteskrank starb die Unglückliche 1918 in der niederösterreichischen Landes-Irrenanstalt Mauer-Oehling.

[3] Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 2. vermehrte Auflage. Berlin, 1920; vgl. auch das über Helene v. Druskowitz dort mitgeteilte.

[4] Vgl. die von Adolf Thimme Jänner 1920 in der „Deutschen Revue" gedruckten fragmentarischen Kindheits-Erinnerungen L. v. François: „Schauen und Hörensagen."

[5] Graf Victor Dubsky, Gesandter Oesterreichs in Athen.

Zu Seite 209:

[6] Auch Marie Ebner war katzenscheu, wenngleich nicht in so krankhafter Art wie L. v. François, deren letztes Buch „Der Katzenjunker" diesem Rätsel nachspürt. Vgl. Anm. zu S. 235.

Zu Seite 211:

[7] Paul Heyse war vermutlich zuerst durch „Die Dioskuren" auf Marie Ebners Erzählungen aufmerksam geworden. In diesem Sammelwerk wurde 1873 „Ein Edelmann", 1875 „Die Großmutter" gedruckt. 1879 erschien „Die Porträtstudie: die beiden Freiherrn von Gemperlein" im 8. Jahrgang der „Dioskuren". Diese Geschichte wurde ebenso wie der im 12. Jahrgang gedruckte „Krambambuli" später in Büchern der Dichterin wiederholt. Die Dioskuren brachten überdies im 10. Jahrgang 1881 das dramatische Proverbe: „Es wandelt niemand ungestraft unter den Palmen": die Wiederbegegnung eines Liebespaares nach 20 Jahren; die schwärmerisch verehrte Witwe nimmt nach dem ersten Jubel die Werbung des kühnen Helden und Löwenjägers nicht an, weil der inzwischen durch das afrikanische Klima Treibhaustemperatur gewöhnt ist, die er als Rheumatiker nicht entbehren kann, indessen die heißblütige Dame durch solche Siedehitze Schlaganfälle zu besorgen hätte. Zwei von Heyse mit Recht bewunderte kleine anonyme scheinlich selbstbiographische Gaben der Dioskuren 1885: „Mein Neffe" und 1889 „Armer Junge. Aus einem Cyklus Familien-Porträts" sind erstaunlicher Weise niemals andernorts gedruckt worden. Es wäre längst geboten, die biographischen Blätter („L. v. François; Betty Paoli, meine Uhrensammlung; bei meinen Landsleuten; Aus Rom) mit diesen verschollenen Skizzen zu vereinigen und mit den Gedichten der Ebner — gleichfalls in den Dioskuren und a. O. verstreut — in einem oder mehr als einem Band Nachgelassener Schriften herauszugeben.

Zu Seite 213:

[8] Heyses Einleitung, mit das Beste, was je über die Ebner gesagt wurde, preist „Marie Roland“ ausnehmend.

Zu Seite 217:

[9] „Die beiden Kapitalistinnen.“ Nach einer vom Bruder der Dichterin, Freiherrn Adolph Dubsky, dem Präsidenten der Unionbank, mit zwei weltfremden alten Fräulein erlebten wahren Begebenheit in einer genialen Humoreske der Dichterin verewigt.

Zu Seite 218:

[10] Paul v. Sczevanski. Alte Briefe. Erinnerung an Louise von François und Marie von Ebner-Eschenbach. Velhagen & Klasings Monatshefte. Februar 1920.

Zu Seite 222:

[11] Paoli.

Zu Seite 224:

[12] Gustl: Graf August Kinsky.

Zu Seite 226:

[13] Die Kleine war das Patenkind und Erbin des literarischen Nachlasses von Betty Paoli. Über die Vorlesung des Hirzepinzchen „Marie Ebner als Vorleserin“, Nation 1896, Nr. 51.

Zu Seite 227:

[14] In der „Neuen Freien Presse“ vom 25. Dezember 1917 veröffentlichte Graf Franz Dubsky, der selbst im Burgtheater als Dramatiker hervortrat, „Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach“, in denen erzählt wird, daß „Tante Marie“ die Geschichte vom Prinzen Hirzepinzchen als humoristische Strafpredigt für den kleinen Grafen gedichtet. „Bald wurde ich denn auch zu ihr gerufen, mußte mich niedersetzen und zuhören, und sie las. Anfangs nahm ich eine möglichst gleichgültige und geringschätzige Miene an, denn es interessierte mich gar nicht, was ich da zu hören bekam. Es war das Hirzepinzchen, Geschichte eines kleinen Jungen, der sehr keck und selbstbewußt war und die Liebe seiner Umgebung als etwas Selbstverständliches hinnahm, sie schlecht vergalt und in seinem Übermut sogar eine leibhaftige Fee als gemeine Person bezeichnete. Da bemerkte ich auf einmal: das war ja ich, ich selbst, und so lebendig gezeichnet, daß ich mich vor mir sah wie in einem Spiegel. Und nun lauschte ich, lauschte gespannt und immer gespannter, und als das Hirzepinzchen verzaubert war und die mächtige Fee

die Liebe zu ihm aus allen Herzen getilgt hatte, da verstand ich auf einmal, daß es wirklich nur die Liebe der anderen gewesen war, die meinem Leben Gehalt verliehen hatte. Da schmolz etwas in meinem Innern. Und als das Hirzepinzchen das Gut, das es verscherzt hatte, durch Arbeit zurückgewinnen mußte und es wirklich wieder zurückgewann, beschloß ich, mich den Weg führen zu lassen, den Tante Marie mich da wies. Ich hatte zum erstenmal eine Kraft und eine Überlegenheit verspürt, der ich mich unterwarf, ohne mir Rechenschaft zu geben, weshalb es geschah. An dem nächsten darauffolgenden Weihnachtsabend, als ich schöne, vergoldete Äpfel und Nüsse zum Geschenk bekam, habe ich einen schweren inneren Kampf mit mir selbst gekämpft, und dann diese Äpfel und Nüsse Tante Marie, deren Leben Wohltun und Nächstenliebe war, in der Absicht, es ihr gleichzutun, mit den Worten überbracht: „Da! Nimm Sie, damit Sie auch etwas hat!“ Zwar muß ich meine Großmut bedauert haben, denn ich fügte unmittelbar hinzu: „Essen kann Sie auch. Aber schade wär's halt.“ Aber Tante Marie schloß mich dafür in die Arme . . ., und diesmal war ich stolz darauf, ihr Gefallen erregt zu haben. Ich wurde es aber noch weit mehr, als ich erfuhr, sie hätte diese meine Äußerung in einer Novelle verwertet und mich darin so brav geschildert, als ich nun werden müsse: in „Fräulein Susannes Weihnachtsabend“.

*

In Rom.

Zu Seite 231:

[1] Professor Christian Hülsen hatte die Freundlichkeit auf meine Bitte über seine Begegnungen mit der Dichterin Näheres mitzuteilen:

„Tief bedauere ich, daß statt meiner nicht meine geliebte Frau antworten kann — sie ist mir im vorigen Jahre entrissen — sie verehrte und liebte die teure Baronin nicht weniger als ich und hat ihr wohl noch näher gestanden. Wir wurden ihr vorgestellt durch Otto v. Fleischl, gemeinsame Interessen, vor allem auch die Liebe zur ewigen Stadt, führten uns bald näher zusammen. Es war die Zeit der großen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum, die damals weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus Interesse erweckten, und auch wöchentlich, oft täglich etwas Neues, oft auch etwas wichtiges brachten. Ich hatte oft das Glück, die Baronin auf das Forum — und auch zu anderen Stätten des

antiken Roms — begleiten zu dürfen, und habe stets bewundert, mit welchem frischen jugendlichen Interesse und welchem feinen Verständnis sie unseren oft minutiösen Untersuchungen folgte: vor ihrem Dichterauge erstanden aus dem trockenen archäologischen Detail die Bilder einstiger Herrlichkeit. Diele Anregung verdanke ich ihren stets eingehenden und verständnisvollen Fragen: so war es nur Abtragung einer Dankesschuld, wenn ich sie bat, die Widmung des Forums-Büchleins anzunehmen. Um so mehr war ich überrascht und gerührt, als sie mich eines Tages mit der wundervollen Uhr erfreute, die sie selbst zusammengesetzt hat. Die Inschrift auf der Rückseite freilich kann ich nur guten Freunden zeigen, die mir zutrauen, daß ich damit keine Prahlerei treibe — denn sie ist mehr als ich verdiente. Und doch fällt täglich mein Blick auf die Worte: „Chr. Hülsen — gelehrt — verehrt — voll Erbarmen — mit den am Wissen Armen — Marie Ebner-Eschenbach 1904" und mahnt mich, stets der Freundschaft jener edlen Frau mich würdig zu zeigen, auch dadurch, daß ich versuche, unser trockenes Wissen lebendig und nutzbar zu gestalten.

Manche schöne und anregende Stunde haben wir in Marie Ebners gastlichem Heim an Piazza di Spagna verbringen dürfen — auch bei meinem letzten Besuche in Rom im Juni suchte mein Auge das Fenster im dritten Stocke von Nr. 9, aus dem die große Stehlampe mit ihrem milden roten Lichte wie ein Fanal über den Platz hinauszuleuchten pflegte, als Zeichen, daß sie für ihre Freunde zu Hause sei. Doch von den gemütlichen und interessanten Stunden am Teetische haben Sie vielleicht von E. Löwy eingehende Schilderungen.

Heidelberg, 21. September 1920.

Zu Seite 232:

[2] Helene Tafel (geb. Stuttgart 25. Dezember 1847 gest. Florenz 13. März 1903 war mit Marie Ebner als Übersetzerin einiger Werke (Božena usw.) in Beziehung getreten. Sehr anziehende Mitteilungen über dieses „Weihnachtskind" in den Worten des Nachrufes an Helene Tafel, gesprochen bei ihrer Feuerbestattung in Florenz von E. Maier (Florenz, E. Obsner). Helenens Vater war der namhafte schwäbische Demokrat Rechtsanwalt Gottlob Tafel; sie selbst übersiedelte ihrer schwankenden Gesundheit halber nach Italien; eng verbunden dem Moleschott'schen Kreise, war sie Positivistin in Glaubensfragen. In Rom war sie ganz eingelebt, in der Welt der Kunst ebenso daheim, wie in der Campagna. Sie

übertrug auch Novellen von Heyse, Sudermann, Voß, in das Italienische.

Zu Seite 235:

[3] Louise v. François hat im „Katzenjunker" diesen krankhaften Abscheu zum Vorwurf einer Novelle gewählt. Marie Ebner hatte von Kind auf, wenn auch nicht in solchem Grade wie die François, die gleiche Abneigung „gegen das ganze Geschlecht dieser samtpfötigen Raubtiere, dieser Vogelmörder, mit dem unhörbaren Schritt, den widerwärtig weichen Bewegungen, den falschen, phosphoreszierenden Augen. Mich überliefs bei ihrem Anblick, Hände und Füße wurden mir eiskalt, ich zitterte am ganzen Leibe, wenn meine Geschwister ein Kätzchen ins Zimmer brachten". So beginnt sie ein (erst in der 2. Auflage der Kinderjahre S. 98) berichtetes Abenteuer, das der Kleinen in Zdislawitz mit einer toten Katze begegnete. Im „Fink" ist die Katze der Erbfeind des schuldlosen Vogels.

Zu Seite 236:

[4] Das Urbild der „Geschichte der Vestalin" s. „Th. Huelsen Das Forum Romanum. Rom 1904." Abbildung 85. Einen Abguß dieser Figur hatte die Dichterin in ihrem Wiener Arbeitszimmer.

Zu Seite 238:

[5] S. meinen Nachruf „Ida v. Fleischl-Marxow", „Münchner Allg. Zeitung", Beilage vom 9. Juni 1899.

Zu Seite 240:

[6] Über das Ehren-Doktorat von M. v. Ebner-Eschenbach s. Minors Referat und das Diplom in meinen Biogr. Blättern „Marie v. Ebner-Eschenbach (Berlin 1900) S. 244—248. — Victor Adlers Brief vom 27. Jänner 1890, in dem er als begeisterter Verehrer die Dichterin bat, ihm für die Arbeiterzeitung den Abdruck von „Er laßt die Hand küssen", „Gemeindekind" usw. zu ermöglichen, auszugsweise von mir mitgeteilt im Literarischen Echo, Neujahr 1920: „Anzengruber und Victor Adler."

Zu Seite 243:

[7] Isolde Kurz schrieb mir auf meine Bitte über ihre Begegnungen mit Marie Ebner: „es ist mir mehr der Eindruck dieser edlen und feinen Seele geblieben, den ich Ihnen ja nicht zu schildern brauche, der unendlichen Herzenshöflichkeit und Zartheit, womit sie andere ins Licht, sich selber womöglich in den Schatten zu stellen suchte. Sie erzählte mir, wie viel sie von ihrer geistigen Entwicklung Frau Ida v. Fleischl verdankt. Auch sprach sie lächelnd über

gewisse junge mäßig begabte Schriftstellerinnen, vor deren Tür ein Gatte oder eine ängstliche Mutter Wache steht, damit niemand ihre Eingebungen störe, während ein ganzes Haus auf Socken gehen muß. Und sie verglich damit wie sie selbst ihre Manuskripte verstohlen schrieb, immer bereit, sie mit einem schnellen Griff in die Schublade verschwinden zu lassen. Natürlich sprachen wir auch über unsere beiderseitigen Arbeiten, ich über ihre „Reisegefährten", deren Feinheit und Kühnheit ich immer ganz besonders bewunderte, sie von meiner eben in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Zenobia. Letzteres Motiv entlockte ihr feinsinnige Bemerkungen über die Eigentümlichkeit der menschlichen Natur, sich zuweilen in ganz nahe persönliche Beziehungen zu einem völlig Unbekannten hineinzuträumen." „Sie schenkte mir ihr Aphorismenbuch und einen Novellenband, die beide in meinem jetzt beschlagnahmten Häuschen in Italien zurückgeblieben sind. Auch sandte sie mir aus Rom die von mir sehnlich gesuchte Photographie eines wundervollen griechischen Werkes nach einer sterbenden Penthesilea. Danach habe ich sie nicht wiedergesehen. An jenem Geburtstage, an dem ihr die Öffentlichkeit die letzte große Huldigung darbrachte, blieb ich leider stumm. Ich war zerschmettert vom Tode meiner Mutter. Aber es ging mir immer nah, daß ich ihr nicht ein letztes Zeichen meines Dankes und meiner Verehrung sandte."

[8] In einem „Arbeitsheft" heißt es: „Malvida Meysenbug ist schwer krank, sie wird nicht mehr genesen. Seit langer Zeit bringt sie die Nächte größtenteils wachend zu, leidet viel Schmerzen. Sie hatte mich rufen lassen und mit Theo Schücking fuhr ich zu ihr in die Via Polverina. Der Anblick der lieben Patientin überraschte mich freudig. Sie ist viel schmäler geworden, aber ihre Augen sind lebhaft, klar und leuchtend, wie je, so auch ihr Geist. „Ich habe nie überzeugender wie jetzt, in meiner schweren Krankheit gefühlt, wie getrennt die beiden sind, wie unabhängig von einander, Körper und Geist", sagte sie.

*

80. Geburtstag. Ausgang.

Zu Seite 253:

[1] Gräfin Kinsky, Dr. Otto v. Fleischl-Marxow, Graf Victor Dubsky begleiteten die Leidende bei diesem ihrem letzten Ausflug nach Italien. Eine allerliebste Augenblicks-Aufnahme zeigt Marie Ebner, wie sie Tauben auf dem Markusplatz füttert.

Zu Seite 264:

[2] Der Dichterinnen stiller Garten. Marie von Ebner-Eschenbach. Enrica v. Handel-Mazzetti. Bilder aus ihrem Leben und aus ihrer Freundschaft, dargestellt von Johannes Mumbauer. Freiburg im Breisgau, Herder, o. J.

Zu Seite 265:

[3] Fritz Mauthner. Marie v. Ebner-Eschenbach. Erinnerungen. Berliner Tageblatt. 2. April 1916.

Zu Seite 266:

[4] Das Gesuch Constant v. Wurzbachs, des durch sein Biographisches Lexikon des Kaisertums Oesterreich um sein Vaterland höchstverdienten Sammlers, der nach 54jähriger Dienstleistung um seine Pensionierung einkam, stellte fest, daß der 74jährige, seit vielen Jahren leidend, nach Abschluß des 60. Bandes seines Lexikons unfähig sei, eine neue Arbeit zu beginnen. Er bat, ihm seinen ganzen Gehalt mit 5000 fl. zu belassen, statt ihn auf den Gnadengehalt von 250 (nach Abzug von Steuer und Stempel 238) Gulden monatlich zu setzen, und, wie das geschehen, die Funktionszulage von 700 fl. zu streichen. Man hätte damit, wie eine Angehörige dem F.-M.-L. Ebner schrieb, einen Greis für seinen Lebensabend vor den drängendsten Sorgen bewahrt. Dem Eingreifen des Ehepaares Ebner gelang es, den Ministerpräsidenten Taaffe durch Graf Adolf Dubsky zur Einlösung einer Ehrenpflicht Österreichs gegen Wurzbach in bescheidenster Art zu bestimmen und derart mindestens gröblichen Undank zu verhüten. Constant v. Wurzbachs Brief an Marie v. Ebner-Eschenbach ist ein erschütterndes Dokument, ein Zeugnis der unglaublichen Gehässigkeit, Leichtfertigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der ihm und seinem Lebenswerk begegnet wurde.

Zu Seite 267:

[5] Glaser, Herausgeber der „Illustrierten Monatshefte" Westermanns.

[6] Der „Kinderjahre".

[7] Im „Zeitlosen Tagebuch" (1916) gedenkt die Dichterin dieser Pflanzung Michelangelos, spricht dort aber von Zypressen (Aus Rom. S. 84).

[8] Betty Paoli und Ida Fleischl.

[9] Der von Prof. E. Löwy empfohlene Bildhauer machte eine Büste der Dichterin und ihrer verstorbenen Schwägerin. Sein Schicksal behandelt die Skizze „Der Bildhauer" („Altweibersommer" 1909, S. 143).

[10] Nichte der Dichterin. Ihr Gatte war Italiener, Maler, päpstlicher Nobelgardist.
[11] „Die unbesiegbare Macht."
[12] Gräfin Louise Schönfeld-Neumann.

Zu Seite 268:
[13] Von Enrica Handel-Mazzetti.
[14] Zuerst bei Westermann, dann in dem Buche „Genrebilder" gedruckt.

Zu Seite 269:
[15] Im Titel und Motiv sich anlehnend an Turgénjews „Erste Liebe", später anders benannt, „Ob spät, ob früh", gedruckt in dem Bande „Genrebilder" (1910).
[16] Zuerst gedruckt Deutsche Rundschau, dann in „Erzählungen" (6. Band, 1911).

Zu Seite 270:
[17] Rodenberg hatte gegen die Urform von „Erste Liebe" Bedenken. Die Umarbeitung „Ob spät, ob früh" erbat er 7. Mai 1908 telegraphisch.
[18] Zuerst bei Westermann, dann in „Genrebildern" gedruckt.
[19] Ida Fleischls Todestag.

Zu Seite 271:
[20] Gemahlin des Wiener Physiologen Hofrat Prof. Dr. Sigmund Exner, die für meine Biographischen Blätter: Marie v. Ebner-Eschenbach (1900), meisterhaft die Sankt Gilgener Gesellschaft schilderte. Vgl. meinen Aufsatz: Emilie Exner („Biographenwege", Berlin 1913).
[21] Franz Alt war jahrzehntelang Stammgast auf dem Gut seiner Freundin Baronin Knorr in Gresten, wo seine Mutter geboren war.
[22] Spiegelgasse in Wien.
[23] Edinek, der Held von „Unverbesserlich". Ein verlotterter Junge, der sich in der Kirche als Beichte hörender Priester aufgespielt hatte, wurde verurteilt. In der ersten, dem Oberlandesgerichtsrat Dr. Ehrenreich von der Dichterin vorgelegten Fassung hatte sie, von unrichtigen kriminalistischen Voraussetzungen irregeführt, ein zu hohes Strafmaß angesetzt. Die sachlichen Vorschläge und Richtigstellungen Dr. Ehrenreichs nahm sie dankbar auf.

Zu Seite 272:
[24] „Genrebilder."

[28] Für mein „Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Band XIV. 1912".

[26] Brunnwinkel am Wolfgangsee; Sommersitz der Familie Exner.

[27] Zum 80. Geburtstag Kaiser Franz Josephs veröffentlichte die Abendausgabe der Wiener Zeitung Festgedichte von Marie v. Ebner-Eschenbach, Graf Wickenburg und anderen österreichischen Poeten.

Zu Seite 273:

[28] Erich Schmidts Artikel, jetzt in seinen „Charakteristiken". — Lobmeyr sandte die im Text wiederholte Adresse.

[29] Die Flügelnuß, die Marie Ebner vor dem Fällen gerettet hatte, wurde zu ihrem 80. Geburtstag mit einem Transparent geschmückt.

Zu Seite 275:

[30] Der Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften Eduard Sueß.

Für Marie v. Ebner-Eschenbach hatte schon zum 70. Geburtstage Paul Heyse den Text der Widmungsurkunde zu Marschalls-Ebner-Medaille gedichtet:

Wir nah'n Dir freudevoll, vieltheure Frau,
Von den Unzähligen, deren Herz in Lieb
Und Dank erglüht, so oft Dein Name tönt,
Nur eine kleine Schaar, doch die ein Vorrecht,
Dich anzureden, zu besitzen denkt,
Da ihre Freundesstimme Dir vertraut
Zum Ohre klingt. Und doch — nun Aug' in Auge
Will unser Mund nur zagend überfließen
Von dem, deß voll das Herz. Was könnten wir
Auch sagen, das der Allgeliebten nicht
In hellem Einklang rings entgegenschallt!
Denn wahrlich: nie einmüth'ger ward der Dank
Für reiche Gaben einem Dichtergeist
Schon von der Mitwelt dargeboten, nie,
Was selten Auserwählten sonst die Nachwelt
Nur gönnt, so freudig einer Lebenden
Gewährt, daß über der Parteien Lärm
Und Zwist ihr Bild in reiner Klarheit stehe.
Du aber, möchtst Du auch des eig'nen Werths
Noch so bescheiden, wie Du pflegst, vergessen,
Die Stimme Deines Volks, die Dich begrüßt

Als Deutschlands größte Dichterin, drängt Dir doch
Ans Ohr, und nicht die edle Stirn kannst Du
Dem Kranz entzieh'n, womit Dich huldigend schmücken
Die Besten Deiner Zeit, nur darin uneins,
Daß aus der Fülle Deiner Gaben Jeder
Vor allem rühmt, was ihn nach seinem Sinn
Zumeist beglückt: Der Deinen Ernst und Tiefsinn,
Jener die Herzensanmuth Deines goldenen
Humors und Der die Macht der Leidenschaft,
Wenn mit der Fackel tiefer Seelenkunde
Abgründe Du der Menschenbrust erhellst
Und über allem schwebt die Schöpferkraft
Der Phantasie, in ihrem freien Spiel
Bescheiden stets durch strenge Kunst gezügelt,
Die sich verbirgt, so daß ihr Werk uns anblickt
Wie lauterste Natur.
Doch wird das alles
Nicht oft und oft genug gesagt und wird auch heut
Dich tausendfach umklingen? Was denn blieb
Für uns noch übrig, das dem innigsten
Bewußtsein Deines Werths und unsrer Liebe
Genügen könnte? So vergönne uns nur
Zu dauerndem Gedächtnis dieses Tags,
Der Dich unalternd an des Alters Schwelle
Geführt, ein sichtbar Zeichen darzubringen:
Dein eigen Bild, von Künstlerhand geprägt.
Und wie in diesen geistbeseelten Zügen
Doch Deines eignen Wesens nur ein Abglanz
Erscheint, den unser treuer Liebesblick
Kundig ergänzt zu voller Lebensfrische,
So lies nun auch in diesem Freundesgruß
Zwischen den armen Zeilen, was an Lieb
Und Treu unwandelbar in alle Zukunft
Unausgesprochen bleibt.

Zum 80. Geburtstag Paul Heyses stiftete Marie Ebner folgenden Vers für das Ehren-Album:

Den Achtzigsten? Daß uns der Herr bewahre,
So sprach die Torheit unserer jungen Jahre,
Des Übermuts noch ungebrochene Kraft!
Ihn zu erleben, wäre schauderhaft. —

Und nun, o Freund, den ich noch niemals sah
Und der mir seelen-, der mir herzensnah,
Nun ist der Achtzigste herangekommen
Und seine Schrecken sind ihm fortgenommen.
Wir hielten uns bereit bei seinem Nahen,
Mit ernster Wehmut still ihn zu empfahen,
Doch da er heut erscheint nach letzter Frist,
Begrüßt ihn Jubel — weil er herrlich ist.
Wie mag Dir sein, Poet, bei seinem Tagen?
Ich sehe Dich von edlem Stolz getragen,
Die Stirn so klar und frei, den Blick erhellt
Vom Widerscheine Deiner inneren Welt.
Der Schaffenqualen leidenschaftlich Ringen
Verklärt zu siegessicherem Vollbringen,
Erschlossen in dem lauteren Gemüte,
Serenitas, die wundervolle Blüte.
Wer sie errang, der wallt auf hohen Bahnen,
Den trügt kein Irrwahn und den beugt kein Joch.
Er fühlt gar tief, was wenige nur ahnen,
Das Alter ist das schönste Alter doch.

Wien. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Wenige Monate später kam Heyses Gegengabe:

An Marie v. Ebner-Eschenbach zum achtzigsten Geburtstag.

Ich habe dir nie ins Auge geschaut,
Deine Stimme gehört, gedrückt deine Hand
Und fühlte mich doch dir so vertraut,
Als hätt' ich von klein auf dich gekannt.

Denn gingen wir auch getrennt durchs Leben,
Wir haben uns doch das Beste gegeben,
Was stets der höchste Freundesgewinn:
Einklang in Geist und Gemüt und Sinn
Und was an eigenster Art und Kunst
Gönnt' einem jeden der Muse Gunst.

In all dem Schönen, was du gedichtet,
Sah ich dein Aug' auf mich gerichtet
Und einer Stimme hört' ich zu,
Von der ich wußte: so sprichst nur du!

Ein Gleiches hast in langen Jahren,
So dünkt mich, du von mir erfahren,
So daß beschieden war uns Zwei'n
Von weitem ein hold' Beisammensein;
Und so wird's bleiben bis ans Ende,
Da jetzt dein brüderlich Getreuer
Bei deinem Altersfest auch heuer
Im Geist nur küßt deine lieben Hände.

Zu Seite 276:

[31] Lehrreiche Parallelen zu der Stellung und Geltung deutscher, englischer und französischer Dichterinnen gäben Vergleiche der Honorare, wie sie Annette v. Droste-Hülshoff, Betty Paoli, Marie Ebner und die Sand (die über eine Million mit der Feder verdiente) oder die Eliot bezogen; der letzteren bot der Verleger Smith für "Romola" 10 000 Pfund; nach dem Riesenerfolg von „Adam Bede" verdoppelte Blackwood nicht bloß das vereinbarte Honorar; er gab die Respektzeit für die Buchausgabe frei. Siehe George Sand: Histoire de ma vie. — Journal der Goncourt. — Eliot von Sidney Lee (English men of letters edited by John Morley). Das höchste Honorar, das Marie Ebner für einen Roman in einer Zeitschrift erhielt, betrug sechstausend Mark; die Honorare von Annette Droste-Hülshoff und Betty Paoli waren von beschämender Geringfügigkeit.

Zu Seite 284:

Ebner-Eschenbach von Gabriele Reuter (Die Dichtung. Band XIX. o. J.) 1905.

Zu Seite 290:

[32] Die Gemahlin und ein jüngerer Sohn des Grafen Adolf Dubsky.

Zu Seite 299:

[33] Ihr Arzt. Doktor Joseph Breuer.

[34] Gräfin Marie Kinsky besuchte den kranken Sohn in Tirol und kehrte dann zu ihrem Gatten nach Böhmen zurück, die beide beim Heere standen.

Zu Seite 305:

[35] Am 2. Oktober 1894 dankte sie Minor für die „bewunderungswürdige Schilderung der Zeit, die dem Bündnis zwischen Goethe und Schiller voranging"; sie rechtfertigt allerdings einen unüberwindlichen Groll gegen den ruhmgekrönten hochgestellten Mann, der sich nicht entschließen kann, dem armen aufstrebenden Dichter der Räuber die Hand zu reichen. Antipathisch konnte ihm die

Dichtung sein, zu dem gigantischen Talent, das aus ihr sprach, mußte er sich hingezogen fühlen. Das war Poetenpflicht. Statt dessen diese Kälte, diese Abwehr. Ich begehe wohl ein Sacrilegium, wenn ich mich von dem Glauben nicht losmachen kann, daß in dem großen Goethe, den auf Knien anzubeten wir uns oft hingerissen fühlen, ein kleinwinziger spießbürgerlicher Zug vorhanden war, der sich als spiritus familiaris in irgendeinem Fältchen der Toga des Unsterblichen festgesetzt hatte und manchmal zum Vorschein kam. Z. B. in jeder Gelegenheit, in der er sich auf den Weimarischen Minister etwas zugute tat, oder wenn er (wie in Karlsbad) dem Fürsten Metternich gegenüber den Staatsmann hervorkehrte. Das heißt doch seiner eigenen eigentlichen Größe zu nahe treten."

Die kleine Ketzerei hielt Minor nicht ab, Marie Ebners Rat einzuholen, wie der Vers im Faust zu erklären sei: Die Uhr steht still: der Zeiger fällt. Sie antwortete: „Der kleine Ruck, den der Zeiger einer Pendel-Uhr beim Stehenbleiben machen soll — ich habe das nie beobachtet — kann unmöglich gemeint sein. Das Herabfallen des Zeigers oder der Zeiger auf die Sechs am unteren Rande des Blattes findet statt, wenn der Zapfen, auf dem der Zeiger steckt, infolge der langen Dienstzeit, auf die er zurückblickt, abgerieben ist." Sie versinnlicht das durch Zeichnungen und erklärt sich bereit, Minor weitere fachgemäße Erklärung der Sache durch ihren, fast darf man sagen, genialen Uhrmacher in Wien geben zu lassen.

Ihr eigentliches Bekenntnis legte sie in der Festgabe zur Enthüllung von Hellmers Wiener Goethedenkmal (1900, dargebracht vom Wiener Goethe-Verein) ab:

„Vor dem Standbild Goethes.

Der Hauch deines Geistes drang in die Welt und mit der Luft, die sie atmen, haben die Menschen ihn eingesogen. Viele bewußt, mehr als Viele — unbewußt. Nun erhebt sich bei uns dein ehernes Bild, das Getreibe des Tages flutet vorüber an deiner stillen, erhabenen Gestalt. Aus leuchtenden Augen flammt Begeisterung zu dir empor, in Ehrfurcht neigen sich die Häupter. Aber auch Gleichgültigkeit zieht stumpfsinnig des Weges, Mißgunst, Haß sogar, erweckt in Manchem dein Anblick. Und doch — ob sie es ahnen, ob nicht — alle hast du bereichert, Unerschöpflicher! und die dich verhimmeln und die dich befehden, alle leben in deinem Zeichen.

Wien, November 1900. Marie Ebner-Eschenbach."

Zu Seite 306:

[80] Aus der reichen George-Sand-Literatur seien außer den grundlegenden Aufsätzen von Sainte-Beuve die kleine Schrift von E. Caro (Les grands écrivains) und die umfangreiche mehrbändige Quellen-Sammlung von Wladimir Karénine herausgehoben. — Nicht nach Gebühr bekannt ist Helene Richters liebreiche Studie George Eliot (Berlin, 1907, Alexander Duncker). Sidney Lee in seinem vorhin erwähnten Eliot-Buch geht weit schärfer ins Gericht. Doch auch Lee würdigt ihre Größe: she was not she used to say either an optimist or a pessimist but a meliorist: d. h. sie war weder Optimistin, noch Pessimistin, vielmehr eine „Melioristin", die an eine langsame, mühselige Verbesserungs-Fähigkeit des Welt-Laufes glaubt. Den schönsten Ausdruck dieser nicht überschwänglichen Hoffnung sah die Eliot in dem Fortleben edler Geister in empfänglichen Über- und Nachlebenden: the invisible choir is formed of those immortal deads who live again in minds made better by their presence. Gedanken-Reihen, wie sie Conrad Ferdinand Meyers gewaltiger „Chor der Toten" aufsteigen und Marie Ebners Lebenswerk und Vermächtnis niemals vergessen läßt.

NOV 25 1921

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Roman. 339 Seiten. 9. bis 13. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : :

Die Gottesfreundin Roman. 397 Seiten. 6. bis 9. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : : : :

Seit ich zuerst sie sah Roman. 430 Seiten. 9. bis 12. Tausend. Geheftet M. 12.—. Gebunden M. 20.— : :

Das heiligste Tier Ein elysisches Fabelbuch. 384 S. mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

Die Hügelmühle Roman. 3. Auflage. 453 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 16.— : : : : : ; : : : :

Die Weltwanderer Romandichtung. 3. Auflage. 397 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 15.— : :

Reif für das Leben Roman in 5 Büchern. 2. Auflage. 447 Seiten. Geheftet M. 12.— Gebunden M. 20.—

An der Grenze Roman. 280 Seit. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : : : : : : : : : : : : : : : :

Die Hirtin und der Hinkende Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. 139 S. Geh. M. 4.—. Geb. M. 8.—

Madonna della laguna Eine venetianische Künstlergeschichte. Geheftet M. 8.—. Geb. M. 14.— : : : :

„Gjellerup ist nicht einer der üblichen Unterhaltungsschriftsteller, die durch Glätte und berechneten Effekt sich schnell den Beifall der Menge gewinnen. Er meidet die billigen Pfade einer Kunst, die nur den Wünschen nach Sinnesreiz oder hohlen Allgemeinplätzen dient. Seine Werke stellen Anforderungen auch an den Leser. Gjellerup stellt die großen Menschheitsprobleme zur Erörterung. Er will, daß sein Leser sich auch innere Werte gewinnt. Seine Bücher überdauern die Mode und werden ihren Wert über den Tageserfolg weit hinaus behalten. Man nimmt sie immer wieder gern zur Hand, um aus einzelnen Partien Anregung und Versöhnung mit dem Dasein zu schöpfen. Sie können uns Lebensbegleiter werden."

Die Post.